Richter Berlin-Kölln

Richter, Berlin-Kölln
ng.-Bi
B
180
4
Nicht
entleihbar

Mag.-Bibl.
Berlin
Rathaus
XXIV. 6
176

Berlin-Kölln.

Zeit- und Kulturbilder

aus der

ältesten Geschichte der Reichshauptstadt und des märkischen Landes

von

Prof. Dr. J. W. Otto Richter
(Otto von Golmen).

Mit Illustrationen von Hugo Klinger.

Berlin und Jena.
Hermann Costenoble Verlagsbuchhandlung.
1902.

13,34
377
B 180/4 776/61
nicht verleihbar
BIBLIOTHEK DES MAGISTRATS ZU BERLIN
Ratsbibliothek
Fachabt. der Berliner Stadtbibliothek

Vorwort.

Die Geschichte Berlins ist gewissermaßen auch die Geschichte der Mark und des großen, machtvollen Reiches, welches aus dieser emporwuchs. Darin liegt die hohe Bedeutung dieser Spezialgeschichte für die ganze deutsche Nation, und eine edle, schöne Aufgabe muß der vaterländische Schriftsteller darin finden, ihren Verlauf größeren Kreisen unsers Volkes zu veranschaulichen.

Für trockene geschichtliche Darstellungen findet sich außerhalb der Fachgelehrten kein Publikum; sollen die gebildeten Laien, soll unsre Jugend in unsre Vorzeit eingeführt und mit dem Werdegange unsers Volkstums, unsers Staatswesens genauer bekannt gemacht werden, so hat zu ihnen mit dem Geschichtsschreiber zugleich der Dichter zu reden; es müssen die durch den Forscher ergründeten Thatsachen mittels der freischaffenden Phantasie zu lebendigen und in sich abgerundeten Bildern ausgestaltet werden.

Damit ist dem Verfasser für die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, von vornherein die Richtschnur gegeben. Wenn er den Leser einladet, mit ihm eine Wanderung durch die älteste Geschichte Berlins und des märkischen Landes zu machen, so will er denselben nicht durch eine fortlaufende Aneinanderreihung mehr oder minder bedeutender Ereignisse ermüden, sondern er fast hervorragende Perioden und Wendepunkte der geschichtlichen Entwicklung zu lebendigen, anschaulichen Bildern zusammen, welche er dem Leser vor Augen stellt. Jedes einzelne dieser geschichtlichen Bilder bedeutet gewissermaßen eine Szene in dem großen Entwicklungsdrama, welches sich vor dem Leser abspielt. Dieser sieht vor sich eine größere Zahl geschichtlicher Personen aller Art, welche entweder die Ereignisse unmittelbar hervorrufen oder von denselben beeinflußt werden oder sie verschiedenartig beurteilen; er wird mitten in die betreffenden Perioden hineinversetzt, mit den Zuständen, Lebensbedingungen und Gedanken längst vergangener Geschlechter durch deren Thaten und Reden deutlich bekannt gemacht.

Der Verfasser beginnt seine „Bilder" oder „dramatischen Szenen" an dem Zeitpunkte, an welchem sich auf dem Boden der jetzigen Reichshauptstadt erst unbedeutende Niederlassungen ärmlicher Wenden befanden, aber bereits die Saat christlich-deutscher Kultur durch Albrecht den Bären im Havel- und Spreelande gestreut wurde; er zeigt, wie Kölln und Berlin nach einander als deutsche Städte entstanden, mit einander zu einem Gemeinwesen verbunden wurden, unter

den großen Ballenstedtern emporblühten und nach deren Aussterben unter den Wittelsbachern und Luxemburgern zugleich mit dem märkischen Lande vielfachen Wechselfällen unterworfen waren, bis mit dem Erscheinen des ersten Hohenzollern sich der Morgen einer neuen Zeit ankündigte. Hier handeln nicht etwa bloß die Fürsten, vielmehr treten dieselben in der Darstellung persönlich wenig hervor; ihre Regierungsthätigkeit spiegelt sich vorzugsweise in dem Leben und Treiben sowie in den Berichten und Urteilen der Berliner Bürger und des märkischen Adels wieder. So entrollt sich vor dem Leser aus einem Zeitraume von nahezu drei Jahrhunderten nicht nur die Fülle aller wichtigen politischen Ereignisse, sondern auch eine Reihe packender Kulturbilder, die belehrend und unterhaltend zugleich sind.

Für seine früher veröffentlichten Arbeiten aus der vaterländischen Geschichte — die „Ahnen der preußischen Könige", die „Erzählungen aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte", den Berliner Roman „Thilo von Wardenberg", die Jugendgeschichte des Großen Kurfürsten (den „aufstrebenden Aar") und die „altdeutschen Künstlergeschichten" Albrecht Dürer, Adam Krafft und Hans Holbein der Jüngere — hat der Verfasser die allseitige freundliche Anerkennung geerntet, daß er bedeutsame Perioden und Persönlichkeiten unserer Vorzeit „frisch, lebensvoll und im besten Sinne volkstümlich zu zeichnen und dadurch in weiteren Kreisen Liebe und Verständnis für vaterländische Geschichte zu erwecken wisse"; — daraus darf er die Hoffnung schöpfen, daß sich auch seine „Zeit und Kulturbilder aus der ältesten Geschichte der Reichshauptstadt" einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werden, zumal ihnen von Künstlerhand eine Reihe packender Bilder beigefügt worden ist.

Godesberg am Rhein.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Pribislaws Tod	1
2.	Der Markgraf von Brandenburg	8
3.	Kölln-Berlin — deutsche Städte	21
4.	Kölln-Berlins Vereinigung zu einer Bundesstadt	40
5.	Unter dem großen Waldemar	52
6.	Propst Nikolaus von Bernau	73
7.	Wie man unter dem ersten Wittelsbacher lebte	87
8.	Aus der Zeit des falschen Waldemars	105
9.	Wie die Spreestädte und die Marken an das Haus Luxemburg kamen	123
10.	Die großen Berliner Brände	141
11.	Aus der Zeit der Quitzows	154

1.

Pribislaws Tod.

Es war an einem der letzten Septembertage des Jahres 1150. Noch umlagerten Morgennebel so völlig die langsam dahingleitenden Fluten der Zpriawa[1]), daß sich nicht einmal auf wenige Schritte die Gegenstände von einander unterscheiden ließen. Die Landschaft glich einem gewaltigen Meere, dessen Ausdehnung man nicht abzuschätzen vermag, dessen Gestade in unabsehbaren Fernen verschwimmen. Und auch sonst erschien die ganze Gegend überaus verlassen und öde. Selbst der Möwen kreischender Ruf war verstummt, und nur bisweilen ertönte aus den nebelumhüllten Wäldern der Nachbarschaft das Krächzen von Krähen und Raben herüber. Auf das Dasein von Menschen deutete zunächst nicht die leiseste Spur. Endlich begannen die Nebelschleier sich zu verändern. Zu langen Streifen ballten sie sich dichter zusammen, zwischen denen lichtere Räume entstanden. Und nun tauchten auf dem Flußwerder einzelne Gehöfte auf. Sie waren aus rohen Balken und Brettern gezimmert und lagen in einiger Entfernung von einander über den südlichen Teil des Werders verstreut. Diese Hütten des wendischen Fischerdorfes Kölln machten einen ärmlichen Eindruck. In ihrer Nähe waren geringe Flächen des Bodens bearbeitet, aber bereits der Feldfrüchte beraubt. Schmale „Moorlaken“ zogen sich zwischendurch, und auf einzelnen Horsten, besonders gegen Norden, erhoben in kleinen Gruppen uralte Eichen ihre weitverzweigten, knorrigen Aeste gen Himmel.

1) Spree.

Aus einem jener Gehöfte trat ein Mann von mittleren Jahren. Sein gedrungener Körper hüllte sich in ein Gewand von grober Leinwand; sein Haupt war von einem kleinen runden Hute bedeckt; in der Rechten hielt er einen langen Fischspeer. Bedächtig erhob er seine Blicke, um das Wetter zu beobachten. Soeben vergrößerte sich der lichtere Raum zwischen den Nebelstreifen; diese wichen mehr und mehr zurück, und über dem Flußwerder erschien auf wenige Augenblicke in der Höhe das schimmernde Blau des Himmels. Der Wende nickte verständnisvoll und trat wieder in sein Gehöft. Bald darauf erschien er in Begleitung eines jungen Burschen, welcher ein großes Netz trug. So lenkten sie ihre Schritte südwärts zu dem nahen Ufer des Flußarmes. Dort, wo jetzt „Friedrichs-Gracht" das Gewässer umsäumt, lag im Schilfe ein Kahn, mittels eines kurzen Hanfseiles an einem Weidenstamme befestigt. Schnell wurde er gelöst und mit den Fischergeräten beladen.

Unterdessen hatte auch die Sonne den Nebel siegreich durchdrungen; ihre goldenen Strahlen begannen sich in den Fluten zu spiegeln und die starkbetaute Uferlandschaft zu verklären. Noch prangten die feuchten Wiesen in üppigem Grün, doch von den Laubbäumen der höher gelegenen Horste hatten einzelne bereits gelblich-braunen Herbstschmuck angelegt.

Die Wenden achteten wenig auf die Umgebung des Flusses, sondern gingen eifrig ihrer Beschäftigung nach. Während der Kahn, von leisem Ruderschlage bewegt, langsam den Fluten entgegentrieb, senkten sie das von Steinen beschwerte Netz in die Tiefe, um es nach einiger Zeit wieder emporzuziehen. Der ältere Mann entwickelte hierbei eine bewundernswerte Geschicklichkeit. Indessen sein Bursche den reichlichen Inhalt des Netzes an Plötzen, Barschen und Hechten in einem halb mit Wasser gefüllten Kasten barg, fand er nicht allein Zeit den Kahn vorwärts zu rudern, sondern stach hin und wieder auch mit seinem langen Fischspeere nach größeren Schuppenträgern, welche von ungefähr an der Oberfläche des aufgerührten Wassers erschienen. Die Beute solcher Jagdangriffe hob er behaglich brummend empor, um sie dann neben dem Fischkasten auf den Boden des Fahrzeuges niederzulegen. Ein Gespräch zwischen den Fischern unterblieb gänzlich.

Währenddessen hatte der Kahn im langsamen Fortgleiten zwischen der jetzigen Insel- und Waisenbrücke jene Stelle erreicht, an welcher sich die den Werder von Kölln umgebenden Flußarme von einander scheiden; jetzt näherte er sich dem Ufer. Dort lagen im herbstlichen Sonnenscheine gegen Norden die Gehöfte des Fleckens Berlin, ebenso ärmlich aus Baumstämmen errichtet wie diejenigen des Nachbardorfes, während sich südwärts bis nahe an das Ufer heran größere Ackerflächen ausbreiteten. Ein wendischer Bauer war hier mit Bearbeitung des Bodens beschäftigt. Durch einen kleinen hölzernen Hakenpflug, vor welchen ein Rind von unansehnlicher Gestalt gespannt war, suchte er den mit Lehm vermischten Sandboden zu lockern und für die Aufnahme der nächsten Saat vorzubereiten. Plötzlich hielt er inne; er hatte die Fischer entdeckt. An das Ufer herantretend, rief er dem älteren Manne zu, und es entspann sich in dem wendischen Dialekte der Zpriawaner ein lebhaftes Gespräch.

Nachbar Nako, — so etwa lautete des Bauern Anrede — weißt du nicht, wie es zu Brennaburg in Heveldun[1]) aussieht?

Der Fischer seufzte:

---

1) im Havellande.

Niclot, gut wird's wohl nicht gehen. Was ich über Pribislaw, den alten Fürsten, in Erfahrung gebracht habe, war sehr ungünstig ...

Ein Landsmann — unterbrach ihn der Bauer — erzählte mir kürzlich, daß der alte Herr schwer krank sei. Jener Mann der Unsrigen kam aus Heveldun zur Zpriawa zurück und trug, wie er mir heimlich vertraute, Botschaft für Jaczco, den Fürsten von Cöpnic ... Aber, Nachbar, ich meine, daß wir keinen Grund haben würden, uns zu grämen, wenn die Göttin Morzana [1]) den Fürsten Pribislaw entführte. Hat er doch Triglaws Tempel auf dem Harlunger Berge [2]) zerstört, eine Kirche des Christengottes erbaut, die nun mit ihren Türmen weithin auf Heveldun hinabschaut, und in Parduin [3]) selbst, nahe bei seinem Schlosse, hat er Mönche von Leitzkau [4]) besetzt, die in ihrer Kirche den ganzen Tag die Glocken für den Christengott läuten und bis zu uns, hier an der Zpriawa, die Götter unsers Volkes zum Falle bringen.

Darüber mag ich mich nicht kränken, — versetzte der Fischer — denn wenn die alten Götter der Wenden nicht wollten, daß der Gott am Kreuze allhier die Herrschaft gewönne, hätten sie sich gegen ihn wehren und unsre Arme gegen die Deutschen stärken sollen. Hat nicht Triglaw zwei Köpfe mehr als der Christengott, und dennoch ist er vor diesem nicht auf der Hut gewesen! ... Nachbar, ich sage dir: die Herrschaft des alten Fürsten Pribislaw war gar nicht so schlecht, denn wenn er auch Christ geworden und von den Christen den Namen Heinrich angenommen, meinte er's doch gut mit den Heveldern, und was die Hauptsache ist, er gehörte zum Wendenvolke, war gleichen Stammes wie wir ...

Der Bauer schüttelte heftig sein Haupt:

Wer die Taufe nimmt, und die Götter unsrer Väter verläßt, der ist kein Wende mehr! Das hat der alte Fürst von Brennaburg genugsam bewiesen: Mit dem Markgrafen Albrecht, welchen man den „Bären" zubenennt — denn wild und hart ist er auch, gleich jenem Tiere im Urwalde —, knüpfte Pribislaw schon vor mehr als 20 Jahren unheilvolle Gemeinschaft. Dessen Sohne gab er damals das Land Zauche [5]), das von Brennaburg gegen Mittag liegt, und da ihm eigne Leibeserben fehlen, will er jetzt dem Bären auch ganz Heveldun vermachen.

Nachbar, das eben ist's, was mich bekümmert! — rief Nako, der Fischer — Wenn der Markgraf erst Brennaburg inne hat und Heveldun beherrscht, wird er die Zpriawaner nicht schonen, und dann ist's mit unsrer Freiheit vorbei. Deshalb hätt' ich dem alten Fürsten von Brennaburg noch ein langes Leben gewünscht!

Du meinst, daß er nicht wieder aufkommen wird?

Nako nickte bedenklich:

Ich vermute, daß er schon tot ist oder doch im Sterben liegt. Bischof Wigger, so sagte mir gestern ein Vetter, der flüchtig über Nacht bei mir Rast machte, weicht seit drei Tagen nicht aus dem Palaste und ist mit der Fürstin Petrussa ganz allein in Pribislaws Nähe. Nicht einmal die ältesten Diener läßt man zu ihm hinein, während auch der Palast also verwahrt wird, daß kein Unberufener eindringen kann. Was mich aber am meisten ängstigt, ist meines Vetters

1) Todesgöttin der Wenden.
2) Jetzt Marienberg.
3) Slavischer Flecken bei der Brennaburg (Brandenburg), die spätere Altstadt.
4) Am rechten Elbufer, drei Meilen von Magdeburg, ein vom Bischof Hartbert zu Anfang des 12. Jahrhunderts gegründetes Prämonstratenserkloster.
5) Als Taufgeschenk für den jungen Markgrafen Otto, im Jahre 1128.

Mitteilung, daß ehegestern ein geheimer Bote gen Stendal entsandt worden ist; weshalb wohl anders, als um den Bären herbeizurufen? Mein Vetter kannte den Mann, und als er diesen verstohlen ansprach, erfuhr er, um was es sich handelte...

Ha, wenn man sich verrechnete! — fiel ihm der Bauer Niclot lebhaft ins Wort — ich wollte dem Gotte Triglaw ein Kalb opfern!... Und weißt du, Nachbar, es wäre nicht gerade unmöglich: der Bote, der aus Heveldun gen Cöpnic zum Fürsten Jaczco zog, wird den wohl daheim angetroffen haben — und dann...

Meinst du, daß der Fürst etwas gegen Brennaburg unternehmen wird?

Der Bauer lachte verschmitzt:

Kennst du den Herrn von Cöpnic nicht? Zwar ein Oheim Pribislaws und älter als dieser ist er, aber trotz seiner Jahre kräftig und unternehmend wie ein Jüngling. Vorgestern Abend legt' ich mich spät zur Ruhe, und als ich eben im Einschlafen war, rauscht' es vorüber im Dunkel der Nacht, dort links vom Flußufer her; es klang nach Rosseshufen und Speerklingen. Rasch sprang ich vom Lager, öffnete die Thür und spähte durch die Finsternis — aber schon war alles vorüber. Ein Nachbar, der näher am Wasser wohnt, hat die Ursache des Geräusches erkannt. Von Cöpnic kamen die Reiter, waren wohl bewehrt, Fürst Jaczco selbst führte sie an — und nach Brennaburg ging ihr Zug...

Der Fischer bewegte bedenklich den Kopf:

Möchte Herrn Jaczco Erfolg wünschen, denn ein echter Wende ist er, und sein Recht auf Heveldun besser begründet als das des Markgrafen — aber meinst du, daß der Bär träge liegen und sich überflügeln lassen wird? Mancher Wende weiß davon zu reden, wie übel es thut, wenn der mit seinen Sachsen ins Land fährt! — Sollte Herr Jaczco wirklich früher als der Bär gen Brennaburg gelangt sein, so wird er dennoch schwerlich Einlaß gefunden haben!

Mehrere Berittene waren drüben am linken Ufer des Flusses erschienen, winkten dem Fischer zu und forderten, von ihm übergesetzt zu werden.

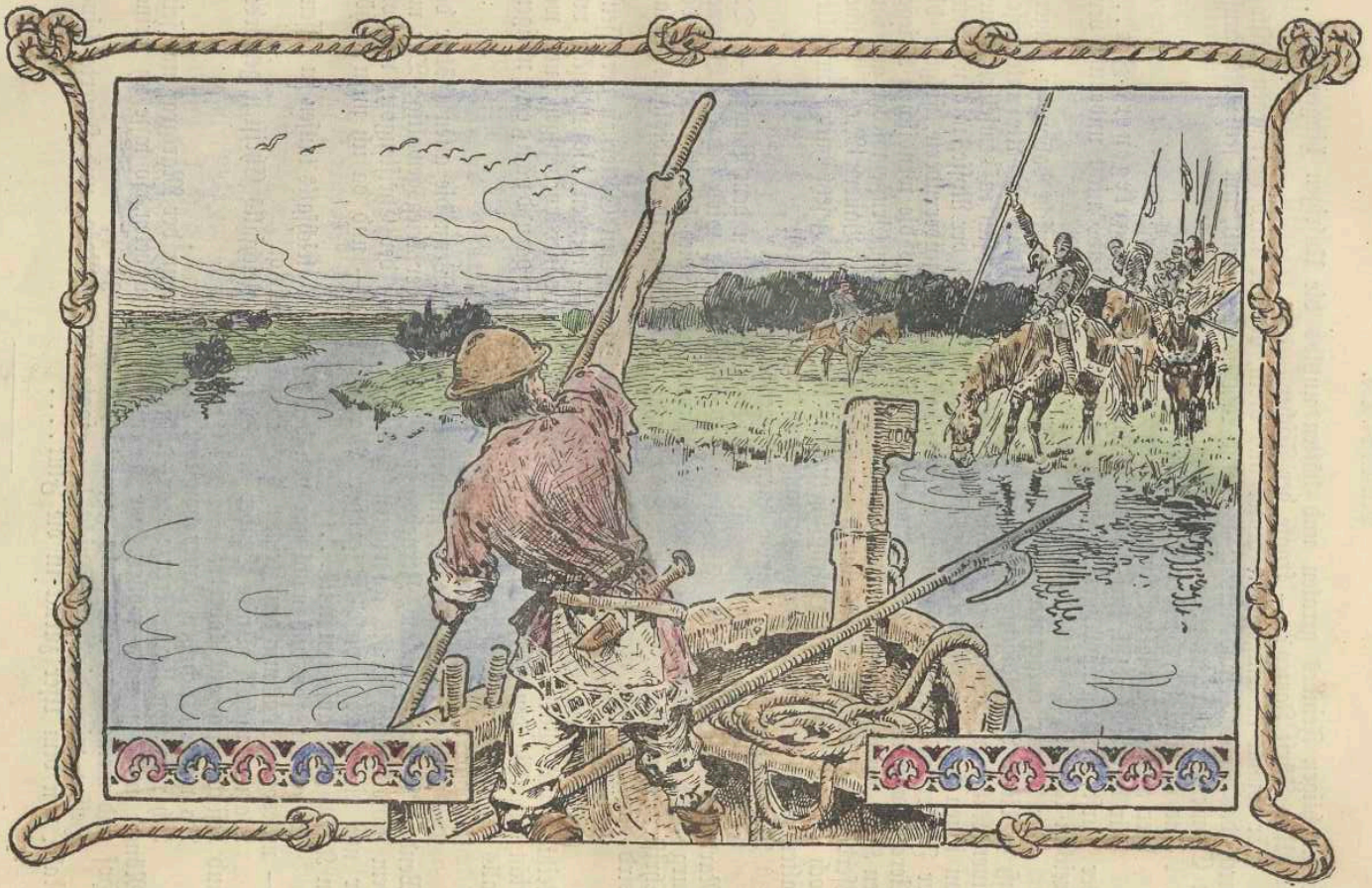
Es sind Leute des Herrn Jaczco aus Cöpnic! — sagte Niclot lebhaft — Wir werden nun wohl hören, wie es um Brennaburg steht!

Nako aber hatte bereits seinen Kahn dem jenseitigen Ufer entgegengelenkt.

Landsmann, — rief ihm der Führer der Reisigen zu — wenn du uns hier hinüberhilfst, sind wir dir dankbar!

Während der Fischer mit seinem Burschen die Beute des Fanges und die Gerätschaften im Schilfe barg, forschte er eifrig, ob des Fürsten Jaczco Zug erfolgreich gewesen sei. Düster schüttelte jener das Haupt und erzählte:

Wohl langten wir noch grade rechtzeitig zu Parduin, bei der Brennaburg, an, aber diese war wohlbewehrt und auch der Flecken nebst dem fürstlichen Palaste durch Wachen geschützt. Dennoch gedachte Herr Jaczco bei nächtlicher Weile einen Angriff zu wagen, ehe der Markgraf mit den Seinen erschiene. Also lagen wir in einem nahen Walde verborgen, harrend der schützenden Dunkelheit. Schon begann Dämmerung auf die Landschaft sich niederzusenken; schon saßen wir sämtlich im Sattel, gewärtig des Befehles zum Überfall; da ertönten von Sonnenuntergang her Trompeten, und in langem Zuge und mit größer Übermacht rückte der Markgraf heran. Noch erwog unser Gebieter, ob er sich nicht trotzdem auf den Feind stürzen sollte, doch nun erschlossen sich auch die Thore der Burg, und heraus zogen Scharen Gewaffneter, dem Ankömmlinge entgegen. Also mußten wir von jedem Unternehmen abstehen, denn wir wären zwischen zwei Treffen eines



übermächtigen Feindes geraten und hätten nutzlos die Unsrigen hingeopfert ...

Und Fürst Jaczco? — fragte der Fischer.

Er kommt in einiger Zeit hinter uns drein, aber er wird dort gegen Mittag durch das Land Teltow reiten; wir sind ihm voraus geeilt, um seine Rückkunft in Cöpnic vorzubereiten ...

Und er giebt sich bei der Entscheidung zufrieden?

Der Krieger lachte verschmitzt:

Für den Augenblick, ja — doch es kommt wohl eine gelegenere Zeit ... Der Fürst wird seine Augen offen halten — und dieselbe nicht unbenutzt verstreichen lassen!

Der Fischer entgegnete nichts, doch sein Blick schien nicht davon zu zeugen, daß er dieser Ankündigung unbedingtes Vertrauen schenkte. Er hatte unterdessen seinen Kahn wieder flott gemacht; die Reiter verteilten sich in demselben, einer von ihnen hielt am Hinterteile des Fahrzeuges die Zügel der Rosse, und während der Fischer mit seinem Burschen zur Berliner Seite hinüberruderte, folgten die Tiere schwimmend durch die Gewässer des Flusses. Als die wendischen Krieger den Kahn verlassen hatten, schwangen sie sich nach kurzem Gruße wieder auf ihre Pferde und eilten, ohne sich durch neugierige Fragen des Bauern Niclot, welcher noch immer nicht seinen Hakenpflug wieder in Bewegung gesetzt hatte, aufhalten halten zu lassen, gegen Sonnenaufgang von dannen.

Der Fischer Nako sah ihnen einen Augenblick nach.

Es ist geschehen, wie ich mir dachte! — sagte er zu dem Bauern — Der Markgraf ist besser auf der Hut als die Wenden, und er wird sich aus Brennaburg nicht so leicht vertreiben lassen! Nachbar, mach' dich bereit, die Taufe der Christen anzunehmen, denn mit dem Einzuge des Bären in Pribislaws Palast wird hier zu Lande manches sich ändern!

Meinst du, daß er uns zwingen wird, die heimischen Götter zu verlassen?

Unter seinem Schutze — versetzte der Fischer — werden die Mönche von Leitzkau und Parduin auch in das Land der Zpriawaner vordringen, und wer nicht gutwillig den Christengott annimmt, den wird er dazu drängen, nötigenfalls mit Feuer und Schwert ...

Nachbar, was denkst du zu thun?

Der Fischer zeigte nicht die mindeste Erregung: Wenn die alten Götter der Wenden, Belbog, Triglaw, Zernebog und besonders der kriegsgewaltige Tur mit dem Rindshaupte, nichts ausrichten konnten, so muß der Christengott, wiewohl er nur einer gegen viele ist, größere Macht haben, — und da ich mein Gehöft in Kölln nicht aufgeben will ...

So gedenkst du dich wohl gar von den Mönchen gleichfalls taufen zu lassen? — unterbrach ihn mit den Zeichen des Schreckens Niclot.

Warum nicht? Unsre Brüder in Polen sind gleichfalls Christen geworden und befinden sich gut dabei!

Da wendete sich der Bauer von ihm und rief:

Ich mag von ihrem Kreuze nichts wissen; und wenn der Markgraf und seine Mönche mich zwingen wollen, vor diesem Zeichen zu beten, so lasse ich meinen Hof und meine Äcker und fliehe gegen Sonnenaufgang!

Helfen wird dir's auch nichts! — sagte trocken Nako, und steuerte seinen Kahn von dem Ufer zurück in die Flut ....

Inzwischen war der Wendenfürst Jaczco auf dem Heimritte von Brennaburg gleichfalls an die Ufer der Zpriawa gelangt. Weit langsamer, als er ausgezogen war, kehrte er zurück; das völlige Scheitern seines Unternehmens ruhte gleich einem schweren Alp auf seiner Seele. Mehrmals hatte er seine Blicke rückwärts gen Brennaburg gewendet, so lange dessen Burg noch sichtbar war; es schien, als könne er sich nicht leicht von dem Orte trennen, welchen er als nächster Verwandter Pribislaws glaubte beanspruchen zu dürfen. Da sah er, wie auf dem hochragenden Harlungerberge bei Brennaburg die gewaltige Triumphfahne des Markgrafen aufgerichtet wurde, und nun begannen auch die Glocken der St. Godehardskirche in Parduin zu läuten. Unwillig wendete sich Jaczco ab. Das Grabgeläute Pribislaws — sprach er zu einem seiner Begleiter — ist zugleich eine Verkündigung des Sieges der Christen und der Sachsen, und ich kann nichts daran ändern; unaufhaltsam dringen sie gegen uns vor, und das Gebet unsrer Priester scheint wirkungslos von dem Sitze unsrer väterlichen Götter zurückzuprallen. Diese mögen sich's gut sein lassen in ihren kristallenen Burgen, doch sie kümmern sich gar nicht um uns, — sonst würden sie dem Unwesen der Mönche steuern und dieses Getöne verhindern!

Ein andermal — tröstete der Angeredete — wird dein Unternehmen besser gelingen!

Nicht allzu große Hoffnungen mag ich hegen; — versetzte trübe der Fürst — und wenn unsre Götter selbst ihre Feinde gewähren lassen, wie dürfen sie verlangen, daß wir allein uns gegen dieselben abmühen? Viele unsrer Stammesgenossen, die gegen Sonnenaufgang wohnen, haben dies längst schon aufgegeben, und ich kann kaum erwarten, daß unsre Treue gegen die Götter von diesen anerkannt wird!

Der Genosse schwieg, und Fürst Jaczco versank in düsteres Schweigen, während ihn sein Roß von dem Lande der Hevelder immer weiter zu dem der Zpriawaner zurücktrug.

Zu Brennaburg aber herrschte um dieselbige Zeit eine unglaubliche Aufregung. In dem Flecken Parduin und auf der Burg war das Volk bei dem Eintreffen Albrechts des Bären neugierig aus den Häusern geströmt, zumal allerhand beängstigende Gerüchte schon seit mehreren Tagen daselbst in Umlauf waren. Und nun verkündete ein Herold den Tod Pribislaws zugleich mit dem Regierungsantritte des gefürchteten Markgrafen, der — wie die Kundgebung besagte — den Gutgesinnten ein wohlwollender Gebieter und Beschützer, den Feinden der Ordnung dagegen ein strenger Richter sein werde. Da beugte sich alles, und als die Trauerglocken zur Godehardskirche riefen, zogen hinter dem Markgrafen und seinem Gefolge auch viele von denen in das christliche Gotteshaus hinein, die noch kurz vorher eifrig gehofft und gewünscht hatten, daß der Fürst von Cöpnic die Herrschaft an sich reißen möge.

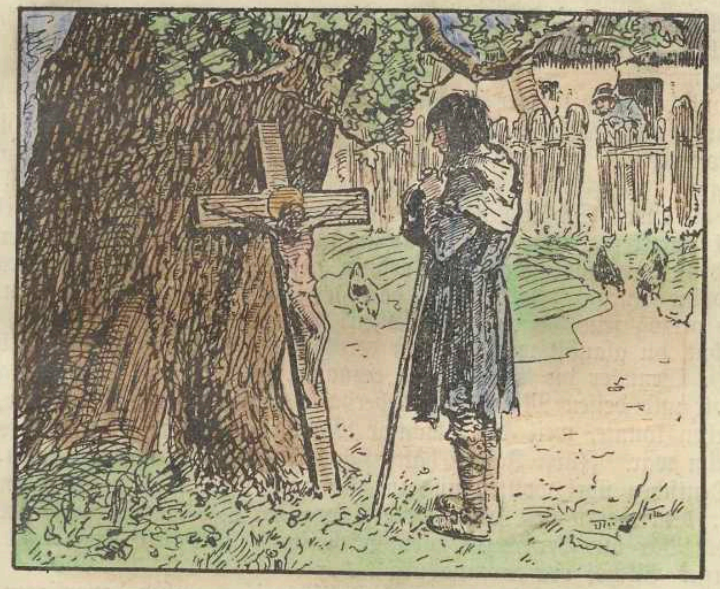
2.

Der Markgraf von Brandenburg.

Der 12. Juni des Jahres 1157 stieg mit prächtigem Sommerwetter herauf. Nachdem am Vorabende mehrere schwere Gewitter starke Regenschauer auf die Gelände an der Zpriawa herniedergesandt hatten, zeigte sich die Natur allenthalben in lieblicher Frische, und alle Geschöpfe schienen früher als sonst zu rührigem Leben erwacht zu sein. Aus dem Schilfdickicht am Ufer ließ unaufhörlich der Rohrsperling seinen eintönigen Ruf erschallen. Wildenten führten unter behaglichem Geschnatter Scharen von Jungen durch die seichteren Stellen des Flusses dahin und übten sie im Tauchen und Schwimmen. Aus ihren dichten Horsten in der Dublitz und in den finstern Wäldern am Müggelsee schwebten Reihergeschwader unter lautem Gekrächze herbei, um sich zur Jagd auf Wassertiere in den Sumpflachen niederzulassen, welche den langsam dahingleitenden Fluß allenthalben umgaben. Auf den feuchten Wiesen schritten zahlreiche Störche einher, um Nahrung für sich und ihre Jungen zu suchen. Aus den Büschen und Baumkronen der nahen Haine ertönte vielstimmiger Vogelgesang, zuweilen auch das sanfte Flöten einer Nachtigall und der schelmische Ruf eines Kuckucks. Zahlreiche Wasserlilien, Ranunkeln und andre Pflanzen streckten ihre frischerschlossenen, tauübergossenen Blüten der Sonne entgegen, welche immer siegreicher die Wolkenschleier verscheuchte und mit milden Strahlen die Landschaft verklärte.

Dieses Bild sommerlichen Lebens schien auch die Menschen zu behaglichem Genusse zu laden. Doch lange regte sich in den Gehöften von Kölln kein Bewohner. Zwar lagen die Holzhütten wie vordem über den südlichen Teil des Flußwerders verstreut inmitten ihrer kleinen Fluren, aber auf einer Bodenanschwellung in ihrer Nähe erhob sich zu unheimlichem Anblick ein Haufen von Trümmern, darunter halbverkohlte Balken und Bretter, — augenscheinlich die Überreste eines Gebäudes, welches der Zerstörung anheim gefallen war. War dieses Fischerdorf von einem räuberischen Überfalle heimgesucht und infolgedessen von seiner Bevölkerung verlassen worden? Hiergegen sprach das unversehrte Äußere der Hütten. Und bald machte sich auch hier und da innerhalb der Gehöfte einiges Leben bemerkbar. Aus dem einen ertönte das Gebrüll eines Rindes, aus dem andern steckte ein Hund sein Haupt neugierig hervor; — jetzt erschien auch ein wendischer Mann in der niederen Thür seines Hauses. Es war Nako, der Fischer.

Auf dem Antlitz des Wenden lag ein düsterer Schatten, welcher so gar nicht in Einklang mit dem heitern Leben des Sommermorgens stand. Langsam bewegte er sich von seinem Hofe zu dem Trümmerhaufen, betrachtete diesen mit finstrer Miene und murmelte einige unverständliche Worte, welche einer Zornesäußerung ähnlich klangen. Dann begann er mit der Hülfe seines Fischspeeres die verkohlten Balken aus einander zu scharren. Plötzlich erhellten sich seine Blicke. Aus den Trümmern zog er einen Gegenstand hervor, der ihm offenbar eine freudige Überraschung bereitete. Es waren zwei Hölzer, kreuzweise mit einander verbunden, und an ihnen flimmerte es eigentümlich aus der Asche und dem umhüllenden Kohlenstaube. Während er den Gegenstand schüttelte und säuberte, erschien ganz deutlich ein in roher Arbeit hergestelltes Bild des Gekreuzigten, das hehre Zeichen des christlichen Glaubens. Wohl hatte es vom Feuer gelitten, doch das Gefüge war noch fest, die Gestalt noch erkennbar.



Die Glocke haben jene Thoren geraubt und wohl irgendwo im Sumpfe versenkt, — sprach Nako — denn deren Klang fürchten sie immer am meisten, aber an den Christengott, der doch die Hauptsache ist, dachten sie nicht! Kann sein, daß sie ihn zu berühren sich scheuten und meinten, es genüge, Feuerbrand anzulegen . . . O diesem Gotte, der den dreiköpfigen Triglaw und all die übrigen Götter unsers Volkes zu überwinden vermag, können selbst die Flammen nicht schaden!

Und er richtete das Kruzifix an einem nahen Eichenstamme auf, faltete die Hände und bewegte die Lippen zum Gebete. Dann überlegte er einen Augenblick.

Das Kirchlein, — sprach er — das die Mönche St. Peter, dem Beschützer der Fischer, geweiht hatten, ist von Jaczcos wilden Scharen zerstört worden, doch

es wird ihnen nichts nützen. Die vertriebenen Mönche werden bald zurückkehren und das Heiligtum wieder aufbauen, bis dahin will ich ihren Christus aufheben. Hat er mich doch auch behütet, daß die Heiden meinen Hof geschont und mein Eigentum nicht geraubt haben!

Eben wollte er das Kreuz forttragen, als ein andrer Wende aus dem Nachbargehöft herantrat:

Was seh' ich Nako? Ist's nicht der gekreuzigte Gott aus dem verbrannten Kirchlein?

Er ist's; — erwiderte jener — und weißt du, daß dieser Gott zwar für die Menschen am Kreuze gestorben, hernach aber wieder auferstanden ist?

Ich weiß es, Nako, denn Wigbert, der gute Mönch, der das Kirchlein erbaut, uns alle getauft und zu Christen gemacht hat, sagte mehrfach davon ...

Also, Bolibut, ist er auch aus dem Feuer auferstanden! — Es ist wunderbar bestellt um dieses Christentum, und daß unsre Landsleute von drüben, die Jaczcos Anhänger sind und bei den alten Göttern ausharren, das Kirchlein verbrannt haben, kann mich in meiner guten Meinung von der fremden Religion nicht irre machen.

Bolibut blickte mit einer abergläubischen Scheu auf das Kruzifix:

Staunen muß es ja wohl erregen, daß die Flammen dem Gotte hier nichts anhaben konnten! ... Aber drüben in Brennaburg steht's doch übel um dessen neue Religion ...

Hast du etwas Schlimmes von dort vernommen? — unterbrach ihn Nako.

Fürst Jaczco herrscht ganz unumschränkt; die Mönche hat er verjagt, die Kirche des heiligen Godehard zu Parduin geschlossen, die Glocken herabnehmen lassen und die Burg so stark besetzt, daß sie nicht wieder erobert werden kann!

Nako verzog sein Gesicht zum Lachen:

Bolibut, du glaubst wirklich, daß der Fürst von Cöpnic das Feld behaupten wird? ... Wenn er die Brennaburg einnahm, hier und in Heveldun gegen den Christengott und dessen Mönche die Oberhand gewann, so sag' ich dir, daß es nur geschehen konnte, weil der mächtige Markgraf, den man den Bären nennt, nicht daheim war. Fürst Jaczco hatte sich das zu nutze gemacht, und Wenden, die den Deutschen übel wollten und im geheimen noch Triglaw anhingen, fanden sich bereit, dem Herrn von Cöpnic die Thore der Heveldafeste zu öffnen. Nun aber ist der Bär aus der Ferne zurückgekehrt und liegt in Gemeinschaft mit dem Magdeburger Bischof vor Brennaburg ...

Das ist ja wohl richtig, — warf Bolibut ein — aber davorliegen und die Feste einnehmen, sind zweierlei Ding!

Ich glaub' nicht, daß Jaczco den Deutschen lange Widerstand leisten kann!

Nachbar, denk' nicht so gering von dem Cöpniker! Hat er nicht vor zwei Jahren eine große Schar der Markgräflichen jämmerlich vernichtet?

Du meinst den Plötzkauer[1]), — nun ja, der ließ sich mit seinen Leuten in einen Hinterhalt locken, und ihrer keiner entrann, — aber der Markgraf hat's dem Cöpniker bald darauf gründlich vergolten. Wo der Bär selbst zur Stelle ist, werden die Wenden schwerlich Glück haben!

Bolibut ließ sich nicht irre machen:

---

1) Graf Konrad von Plötzkau fiel mit seiner Schar 1155 in einen Hinterhalt der Wenden, und alle kamen um.

Nach dem, was ich erfahren habe, bin ich andrer Meinung!

Nako sah ihn gespannten Blickes an:

So hast du Neuigkeiten empfangen, die ich nicht kenne . . .

Allerdings; sie sind vom gestrigen Morgen und waren für den Markgrafen sehr ungünstig: Sein eigner Neffe[1]) ist mit vielen Leuten gefallen, und der Sturm der Deutschen vom Fürsten Jaczco abgeschlagen worden! — Der Mann, welcher mir diese Nachricht brachte, ist zuverlässig und einer von meinen Verwandten; er ging hier durch auf Cöpnic.

Nakos Gesicht hatte sich verfinstert:

Ich hätte nichts gegen des Cöpnikers Herrschaft, ja, sie wäre mir sogar lieber als jede andere, — nur daß er glaubt, den Christengott vertreiben zu können, dünkt mich eine Thorheit, und daß er uns, die wir uns dem Kreuze unterworfen haben, verfolgt, ist ein Unrecht, welches ihm keinen Segen bringen wird . . . Man muß daher zu dem Christengott beten, auf daß er dem Bären zum Siege verhilft, und dieses Bild, das im Feuer siegreich gewesen ist, werde ich zu diesem Zwecke in meinen Hof tragen . . .

Nachbar, falls es sich bei dir wirksam erweisen sollte, — ich weiß, daß der Christengott auch sonst Wunder thun kann — so erlaube mir, daß ich, wenn ich's nötig hab', auch zu dir kommen und den Gekreuzigten um Hülfe anrufen darf!

Nako nickte zur Antwort, lud das Kreuz auf und trug es in seinen Hof.

Bei seinem Erscheinen kam ihm sein Weib neugierig entgegen. Es war ärmlich, aber einigermaßen sauber gekleidet und hielt ein Kind auf dem Arme.

Nako, was für ein merkwürdig Ding ist's, — sprach es — das du da hereinbringst?

Marinka, bist getauft wie ich, trägst nun auch einen Christennamen, — und siehst nicht, daß ich den Christengott selber ins Haus führe, den Wigbert, der fromme Mönch, im Kirchlein aufgestellt hatte?

Was du sagst, Nako, — den, der am Kreuz hing und das traurige Gesicht zeigte? . . . Wie ist's möglich — die Kirche ist doch von den Cöpnikern verbrannt worden?

Der Fischer hatte das Kreuz an die Wand gelehnt, und sein Weib war schnell davor getreten.

Schau doch, — sagte Nako — ob du ihn nicht wieder erkennst!

Wahrhaftig, er hat den Brand überdauert! — rief die Wendin freudig.

Und ist vom Tod auferstanden, wie die Mönche an seinem großen Feste zur Osterzeit verkündeten! — setzte der Fischer hinzu.

Ein Schatz ist's, — rief Marinka — den wir sorgfältig bewahren wollen; er kann uns vor Fährnissen schützen!

Wohlgefällig ruhten ihre Blicke auf dem Kruzifixe, dann nahm Nako dasselbe wieder vom Boden und trug es ins Innere der Hütte. Dort wählte er einen Raum aus, welcher nicht dem täglichen Gebrauche diente und nur wenige Gegenstände enthielt. Dieser hatte eine Fensteröffnung, welche jedoch durch einen Holzladen geschlossen war. Letzteren schob der Fischer zurück, und bei dem hell hineinfallenden Tageslichte erspähte er für seinen Schatz einen passenden Ort.

So, hier steht der Christengott gut und sicher, — sprach er dann zufrieden — und nun, Marinka, hüte ihn und rede zu anderen nicht davon, denn nicht alle

1) Werner von Veltheim, ein Schwestersohn Albrechts des Bären.

denken, — du weißt es ja — wie wir! . . . Bolibut zwar hat bemerkt, daß ich das heilige Kreuz fand, aber er hat gleichfalls die Taufe empfangen und wird keinen Verrat begehen . . .

Die Sonne war höher gestiegen, als Nako in Begleitung seines Gehülfen wieder aus dem Hofe trat. Jener Bursche, welcher ihm bereits vor langen Jahren bei seinem Gewerbe zur Hand gegangen, war inzwischen zum kräftigen Manne herangewachsen. Seine sehnigen Glieder und starken Fäuste zeugten von tüchtiger Arbeit; aus seinem breiten Gesichte leuchteten zwei kleine Augen, die zugleich einen gutmütigen Sinn und eine dem wendischen Volksstamme eigentümliche Verschlagenheit andeuteten.

Daß du wieder fischen willst, — sprach er zu Nako — ist mir lieb, denn wir waren lange Zeit nicht auf dem Wasser der Zpriawa, — aber du weißt doch, daß dein Hof erst vor Fährnis sicher sein wird, nachdem der Cöpniker Brennaburg hat aufgeben müssen, woran noch lange nicht zu denken ist . . .

Laß gut sein, Kizo, — erwiderte Nako — Fürst Jaczco ist wohl den Deutschen feindlich, und fast mehr noch dem Christengotte, doch uns Wenden fügt er nichts Böses zu; das hat er bewiesen, als er St. Peters Kirchlein zerstören ließ, aber unsern Hof verschonte, obgleich wir beide zu dessen Schutze nicht daheim waren.

Vielleicht hat er uns nur sicher machen wollen und fährt später über uns her, wenn er mit dem Markgrafen fertig geworden ist . . .

Nako schüttelte den Kopf:

Kizo, der Markgraf wird mit ihm fertig werden — und bald; glaub' mir, so stehen die Dinge!

Der Gehülfe blieb bedenklich:

Um so schlimmer; dann wird er seinen Unmut an denjenigen auslassen, die für des Markgrafen Sieg zu dem Christengott gebetet haben!

Würd' er das? — sagte nachdenklich der Fischer — Wer sollte uns verraten? . . . Nein, nein, Kizo! Wenn der tapfre Bär dem Cöpniker die Hevelda-burg wieder abnimmt, wird er hinter dem Flüchtigen dreinfahren, wie das Wetter des gestrigen Tages und dann bringt er auch uns Hülfe und Rettung!

Er sprach diese Worte voll Zuversicht, und löste seinen Kahn von dem Pfahle.

Schweigsam gingen sie nun wie früher an die lohnende Arbeit. Von dem warmen Sonnenscheine an die Oberfläche des Wassers gelockt, wurden zahlreiche Fische von den Maschen des Netzes umschlossen und füllten dann den Sammelbehälter im Kahne. So näherten sie sich wie sonst allmählich dem Ufer des Fleckens Berlin.

Jetzt unterbrach Nako auf einen Augenblick seine Thätigkeit, wischte sich den Schweiß von der Stirn und blickte hinüber. Dort saß Niclot, der Wende, auf einem Weidenstumpfe und stützte sein Haupt. Weniger als früher war Nako in letzter Zeit mit dem Berliner zusammengetroffen, der sich noch immer in den alten Bahnen bewegte, von denen er selbst sich abgewendet hatte. Heute jedoch war's ihm, als müßte er mit dem Bauer wieder anknüpfen, welcher so nachdenklich in die Flut schaute.

Was machst du da? — rief er ihn an. — Spähst du, wo die Wildenten

ihr Nest haben, oder gedenkst du gar auch das Fischergewerbe in Angriff zu nehmen?

Niclot schaute auf. Will dir deine Fischjagd nicht streitig machen; — erwiderte er verdrießlich — habe andre Sachen genug, die mir durch das Hirn gehen. Dir freilich werden sie kein Kopfzerbrechen machen!

Er hatte sich erhoben und wollte fortgehen.

Sollte mir leid thun, wenn dir's nicht wohl ginge! — hob Nako wieder an. — Hast doch in letzter Zeit deine Freude gehabt, als Jaczco von Cöpnic der Brennaburg Herr wurde!

Niclots Gesicht war noch finstrer geworden:

Scheinst mich verhöhnen zu wollen; — sagte er barsch — denn wer wüßte nicht, daß du es mit dem Markgrafen hältst und jetzt einer der eifrigsten von den Anhängern des Christengottes bist?

Wenn ich das wäre, Nachbar, — versetzte mutig der Fischer — so sollt' es doch unsre alte Freundschaft nicht stören, — und finden kann ich durchaus nicht, welche meiner Worte dir mißfallen könnten . . .

Der Bauer schien freundlicher zu werden.

Solltest du nicht die neusten Nachrichten von Brennaburg kennen?

Nako schaute ihn mit lebhafter Spannung an:

Ich und Kizo wissen, daß des Bären eigner Neffe mit vielen Kriegern umgekommen ist, als er gegen die Burg anstürmte; — es stand also ungünstig um die Sache des Markgrafen . . .

Wenn es nur so weiter gegangen wäre! — rief der Bauer heftig — Aber die Deutschen waren in gewaltiger Übermacht, — neben dem Markgrafen der Magdeburger Bischof und viele Ritter aus den Gauen der Sachsen und aus ferneren Ländern mit bewaffneten Knechten; — der Cöpniker hätte sich gleichfalls mit mehr Bundesgenossen versehen sollen . . .

Und was ist denn geschehen?

Was anders, als daß Fürst Albrecht gestern die Brennaburg wieder erstürmt hat! . . . Schon vor der Morgendämmerung zogen einzelne Flüchtlinge hier durch und überbrachten die traurige Kunde.

Unwillkürlich legte Nako seine Hände zusammen, als wollte er für diese Nachricht dem Christengotte danken. Nach einer Pause sagte er zu Niclot:

Nachbar, es ist, wie ich dir schon früher sagte: die gekreuzigte Gottheit vermag mehr als alle Götter unsrer Väter *zusammen*. So lange diesen hier kein Gegner erwuchs, waren sie allgewaltig im Lande der Hevelder und Zpriawaner, als aber der *Christengott* erschien, sich Kirchen erbauen und hell klingende Glocken aufrichten ließ, wurden sie plötzlich ohnmächtig und schwach. Mögen also unsre Väter den alten Göttern gedient und sich dabei wohl befunden haben, — *uns* bleibt nichts weiter übrig, als dem siegreichen Christengotte zu folgen, denn sonst gehen wir gleich unsern Göttern durch diesen zu Grunde . . .

Niclot schien diesen Worten widersprechen zu wollen, doch gab er das auf. — Wir werden ja sehen, was weiter folgt! — sagte er düster, und wendete sich heimwärts, nach dem Flecken Berlin.

Nun lenkte auch Nako seinen Nachen wieder vom Ufer fort.

Diese Nachricht ist wichtig, ist bedeutend; — sprach er zu Kizo — wir wollen eilen, um nach Kölln zurück zu gelangen; ohnehin haben wir einen Fang gethan, der für mehrere Tage ausreicht! . . .

Noch ehe sie wieder die Anlegestelle erreichten, war eine kleine Schar wendischer Krieger an dem Flusse oberhalb dieser Spaltung erschienen, und ihr Führer winkte den Fischern.

Es ist einer der Vertrauten des Fürsten Jaczco, — flüsterte Kizo — und keiner kann den Christen feindlicher gesinnt sein als er . . .

Sollten wir ihn unbeachtet lassen? — erwiderte Nako leise — Es würde uns schweres Unheil bringen, denn wer weiß, wann der Markgraf hierher kommt . . .

Großer Vorsicht wird es bedürfen; — warnte abermals der Knecht, doch schon hatte er mit starkem Arme das Fahrzeug gewendet, und nach wenigen Augenblicken legten sie in der Nähe der Flüchtlinge an.

Ihr solltet uns eigentlich nur nach der Berliner Seite hinüberführen, — sprach der wendische Anführer mit rauher Stimme — aber da ihr gute Nahrung habt, mögt ihr uns sofort ein Gericht kochen, denn wir haben seit gestern Abend nichts genossen!

Nako zögerte, dem Befehle zu entsprechen, denn es wollte ihm wenig behagen, daß er die Frucht seiner Arbeit opfern sollte, ohne ein Dankeswort, geschweige denn Bezahlung dafür zu empfangen. Da erhob der wendische Krieger drohend seinen Speer und rief:

Gehorchst du nicht sofort, so sollst du es büßen!

Nakos Widerstand war gebrochen. Gehorsam fuhr er die flüchtigen Mannen Jaczcos nach Kölln hinüber, trug mit seinem Gefährten die Fische nach seinem Hofe und bot den Kriegern dort einen Trunk Met.

Nehmt vorläufig dies, — sprach er — bis mein Weib die Fische gesotten hat.

Während die Wenden aus irdenem Kruge den Honigwein schlürften, eilte er, seinem Weibe Bescheid zu sagen. Er selbst und Kizo halfen Marinka das Mahl zubereiten. Es dauerte nicht lange, so brachte Nako das Fischgericht in einer großen Schüssel herbei und sagte:

Nun mögt ihr euern Hunger stillen, und niemand euch dabei stören, denn mir scheint, daß ihr beschwerliche Wege gehabt habt . . .

Weißt du davon? — fragte der Anführer, indem er einen scharfen Blick auf Nako warf.

Ich habe nur vernommen, daß euer Fürst zu Brennaburg nicht mehr weilt! — antwortete in demütigem Tone der Fischer.

Wir haben die Heveldafeste verlassen, — das ist richtig; — bemerkte in trotzigem Tone jener, indem er in die Schüssel griff und zu essen begann — doch was geht das dich an? Wir werden die Feste doch wieder nehmen und den Markgrafen mit seinen Deutschen davonjagen!

Nako dachte wohl anders darüber, doch er schwieg und ging ruhig beiseite. Verstohlen flüsterte er Kizo zu:

Mit dem Hauptmann ist nicht zu spaßen; sieh zu, daß du von einem seiner Leute erfahren kannst, wie es zu Brennaburg hergegangen, und wo sich Fürst Jaczco aufhält. — Um den Anführer zu gewinnen, brachte er noch einen Krug Met herbei. Der ward zu dem Reste des Fischmahles geleert, und man sah den ungebetenen Gästen ihr Behagen an.

Wir wollen noch ein Stündchen ruhen; — sagte der Hauptmann zu seinen Genossen und streckte sich auf der Bank aus — einer von euch hält inzwischen Wache; hernach setzen wir unsre Fahrt nach Cöpnic fort!

Bald war er eingeschlafen. Die übrigen folgten seinem Beispiele, nur einer setzte sich unter eine Eiche in der Nähe des Hofes und ließ seine Blicke in die Ferne schweifen. Ihm näherte sich alsbald Kizo.

Landsmann, — redete er ihn leise an — es ist verteufelt, daß dieser Markgraf gesiegt hat; besser wohl wär's gewesen, wenn ihr die Brennaburg hättet behaupten können!

Der wendische Krieger blickte ihn mißtrauisch an, doch der Fischergesell mußte ihm Vertrauen eingeflößt haben, denn er hob mit einem Seufzer an:

Freilich, Landsmann, wär's besser gewesen, doch knapp waren wir in den letzten Tagen bestellt, und wenn wir dies Fischgericht nicht bekommen hätten, würden wir vor Hunger umgefallen sein, ehe wir Cöpnic erreichten!

Kizo setzte sich vertraulich zu ihm:

Erzähle mir, wie es euch in Brennaburg ergangen und wie der Markgraf eurer mächtig geworden ist . . . Gestern noch freute ich mich zu hören, daß ihr den Neffen desselben erschlagen habt.

Da fing der Kriegsmann offen zu berichten an:

Leicht gelangten wir in die Feste hinein, weil der Bär abwesend war, und da wir die Wälle verstärkt und uns auch mit Lebensmitteln versorgt hatten, glaubten wir, daß wir nichts zu fürchten haben würden. Aber bald kam der Markgraf mit zahllosen Kriegern herbei; mit ihm kamen die Magdeburger. So weit unser Blick im Umkreise reichte, erschienen, wenn anders nicht die Flut der breiten Hevelda die Feinde zurückhielt, deutsche Männer zu Fuß und zu Roß. Manchem von uns entfiel da der Mut, und selbst die Tapfersten begannen zu zweifeln, daß wir lange Widerstand leisten oder gar die Feinde zurückschlagen könnten. Schon am nächsten Tage gingen diese Deutschen planmäßig vor. Auf drei Seiten umschlossen sie uns mit hohen Verschanzungen, und auf der vierten Seite, wo die Hevelda uns schützte, brachten sie zahlreiche Kähne zusammen, um gegen uns den Angriff zu führen. Hier war es, wo zum größten Leidwesen des Markgrafen Graf Werner von Veltheim mit seinen Genossen einen vorzeitigen Tod fand. Jauchzen herrschte unter uns über diesen schönen Erfolg, aber es führte wohl zu unserm Unglück, daß der Gefallene des Bären Schwestersohn war. Denn von diesem Augenblicke an verdoppelte sich der Grimm unsrer Feinde. Zwar schlugen wir noch mehrfach die Stürmenden ab, doch während unsre Zahl im Kampfe immer mehr dahinschwand, wuchs durch Zuzug fort und fort die Stärke unsrer Gegner. In der Frühe des gestrigen Tages erfolgte dann von allen Seiten der Hauptangriff des Bären, nachdem seine Krieger vorher schon in den Vorwerken festen Fuß gefaßt und Parduin besetzt hatten. Unsre Mannschaften reichten nicht mehr aus, um auf allen Seiten kräftigen Widerstand leisten zu können, doch verloren wir die Hoffnung deshalb noch nicht, und Fürst Jaczco eilte überall hin, wo die Hülfe am dringendsten war. Jeden Fußbreit mußten die Deutschen mit Strömen Blutes bezahlen, aber ihrer waren genug, um dieses Opfer zu bringen, und wenn auch langsam, drangen sie weiter und weiter vor. An der Wasserseite stürmte der Markgraf selber auf Kähnen heran, und hier erlagen wir auch. Als unsre Sache verloren schien, sammelte unser Fürst den kleinen Rest seiner Krieger, und mitten durch die Übermacht der Feinde schlugen wir glücklich uns durch . . .

Kizo hatte gespannt den Bericht vernommen, und als dieser zum Unheil der Wenden gelangt war, in seinem Gesichte so deutliche Teilnahme bekundet, daß der

Krieger keinen Argwohn zu schöpfen vermochte. Nun fragte er diesen mit fast traurigem Tone:

Wo aber ist euer Herr geblieben? Du sagtest, daß er mit euch entkam...

Wohl schlugen wir gemeinsam uns durch, — versetzte der Krieger — doch, schon im Freien, erlitten wir nochmals aus einem Hinterhalte so heftigen Angriff, daß unsre Schar in mehrere Teile zerstob, und jeder auf seine eigene Rettung bedacht war. Da verloren wir unsern Fürsten aus den Blicken, aber entkommen scheint er zu sein.

Du sagtest, daß dies alles schon gestern geschah? — begann Kizo wieder.

Die Dunkelheit brach herein, als wir die Brennaburg flüchtig verließen. Von dem furchtbaren Kampfe erschöpft, schleppten wir uns nur eine Strecke hinein in die nahe Waldung, und hier rasteten wir bis zum Morgen. Sobald die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Waldkronen zu beleuchten begann, brachen wir mit hungerndem Magen auf, die Zpriawa zu gewinnen. Schon war es, wie wir aus der Ferne vernahmen, in Brennaburg lebendig geworden; Trompeten ertönten unaufhörlich zu uns herüber, und auf der Höhe des Harlungerberges flatterte, weithin sichtbar, des wie vordem siegreichen Bären Triumphfahne. Da trieb uns der Schrecken zu verdoppelter Eile, und froh waren wir alle, als wir an dieses Flusses schilfige Ufer gelangten ...

Nun habt ihr's nicht mehr weit bis Cöpnic! — tröstete Kizo, als er sich erhob und den Krieger verließ.

Bald darauf erwachte der Anführer der Wenden, reckte seine Glieder und rief seine Leute herbei. Zu dem gleichfalls erschienenen Nako sprach er:

Nun, Landsmann, führ' uns mit deinem Kahne auf die Berliner Seite hinüber, damit wir nach Hause gelangen.

Ohne Murren entsprach der Schiffer unter dem Beistande seines Gesellen dieser Aufforderung. Drüben auf dem Berliner Ufer begann der Hauptmann, ehe er sich entfernte, zu dem Fischer also:

Ich weiß, daß du den Christengott anbetest und zu den Deutschen dich hältst, deshalb verdientest du, deiner Habe beraubt und davon gejagt zu werden! Doch da du uns mit Speise und Trank gelabt und über das Gewässer hierher gebracht hast, will ich zum Dank deine Bestrafung verschieben, bis ich zurückkehre! — Er begleitete diese höhnischen Worte mit einem lauten Gelächter.

Nako machte eine demütige Miene wie vordem und schwieg. Als aber die Krieger verschwunden waren, verzog er sein Gesicht und sagte heiter zu Kizo:

Für diesmal bin ich die Kerle los und mit ihnen noch einigermaßen glimpflich fertig geworden; — für die Fische, die sie mir verzehrt haben, fangen wir wohl heute noch Ersatz; — was aber die Drohung anlangt, so will ich hoffen, daß die Krieger des großen Markgrafen Albrecht hier eher ankommen werden, als Jaczcos Leute zurückkehren!

Am Morgen des nächsten Tages war der Fischer vor das Kruzifix getreten und hatte mit zusammengelegten Händen gesprochen:

Nun wirst du, Gekreuzigter, bald wieder die Deinigen bei dir sehen, denn ich weiß, daß sie ihren Sieg ausnutzen werden! — Dann war er ins Freie gegangen, um Umschau zu halten. Da schien es ihm, als ob jenseits, im Teltower Lande,

eine große Schar zu Fuß und zu Roß aus dem Dunkel des Waldes hervortauchte. Und als er genauer hinblickte, da konnte er deutsche Krieger und mehrere Mönche unterscheiden, die letzteren aber winkten ihm freundlich zu. Schnell sprang er in seinen Kahn und fuhr den Ankömmlingen entgegen.

Einer der Mönche brachte ihm freundlichen Gruß:

Der Friede des Herrn mit dir, Nako! Sind alle Brüder wohlauf, und habt ihr die Prüfung getreu überstanden, welche durch der Götzendiener Frevel über das Land kam?

Er hatte seine Rechte segnend erhoben, Nako demütig die Hände über der Brust gekreuzt und das Haupt geneigt. Dann aber ergriff der Fischer zu lebhafter Gegenrede das Wort:

Dank dir, Vater Gerhard, daß du wiederkehrst, um die verlassenen Lämmer zu weiden! O wir bedürfen eurer gar sehr, denn wie es nicht anders sein konnte, kam wohl mancher ins Wanken, als Jaczcos Leute uns Fischer überfielen und das Kirchlein, welches ihr uns erbaut und geweiht hattet, in Asche legten!

Es wies hinüber auf den Trümmerhaufen und machte ein wehmütiges Gesicht.

Wir konnten nur noch den Leib des Herrn vom Altare retten, ehe wir flüchten mußten, — sagte traurig der Mönch — das übrige vertrauten wir dem Schutze des Herrn! — Haben die Heiden sein Haus verwüstet, so wird er es durch unsre Hände wieder aufrichten lassen!

Nako's Blicke leuchteten auf:

Nicht konnte ich des Kirchleins Brand verhüten, zumal ich damals abwesend war, — aber etwas habe ich retten können — unter Asche und Schutt zog ich das Zeichen des Gekreuzigten hervor, und fand das Marterholz nur wenig versengt, dazu sein rührendes Bild wohl erhalten; in meinem Hofe habe ich's sorgfältig geborgen!

Ein zweiter Mönch in Pater Gerhards Begleitung und die deutschen Krieger waren näher getreten. Sie lauschten überrascht der Mitteilung des Fischers, und dieser erzählte mit lebhaften Worten, wie der Geist ihn getrieben, die Trümmer zu durchsuchen, und wie ihn das kostbare Fundstück erfreut habe.

Der Pater hatte die Hände gefaltet:

So hat der Herr die Seinigen nicht gänzlich verlassen; er blieb bei euch in der Fährnis, deshalb wurdet ihr vor dem Verderben bewahrt! — Und nun führe uns hinüber nach Kölln!

Nako hatte sich im Kreise umgeschaut:

Bringt ihr Vater Wigbert nicht mit, der mich und mein Weib über den Christengott belehrt und mit dem geweihten Wasser besprengt hat?

Er ist auf dem Wege hierher zurückgeblieben, — antwortete Gerhard — aber ich hoffe, daß er uns nicht lange allein lassen wird!

Da griff der Fischer fröhlich zum Ruder und führte nach einander alle zu dem Flußwerder hinüber. Kizo, seinen Gesellen, aber sandte er sofort durch die zerstreuten Hütten des Fischerdorfes. Bald kamen alle Bewohner mit Weibern und Kindern zusammen und grüßten die Mönche als ihre väterlichen Freunde, die deutschen Krieger als ihre Beschützer. Aus den Gehöften wurden dann Speise und Trank zur Erquickung der Ankömmlinge herbeigetragen, soviel die ärmlichen Bewohner selber besaßen, — Brot, Fische, Gerstenbier und Honigwein; selbst ein junges Rind wurde zum Schlachten gespendet.

Pater Gerhard freute sich dieses herzlichen Empfanges, doch er sprach:

Ehe ich selber die Bedürfnisse des Leibes befriedige, will ich für den Herrn Sorge tragen, in dessen Diensten ich stehe!

Und er folgte Nako in dessen niedere Hütte, trug das Kruzifix aus dem Gemache hervor und befahl, daß die Stätte des Kirchleins St. Petri vom Schutte gesäubert werde. Viele Hände regten sich fleißig, bis die Arbeit gethan war. Hierauf pflanzte der Mönch, von seinem Klosterbruder unterstützt, das Kreuz an dessen früherer Stätte wiederum auf und ließ es von einer schützenden Einfriedigung umgeben.

Nachdem dies geschehen, sah er voll Befriedigung auf das sieghafte Zeichen der Erlösung, erhob segnend die Hände über die Versammelten und sagte:

Nun hat unter euch der Sohn Gottes aufs neue seine Wohnung aufgeschlagen; rastet ein wenig, und dann ziehen wir zu dem Walde gen Mittag hinüber, um für das neue Kirchlein Bäume zu fällen! ...

Während dieser kurzen Ruhe ward dem Fischer Nako nähere Kunde über die Maßnahmen, welche der siegreiche Markgraf Albrecht in Brennaburg getroffen: Als die Heveldafeste von ihm zurückerobert und Jaczco mit wenigen Getreuen entflohen war, hatten der Fürst und sein Verbündeter, der streitbare Erzbischof Wichmann, die christlichen Krieger versammelt. Letzterer hatte ihnen den Segen erteilt, und dann waren sie alle zum Dome gezogen, damals noch ein unansehnlicher Bau [1]), den die Heiden entehrt hatten. Schnell war die heilige Stätte gesäubert, das Kreuz des Erlösers aufgerichtet, das „Sanctissimum" hineingetragen und das Gotteshaus vom Erzbischof wieder geweiht worden, worauf zum Preise des Höchsten das „Tedeum" ertönte. Noch am selben Abende auch war auf dem Harlungerberge jene Triumphfahne erhöht worden, welche der kleine Rest der entfliehenden Wenden beim Morgengrauen des nächsten Tages bebend bemerkt hatte. Überall in Brennaburg waren die Spuren des Götzendienstes sorgsam getilgt und, damit nicht wieder durch Verrat die Herrschaft des Markgrafen gefährdet und das Werk der christlichen Väter zerstört werden könnte, alle Wenden aus der Burg und ihrer nächsten Umgebung im Thale vertrieben worden.

Als Pater Gerhard diesen Bericht beendet und sich selbst durch einen Bissen Brotes und einen Schluck Gerstenbieres erquickt hatte, leitete er die Männer des Fischerdorfes zum nahen Walde hinüber; auch ein Teil der deutschen Krieger folgte dahin, während die übrigen auf dem Flußwerder zum Schutze zurückblieben. Bald erklangen durch den grünen Forst die kräftigen Axthiebe der emsigen Christen, daß die muntern Frühlingssänger erschraken und ihre heitern Lieder unterbrachen. Ehe die Schatten der Nacht sich auf die Wogen der Zpriawa und deren feuchte Ufergelände herniedersenkten und eine Unterbrechung der Arbeit geboten, lag eine Anzahl stattlicher Stämme gefällt und von den Ästen gesäubert am Boden. Einige von ihnen wurden sogleich zum Werder mit hinüber geführt und an die Stätte gebracht, wo das Kreuz des Erlösers seiner neuen Behausung entgegensah. Nichts aber bereitete jetzt den redlichen Fischern größere Freude, als die Anwesenheit des Mönches Wigbert, den sie besonders verehrten, und der soeben vom Heveldaflusse her eingetroffen war.

Um den Pater, dessen Haare im Dienste seines Herrn schon völlig gebleicht waren, der aber noch mit der Frische eines Jünglings die christlichen Lehren zu

---

1) Erst später wurde von dem Brandenburger Bischof mit Hülfe des Markgrafen der Dom in größerem Umfange neu erbaut; derselbe ging, als Albrecht der Bär am 17. November 1170 starb, seiner Vollendung entgegen.

verkündigen und in der Bearbeitung des Sumpf- oder Waldbodens seinen Brüdern rüstig voranzugehen pflegte, scharte sich die gesamte Bevölkerung, und die Nachrichten, welche er mitbrachte, waren wahrlich bedeutsam genug.

Nicht nur den Frieden des Herrn — begann er — bringe ich meinen lieben Kindern mit, sondern auch die Aussicht, daß der Fürst von Cöpnic sie nicht mehr verfolgen wird ...

So ist der Jaczco gestorben — durch das Schwert des Markgrafen oder durch einen Unfall auf der Flucht? — fragten Nako und Bolibut wie aus einem Munde.

Er lebt in voller Gesundheit, — fuhr Wigbert fort — und, wie ich wünschen will, noch lange, denn er hat sich dem Kreuze des Heilandes gebeugt!

Rufe des Erstaunens gingen durch die Versammlung, und alle begehrten Näheres zu erfahren.

Flüchtig auf schäumendem Rosse, — erzählte der Mönch — war in der Frühe des gestrigen Tages Fürst Jaczco gegen Sonnenaufgang geeilt. Nur wenige Gefährten begleiteten ihn, und er rastete keinen Augenblick, denn er wußte, daß der tapfre Markgraf seine Spur entdeckt hatte und ihm mit Heftigkeit folgte. Bald blieben seine Begleiter zurück und fielen in die Hände der Unsrigen, Jaczco aber hatte Aussicht, seine Freiheit zu retten und in seine Feste zurückzugelangen. Da hemmte plötzlich mit seeartig erweitertem Gewässer, nicht allzuweit von der Mündung der Zpriawa, der Fluß Hevelda seine Flucht. Nirgends gab es ein Fahrzeug, das ihn hätte rettend hinüberführen können, und hinter ihm kamen auf windschnellen Pferden die Verfolger heran. Da faßte er raschen, kühnen Entschluß. Kräftig setzte er die Sporen in die Seite seines Rosses und trieb es in die spiegelnde Flut, die hoch emporspritzte. Während nun das Tier seinen Herrn durch die Hevelda zu tragen begann, rief er betend zu unserm Heiland am Kreuz. Meine Götter — sprach er — haben mich verlassen, denn du bist ihrer mächtig geworden, und ich bin selbst in Gefahr, von meinen Feinden ergriffen zu werden! In meiner Not nehm' ich meine Zuflucht zu dir, du Christengott; rette mich hinüber, so will ich mich zu dir bekehren und Christ werden!... Drüben sprang, einem „Horne" gleich, eine Zunge des Landes in die Hevelda hinaus, und auf diesen Punkt hin lenkte er sein Roß. Schon war er dem Ziele ganz nahe, als das ermüdete Tier die letzte Spur seiner Kräfte verlor und in den Fluten versank. Er selbst aber ward, wie durch unsichtbare Gewalten wieder emporgehoben und gelangte glücklich ans Land. Eine Eiche erhebt sich auf jenem Vorsprunge des Ufers, mit mächtigem Geäst in den Fluten sich spiegelnd. Und er ergriff seinen im Kampfe arg zerhauenen Schild, um denselben an den Stamm jenes Baumes zu hängen — weil er gegen den Gottessohn und uns Christen fortan nicht mehr kämpfen will[1]) ...

Jubel begleitete diese Erzählung des greisen Mönches. Nach einer Pause fragte dann Nako:

Wird der mächtige Markgraf, welcher der Bär zubenannt wird, nun auch zu uns, an das Ufer der Zpriawa, kommen?

Er wird seine Herrschaft weithin ausdehnen, und befestigen wird er sie auch! — entgegnete mit erhobener Stimme Pater Wigbert — O ich kann euch noch

1) Es ist die Schildhornsage wiedergegeben worden. Als sicher ist nur anzunehmen, daß Jaczco, wie Münzen von ihm beweisen, später Christ geworden ist.

eine Kunde melden, die ich auf dem Wege hierher empfangen habe: Weit von diesen Gauen, gegen Sonnenuntergang, erhebt sich das Land nicht so hoch empor, wie in Heveldun und Zpriawani, ja die Wogen des Meeres bedecken es größerenteils, wenn sie sich aufbäumen. Trägen Laufes münden in jenes Meer mehrere gewaltige Ströme, von denen der Rhein aus den hochragenden Alpen dahin zieht. Dort nun wohnen in dichten Scharen fleißige Menschen, eines Stammes mit uns und gläubige Christen. Oftmals von den Fluten bedrängt, sind sie gewöhnt, ein gefährdetes Leben zu führen, und hängen trotzdem mit dem Herzen an ihrer feuchten Heimat. Nun aber sind in letzter Zeit häufiger als sonst die Meereswogen verheerend in das Land gebrochen, haben zahlreiche Dörfer und Städte vernichtet, den fruchtbaren Boden hinweggeschwemmt und Menschen und Vieh in der Tiefe begraben. Zu diesen unsern Brüdern hat der tapfere Markgraf Boten gesandt und alle, die eine neue, ungefährdete Heimat begehren, zu sich an die Ufer der Hevelda und Zpriawa geladen. Hier, wo durch lange Kämpfe die Landschaft der Bevölkerung beraubt ward, sollen sie sich ansiedeln und alles, was ihnen not thut, empfangen ...

Und werden sie dem Rufe des Bären folgen? — forschte Nako.

Schon ziehen sie in großen Scharen herbei; — bestätigte Wigbert — heute morgen langten die ersten in Brennaburg an. Will's Gott, so wird bald allenthalben das Kreuz emporsteigen und durch Wälder und Fluren, über Flüsse und Seeen festliches Glockengeläut von Kirchen des Heilandes tönen!

Da falteten sich die Hände der Fischer, ihre Blicke lenkten sich vertrauensvoll zu dem wiederaufgerichteten Kruzifix, welches Nako im Schutte gefunden hatte, und dieser sprach die frohen Worte:

Eine neue glückliche Zeit ist für unser Kölln und alle Zpriawaner erschienen; wohl uns, daß wir selbst sie erlebten!

3.

Kölln-Berlin — deutsche Städte.

Auf dem Wege, welcher von der alten Wendenburg Cöpenic zur Rechten des Flusses nach Berlin führt, kamen drei Reiter daher. Voran in vornehmer Ritterkleidung ein stattlicher Herr, hinter ihm zwei bewaffnete Knechte, von denen jeder in einem Mantelsack Gepäck mit sich führte. Man sah daraus, daß diese Leute nicht von einem kurzen Ausfluge zurückkehrten, sondern auf einer längeren Reise begriffen waren. Nicht gerade bequem und angenehm war dieser Weg. Auf seinem sandigen Grunde zogen neben und durcheinander tiefe Spuren von Wagen; Rosseshufe hatten sich nicht minder tief dem lockeren Boden eingeprägt, aber diese Anzeichen regen Verkehrs, welche in stattlicher Breite durch die Heide führten, wiesen den Reisenden die Richtung und machten eine Verirrung unmöglich.

Der Ritter hatte seinen Blick zum Himmel erhoben.

Es scheint, als ob das Wetter umschlagen wollte; — sprach er, zu seinen Knechten gewendet, — gestern blies ein scharfer Wind von Sonnenaufgang her, doch er war trocken und für die Reise nicht ungünstig; heute kommt er, wie mir scheint, aus Abend; — daher ballen die Wolken sich dichter zusammen; es sind Sturmvögel von der großen See, die in ihren Fittichen Schnee und Regen herbeiführen!

Herr, der Frühlingsmond war heuer zu schön; — hob der eine Knecht an — kein Wunder wär' es, wenn dieser sein Nachfolger es schlimmer triebe; aber die

Fluren wird er ja wohl nicht mehr weiß färben! Seht doch, wie die Kiefern dieser Heide schon neue Triebe ansetzen, und auch die Vögel haben allenthalben schon ihre Nester geputzt und ausgebessert!

Der Ritter lachte:

Hans, bist ein schnurriger Kerl! Lägest am liebsten Tag für Tag in Wald und Busch, zur Jagd auf Wild — wohl gar auf Menschen, die mit bepackten Wagen auf den Straßen einherziehen! . . . Du weißt, daß dergleichen sehr erschwert ist, seitdem die fürstlichen Brüder diese Gegenden unter ihre Herrschaft genommen haben!

Der andere Knecht näherte sich dem Herrn:

Die Markgrafen lassen überall Burgen und feste Städte bauen; man sagt, auch an unserm großen Strome bei Zliwitz soll eine neue Stadt gegründet werden . . .

Da hast du recht, Rolf; — entgegnete der Ritter — an der „Franken Furt", nahe bei Zliwitz, ist schon die Fläche bestimmt worden, wo die Herren Markgrafen ihre Kaufleute ansiedeln wollen — denn für Kaufleute ist der neue Ort wie geschaffen —, und daß ich nach Berlin reite, steht in Zusammenhang damit . . . Aber wir sind von dem Wetter abgelenkt worden; werden wir noch trocken nach Stralow kommen?

Dort fließt die Zpriawa; — sagte, nach links zeigend, Hans — sie schimmert durch eine Lichtung der Heide hindurch, und zwar in sehr verbreiterter Fläche; mich deucht, daß sie dieses Aussehen unweit Stralow annimmt!

Dann würden wir bei meinem Freunde, dem alten Ritter Rudolf, Rast machen können! — bemerkte der Gebieter — Übrigens muß ich dich dran erinnern, daß dieser Fluß, seitdem die Markgrafen in Teltow und Barnim gebieten, den Namen „Spree" erhalten hat!

Der Knecht lachte:

Will mir's einprägen, Herr; ihr müßt's verzeihen, daß ich die alte Bezeichnung noch festhielt!

Der Ritter nickte behaglich:

Die früheren Zeiten waren, wie ich von meinem Vater weiß, nicht grade schlecht, aber durch die Deutschen, die das Christentum ins Land brachten, ward doch vieles noch besser. Den Herren Markgrafen danken wir Ordnung und Sicherheit, und die Ansiedler, welche auf ihren Ruf hereinkamen, wissen das Land vollkommner zu bebauen, als das Wendenvolk, auch sind sie geschickter und fleißiger in den Gewerben und regsamer im Handel. Wer von den Wenden sich gefügt und in den Dienst der neuen Herrschaft gestellt hat, findet keinen Grund, es zu beklagen!

Hans nickte zustimmend, der andere Knecht aber winkte ihm verstohlen zu, als wollte er sagen:

Ja, unser Herr hat gut reden, denn er führt jetzt als markgräflicher Vogt von Lebus ein günstigeres Leben als der alte Herr, sein Vater . . .

Mehrfach waren unterdessen durch Lichtungen des Waldes hindurch spiegelnde Wasserflächen erschienen, aber sie gehörten nur teilweise dem Spreeflusse an, meist waren es größere oder kleinere Lachen, welche dessen Ufer begleiteten. Und nun tauchte im Vordergrunde des Weges ein Gebäude empor, von einem niedrigen Turme überragt.

Die Kirche von Stralow! — deutete Hans, zu dem Ritter gewendet.

Es ist die höchste Zeit, — erwiderte dieser — denn schon beginnt der Sturm hohl zu pfeifen, und ich fühle die ersten Regentropfen im Gesichte!

Dort lag auf einer Halbinsel in der Spree das Fischerdörflein, eine kleine Zahl niedriger Hütten, unter denen neben der von Feldsteinen erbauten Kirche auch der „neue Hof" stattlich emporstieg. Aber noch hemmte eine „Landwehr" die eilenden Reiter. Als ein breiter, 325 Ruten langer Graben schützte sie zwischen Stralow und Lichtenberg die Ostseite Berlins. Eine feste Brücke führte hinüber, aber der Zugang war durch einen Schlagbaum geschlossen und durch einen umwallten Brückenkopf verteidigt. Auf dem Walle standen Stadtknechte mit wuchtigen Speeren und schauten finstern Blickes zu den Reitern hinab.

Öffnet dem Vogte Boruto von Lebus, der zu dem gnädigen Herrn Johann entboten worden ist! — rief der Ritter hinauf.

Einer der Stadtknechte stieg hernieder, der Schlagbaum hob sich — und wenige Augenblicke später sprengten die Reiter auf den Stralower Gutshof.

Schon hatte Ritter Rudolf die Ankömmlinge bemerkt und trat ihnen aus dem Herrenhause entgegen. Er war ein Greis von untersetzter Gestalt; um sein rundliches Antlitz mit freundlichen Zügen wallten schneeweiße Locken in reicher Fülle.

Hätte mir nicht träumen lassen, — rief er, mit der Rechten winkend, — daß mir dieser unfreundliche Morgen so lieben Gast zuführen würde!

Vogt Boruto war abgesessen, schüttelte dem Alten kräftig die Hand und sprach, indem er ihm in die Halle des Gutshauses folgte: Unser gnädiger Herr, Markgraf Johann, hat mich zu sich beschieden, doch bis Mittag ist noch Zeit genug, um mit einem alten Freunde eine Weile zu plaudern.

Sie setzten sich in der Nähe des Kamins nieder, dessen helles Feuer eine wohlthuende Wärme verbreitete. Schnell trugen Diener Brot und Zukost, Fleisch von Geflügel und Wild, außerdem einen Krug voll Met und ein Gefäß mit würzigem Wein aus Welschland auf den breiten Tisch von Eichenholz. Dann trank der greise Wirt dem Vogte zu und sagte:

Laßt euch den wärmenden Wein munden; er nimmt Kälte und Unbehagen hinweg! Mit der spärlichen Kost müßt ihr euch freilich begnügen, denn die Mägde sind mit dem Mittagsmahle noch weiter zurück, als mir lieb ist!

Der Vogt griff kräftig zu:

Ihr sollt mich nicht umsonst genötigt haben! — Wie geht's euch selber, und was treibt man zu Kölln und Berlin? — setzte er neugierig hinzu.

Habt ihr die Orte gekannt, — begann Ritter Rudolf — bevor sie zu Städten erhoben sind?

Die letzten Jahre bin ich nicht zum Spreeflusse gekommen, — entgegnete Boruto — doch habe ich Kölln und Berlin schon gesehen, als nur Wenden drin hausten, die freilich sämtlich dem Christengott dienten . . .

Dann werdet ihr staunen, — rief Ritter Rudolf lebhaft — was seitdem dort entstanden ist! . . . Das Jahr 1253 schreiben die Christen heuer; kaum 10 mal hat sich der Frühling erneut, seitdem ich den „alten Hof" in Berlin den markgräflichen Herren verkaufte, damit sie ihre Gründung beginnen könnten. Hatte damals wenig Vertrauen zu der Sache, denn Kölln, das sie 8 Jahre früher zu einer Stadtgemeinde erhoben, wollte nicht emporkommen . . . Aber in Berlin, ja, da ist's ganz anders vorwärts gegangen!

Einer „Landwehr" bin ich begegnet, — bemerkte der Vogt — und die Brücke war wohl bewehrt und bewacht.

O ihr werdet noch anderen Befestigungen begegnen, — fuhr Ritter Rudolf fort — ehe ihr in Berlin einreitet! . . . Unsre Markgrafen sind wackere Herren, Johann I und Otto III einer wie der andre. Als sie vor mehr als zwanzig Jahren durch friedlichen Vertrag von dem Pommernherzoge Barnim dies Land der Zpriawaner gewannen, war mir's nicht gar lieb, denn ich fürchtete von den Deutschen Gewaltthat und unheilvolle Zeiten. Aber ich sage euch: nichts dergleichen ist geschehen! Den „alten Hof", — nun ja den wollten sie haben, denn sie meinten, daß sonst aus Berlin nichts werden könnte; — aber entschädigt haben sie mich, wie ich's nur wünschen konnte — und seitdem geh' ich durch's Feuer für sie!

Ihr wißt, daß ich auch noch nicht lange in markgräflichen Diensten stehe! — fügte Boruto hinzu — Als vor 9 Jahren der Pommernherzog die Gegend um die Ucker an die fürstlichen Brüder abtrat (1244), freute ich mich, daß das Land Lebus von ihnen noch frei blieb, setzte meine Hoffnungen auf Herzog Boleslaw den Kahlen von Liegnitz, der bei uns gebot, und dachte trotzig über die Ballenstädter Herren. Da erfuhr ich grade noch rechtzeitig von einem Geistlichen, der aus Magdeburg zu uns kam, daß der dortige Bischof seine Besitzungen an unserm Strome jenen abtreten wolle, und daß auch zu dem Liegnitzer ein Unterhändler aus Brandenburg unterwegs sei . . . Schnell stellte ich mich den Markgräflichen zu Diensten, — und hab' es nicht zu bereuen! . . . Was wäre aus mir geworden, wenn ich den beiden Fürsten hätte widerstehen wollen? Haben sie doch ganz kürzlich auch noch am rechten Ufer des Oderstromes eine „neue" Mark gewonnen, also daß ihre Herrschaft bis Zantoch an dem Wartaflusse reicht und die Grenze ihres Landes gegen Morgen das Land der Polen berührt!

Ja, diese Herren sind mächtig vorwärts gekommen! — bestätigte der Herr von Stralow — Und daß sie die großen Gebiete friedlich erworben haben, gereicht ihnen ebenso sehr zum Ruhme, wie die Fürsorge, mit welcher sie dem Lande emporhelfen. Letztere haben wir hier am Spreeflusse deutlich erkennen dürfen . . .

Man hat mir auch Marsilius gerühmt, — unterbrach ihn eifrig der Vogt — der die neuen Ansiedler nach Berlin geführt hat, — den „Locator" [1]) pflegt man ihn zu nennen — und jetzt waltet er als erblicher Schulze über der jungen Stadt.

Der alte Ritter machte ein heiteres Gesicht:

Ihr werdet ihn ja kennen lernen und dann nach Gebühr schätzen! Von Magdeburg folgte er dem Rufe der Markgrafen. Dort hatte es schon sein Vater zu großem Vermögen gebracht, aber erzählt wird, daß dieser weither vom Rheinstrome, aus der alten Stadt Köln, gekommen, ja noch andere behaupten, dessen ursprüngliche Heimat sei „Marsilien", [2]) an einem weiten Busen des Mittelmeeres, vom deutschen Lande ziemlich fern gegen Mittag, gelegen . . . Etwas fremdartig erscheint er jedem, der ihm zum ersten Male begegnet, aber er weiß, was er will, und hat eine bewundernswürdige Thatkraft; — dabei ist er auch ein froher Genosse beim Metkruge wie beim Gewürzwein aus Welschland. Noch denk ich

1) D. i. Begründer und Ordner des städtischen Gemeinwesens.
2) Marseille.

dran, daß wir bald nach seiner Herkunft einmal fröhlich bei einander saßen. Kam das Gespräch auf die Namen unserer beiden Städte. Sprach da Marsilius: Daß unsre Nachbarstadt „Kölln" heißt, wie einst das wendische Fischerdorf, könnt' ich fast billigen, denn die Heimat meiner Väter am Rheinstrom führt den gleichen Namen, aber es mißfällt mir doch, daß das Städtlein drüben, das gar nicht wachsen will, sich einen so stolzen Namen anmaßt! . . . Laßt das nur gut sein, lieber Herr, sag' ich, denn der Name hier ist, wie die Leute erzählen, gar alt, und mit eurer Heimat hat er nichts zu thun! . . . Nun, was soll denn dieser Name besagen? — rief er lachend. — Seht, sprech' ich, die ersten Häuser, die dort drüben gebaut sind, standen auf Pfählen, denn das Land war allenthalben sumpfig — und davon ward auch das Dorf benannt . . .[1]) Gut, daran laßt nur festhalten! — gab er zurück — Ward's im Sumpfe erbaut, auf wackeligen Pfählen, so wird's auch nicht viel weiter kommen, mögen die Markgrafen noch so viel dafür thun! Doch mit Berlin wird es ganz anders werden; verlaßt euch darauf! . . . Wenn ihr auf die Bedeutung des Namens etwas gebt, — werf' ich hin — so könnt ihr euch auch auf den Namen der Stadt, die ihr begründet, nicht allzu viel einbilden! . . . So? Was besagt denn „Berlin"? — fragt er. Nach der Sprache des wendischen Volkes — ist meine Antwort — heißt das soviel als ein Ort, an welchem „Vögel ihre Federn verlieren", — wenn ihr wollt: ein Tummelplatz von Enten und Gänsen![2]) . . . Hei, das find' ich prächtig! — lacht er — Das ist aber Berlin zu wendischen Zeiten! Paßt auf, was ich zu deutschen Zeiten draus machen will! Ein Tummelplatz von Kriegern und Helden soll's werden — und jeder, der feindlich ihm naht, soll die Federn lassen; ja gerupft soll er werden, daß er all' seinen Trotz gründlich verliert! . . . Da stießen wir die Metkrüge aneinander und waren alle recht heiter!

Nun ist Berlin — sprach der Vogt — schon soweit gediehen, daß es anderen Städten, die neuerstehen, sein „Recht" geben kann. An der „Franken Furt" wollen die Markgrafen eine Stadt bauen, die eine Tochter Berlins sein soll, und ein Verwandter des Marsilius ist zum „Locator" bestimmt!

Das ist eine bedeutende Mär für mich, — bemerkte der alte Ritter bedächtig — doch kann ich's nur loben, daß die Markgrafen des Marsilius Vetter gewählt haben, Heinrich heißt er, und gemeinhin nennt man ihn den „Walen" (Wälschen).

Boruto nickte bestätigend:

Daß ich her bin geritten, steht mit der Begründung der neuen Stadt an der Oder in Zusammenhang!

Er hatte sich erhoben:

Ich will Marsilius selbst noch sprechen, bevor ich nach dem „alten Hofe" reite und der Befehle der Markgrafen gewärtig bin!

Ritter Rudolf begleitete ihn bis zur Thür:

Grüßt mir Marsilius, und wenn euch der Dienst der Fürsten nicht dran hindert, so bleibt in meinem Hofe über Nacht! . . .

Bald darauf saß der Vogt wieder im Sattel, um Berlin zu erreichen. Eben trat nach heftigen Aprilschauern die Sonne wieder heiter hinter Wolken hervor

---

1) Von dem wendischen „Koll", d. h. ein in das Wasser gestoßener Pfahl, daher Kölln — ein „Dorf auf Pfählen".

2) Von „pero" = Feder und „linieje" = verlieren.

und überstrahlte die Fischerhütten des Dorfes, an welchen die drei Reiter vorübereilten. Weiterhin gelangten sie auf die Wiesen, die sich bis zu dem Spreeflusse hin erstreckten. Hier sahen sie sich durch eine zweite „Landwehr" gehemmt; es war gleichfalls ein ziemlich breiter Graben, und an der Brücke, welche hinüberführte, erhob sich ein großer Rundturm aus Feldsteinen, oben mit einer hölzernen Galerie versehen. Dort standen in sicherer Deckung mehrere städtische Bogenschützen und spähten zu den Reitern hinab.

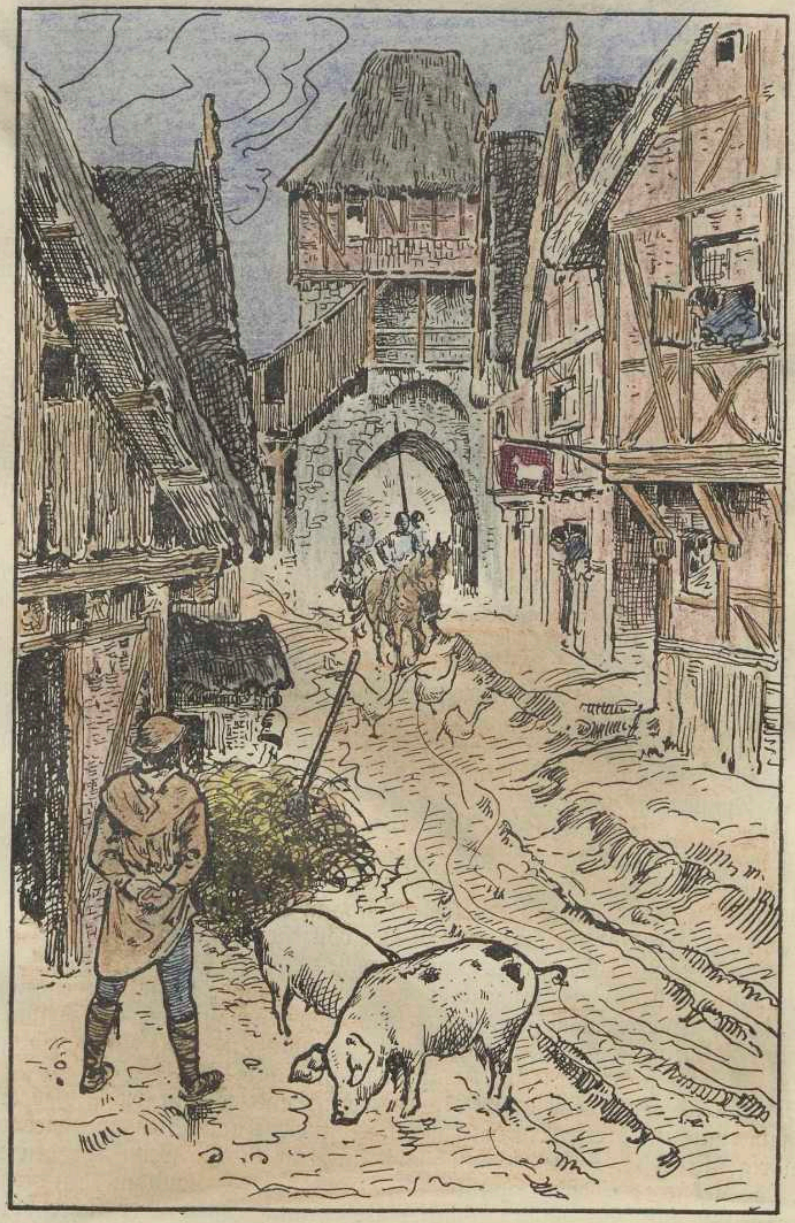
Man muß gestehen, daß die Berliner, obschon sie sich erst das Stadtrecht erworben haben, sehr sorgfältig über ihre Sicherheit wachen! — sprach der Vogt zu seinen Begleitern, indem er seines Rosses Eile hemmte.

Ein kurzer Anruf genügte, um Einlaß zu finden. Jenseits des Festungswerkes umsäumten nur zur Linken feuchte Flußwiesen, auf denen zahlreiche Ranunkeln und Dotterblumen blühten, den Weg, während zur Rechten auf sanft ansteigendem Boden sich grüne Saatfelder ausbreiteten. Über diesen stiegen, von den flüchtigen Sonnenstrahlen gelockt, eben mehrere Lerchen trillernd empor, um nach wenigen Augenblicken im Äther zu verschwinden. Eben hatten die Reiter eine Kiefernparzelle und einen Erlenbruch gestreift, als vor ihnen fast gleichzeitig die Kirchen des heiligen Nicolaus und des Apostelfürsten, jene mehr rechts, diese zur Linken, auftauchten. Noch freilich mußten zwei Gräben überwunden werden, ehe das Stralower Thor erreicht wurde. Ein viereckiges Thorhaus, kaum erst aus Feldsteinen vollendet, fügte sich hier als starkes Bollwerk in den hohen, festen Plankenzaun ein, welcher vorläufig die steinerne Mauer vertrat. Mehr noch als die Landwehren war dieser Stadteingang von Bewaffneten besetzt, doch sie erwiderten freundlich den Gruß der Ankömmlinge und ließen dieselben herein.

Vogt Boruto verfolgte die Stralower Gasse. Sie war ziemlich schmal, uneben und ohne Pflaster. Zu beiden Seiten standen kleine, strohbedeckte Häuser mit den Giebeln nach vorn, meist ganz dicht gedrängt, neben einander. Ihrer keins enthielt mehr als ein niedriges Unter- und ein Obergeschoß nebst winzigen Bodenfenstern im oberen Giebel. Die Wände waren von leichtem Fachwerke, dessen Balkengerüst gewöhnlich Teeranstrich trug, während die übrige Fläche in gelblicher oder roter Färbung erstrahlte. Die meisten Gebäude zeigten am vorderen Dachfirste einen geschnitzten Pferdekopf oder einen Schwanenhals, je nachdem die Bewohner aus Niedersachsen oder von der friesischen Küste stammten. Hin und wieder fanden sich auch über der Hausthür Schilder mit allerhand Merkzeichen. Die Gasse war wenig belebt, doch der Markt von Berlin, auf welchen sie mündete, zeigte Gruppen von Männern und Frauen. Hier stand als vornehmstes Gebäude das Rathaus, gleichfalls aus Fachwerk errichtet; vor ihm die hölzerne Gerichtslaube, gegen den Markt hin vorgeschoben, und vor dieser wiederum der hölzerne Roland mit dem Schwert in der Rechten und dem Schild in der Linken — zum Zeichen des Blutgerichtes. Dem Rathause gegenüber, nach der Spree zu, fanden sich mehrere Niederlagsräume und das Kaufhaus.

Bei langsamem Ritte hatte der Vogt seine Blicke umherschweifen lassen, oftmals verwundert das Haupt geschüttelt und seinen Begleitern einige Worte zugerufen. Jetzt, als er auf dem Marktplatze anhielt, sagte er bedächtig:

Man sieht's, daß ein frischer Zug durch dieses neue Gemeinwesen geht, und was in kurzer Zeit geschaffen ward, ist allen Lobes wert! . . . Freilich die Mark-



Stralauer Straße.

grafen haben gleichfalls das Ihrige gethan; erstaunlich, daß die junge Stadt schon in voller Freiheit das Richtschwert brauchen darf!

Aus dem Rathause war ein Stadtknecht getreten; er fragte in artiger Weise nach des fremden Herrn Begehren.

Ich suche Herrn Marsilius, den Schulzen; — erwiderte der Vogt — ist er auf dem Rathause anwesend?

Der Herr Schulze — lautete die Antwort — hält Gerichtssitzung in der „Laube", doch wird er dieselbe bald abbrechen, da er zu Mittag nach dem Hofe zu dem gnädigen Markgrafen Johann zu gehen gedenkt . . .

Ritter Boruto war vom Pferde gestiegen.

Reitet nach der nahen Herberge; — befahl er seinen Knechten — sorgt für euch selbst und die Tiere und erwartet weitere Anordnungen. Für heute ist schwerlich an unsere Rückkehr nach dem Oderstrome zu denken.

Er wies mit der Hand nach einem Hause am Marktplatze, dessen Giebel auf bläulichem Schilde ein weißes Rößlein zeigte und vor dessen weitgeöffnetem Thore mehrere Krippen standen. Während die Knechte dorthin ritten, folgte er dem Ratsdiener zu der Gerichtslaube. Dort saß, von Schöffen umgeben, der Stadtschulze; vor dem Gerichtsstuhle standen Kläger, Verklagte und Zeugen, dazu im Umkreise eine Anzahl von Bürgern. Soeben verkündete Marsilius mit kräftiger Stimme das Urteil, welches er nach Beratung mit seinen Beisitzern „gefunden" hatte. Dann erhob er sich, zu gehen. Sein Blick fiel auf den Vogt Boruto. Sie traten einander entgegen.

Ich komme von Lebus und bin zum gnädigen Herrn Johann befohlen! — sprach grüßend Boruto — Zuvor drängte es mich, euch kennen zu lernen und zu bitten, daß ihr mich mit euerm Gemeinwesen näher bekannt macht!

Über des Stadtschulzen Antlitz war ein freundliches Lächeln gezogen:

So seid ihr der Vogt der Herren Markgrafen und hier, um die neue Stadt an der „Furt der Franken" gründen zu helfen! . . . Rechnet auf ein freundlich Willkommen in unsrer guten Stadt Berlin und in meinem bescheidenen Hause, doch was ihr zu fragen begehrt, müßt ihr billig verschieben, denn Zeit ist's, zum Hofe des Fürsten zu gehen.

Der Vogt nickte zustimmend:

Gestattet mir, euch dorthin zu begleiten; später findet sich dann wohl Muße, meinen Wunsch zu erfüllen.

Während sie das Rathaus verließen, begann Boruto aufs neue:

Groß ist die Wandlung, welche sich hier vollzogen hat, und nächst den Fürsten ist *euch* das Hauptverdienst daran zuzuschreiben.

Marsilius blieb einen Augenblick stehen; seine hohe Gestalt schien sich noch zu recken, um seine ebenmäßigen, doch etwas scharf geschnittenen Züge spielte ein behagliches Lächeln, aus seinen dunkeln Augen glänzten Stolz und Selbstgefühl:

Es läßt sich nicht ganz schlecht an; das ist richtig!

Sogleich aber wurde sein Blick wieder ernst und er fuhr ruhiger fort:

Immerhin sind's erst *Anfänge*; ich selbst weiß am besten, wie viel noch zu thun übrig bleibt! . . . Und dann habt ihr sehr Recht, wenn ihr den Markgrafen das größere Verdienst zuschreibt. *Sie* haben das Land aus den bisherigen Banden gelöst und sind dann in weiser Überlegung ruhig, aber sicher vorwärts geschritten. Zunächst waren sie bedacht, im Teltow, hier südlich von Kölln und Berlin, wo nur die Tempelherren in Tempelhof, Mariendorf und Marienfelde kleine Niederlassungen geschaffen hatten, das weithin verödete Land mit deutschen Bauern zu besiedeln. Wenn ihr jene Gegenden früher gekannt habt, werdet ihr

über die blühenden, freundlichen Dörfer erstaunen, die dort seit zwanzig Jahren entstanden sind. — Hierauf suchten sie das Nachbardorf auf der Spreeinsel emporzubringen . . . Er zuckte unwillkürlich die Achsel: Es war ein Versuch; gut, daß sie bald dessen Vergeblichkeit einsahen!

Wie kam es, daß Kölln nicht recht gedeihen wollte? — warf der Vogt ein.

Der Raum war zu klein — nur 44 wendische Hufen —; auch fehlte die freie Bewegung, da die Stadt ihr Recht von Spandow empfing — und dem dortigen Vogte unterstellt blieb . . .

Ich weiß, daß Berlin eine Tochter Brandenburgs ward, und von seiner Freiheit zeugt der Roland; — unterbrach Boruto den Schulzen — doch sollte drüben in Kölln nicht auch der rechte Leiter und Ordner gefehlt haben, ein solcher, wie Berlin zu besitzen das Glück hat?

Marsilius lächelte wieder:

Ich muß wiederholen, daß meine Leistungen nicht überschätzt werden dürfen! Ich würde ungerecht sein, wenn ich nicht anerkennen wollte, daß sich drüben manche tüchtigen Männer abgemüht haben: unter anderen der hochwürdige Herr Symeon, der Pfarrer zu St. Peter war, als Kölln Stadt wurde; jetzt freilich steht er uns hier mit Rat und That zur Seite und waltet an St. Nicolaus als trefflicher Propst . . .

Ihr habt ihn euch herübergezogen; man kann es euch nicht verdenken! — bemerkte der Vogt — Daß Berlin einen weiteren Raum gefunden, ist ja wohl der Hinzunahme des „alten Hofes" zu danken?

Allerdings gewannen wir hierdurch eine gewaltige Fläche, ohne welche wir nicht vorwärts gekommen wären; — entgegnete der Schulze — haben wir doch nicht weniger als 124 große deutsche Hufen[1]) empfangen. Mit denen reichen wir vorläufig aus . . .

Durch die Mittelstraße[2]) waren sie eine Strecke nordwärts geschritten und hatten sich dann rechtshin gewendet. Während an der erwähnten Straße die stattlichsten Gehöfte emporragten, welche von den im Rate sitzenden Geschlechtern der Blankenfelde, von Bötzow, von Lietzen und von Aken bewohnt wurden, fanden sich hier erst Anfänge neuer Besiedlung, und statt menschlicher Bewohner tummelten sich auf begrasten Plätzen und zwischen gartenartigen Anlagen Schweine und Ziegen, Gänse und Enten umher.

Das ehemalige Berlin! — bemerkte launig Marsilius — Es soll bald verschwinden!

Will's glauben! — entgegnete der Vogt — Ihr habt, wie ich weiß, kein Gefallen daran! . . .

Sie waren durch eine Pforte des Plankenzaunes, welcher den innern Stadtraum abschloß, getreten. Der tiefe Stadtgraben trennte sie von einem zweiten umfriedigten Raume, dessen von Pallisaden bewehrter Zugang durch einen markgräflichen Krieger bewacht war. Schon hatte dieser den Stadtschulzen erkannt, ließ die Zugbrücke nieder und öffnete das Thor. Sie schritten auf die Grundfläche hinüber, welche sich hier die Landesherren vorbehalten hatten und in deren Bereich der „alte Hof" lag. Das einfache Herrenhaus erhob sich zwischen

1) Von den 44 wendischen Hufen der Stadt Kölln hatte jede nur 12, von den 124 großen Hufen Berlins hingegen jede 60 Magdeburger Morgen.

2) Jetzt Spandauerstraße.

kleineren Gebäuden und war bemerkenswerter durch seine Länge als durch seine Höhe.[1])

Auf dem Hofe herrschte reges Leben. Bedienstete des Markgrafen eilten hin und her; Gruppen Bewaffneter standen neben ihren Rossen, der Aufträge gewärtig; andere Knechte hielten am Zügel die Pferde ihrer Gebieter, welche sich augenscheinlich in das Herrenhaus begeben hatten.

Wir finden bereits mehrere Edelleute anwesend, — erklärte Marsilius — welche der gnädige Herr zu dem gleichen Geschäfte mit uns beschieden hat: Herrn Dietrich von Blumberg, Heinrich Trude und Heinrich von Werben, denn ihre Rosse stehen hier draußen!

Sie traten in das Haus, begrüßten einige Hofbeamte, welche ihnen begegneten, und befanden sich bald darauf in eifrigem Gespräche mit den vorbenannten Rittern. Da eine Angelegenheit des Odergebietes in Betracht kam, so bestürmten die übrigen Herren den Vogt von Lebus mit allerhand Fragen über die dortigen Zustände. Plötzlich wurden sie unterbrochen. Der Hofmeister erschien und beschied alle in das Gemach des Markgrafen Johann. Dieser ging ihnen einige Schritte entgegen und nahm dann vor ihnen in der Mitte des Gemaches Stellung. Er war ein stattlicher Herr von etwa 45 Jahren mit vollem lockigen Haar, dessen ursprünglich blonde Farbe zu ergrauen begann; seine großen blauen Augen blickten leutselig, doch in jenem strahlenden Glanze, welcher zugleich ein Zeichen von Klugheit und tapferem Mute ist.

Unsern Gruß, liebe Getreuen! — sprach er — Wir haben euch vor uns beschieden, zugleich im Namen unsers abwesenden Bruders Otto, um euern Rat und euere Hülfe zu erfordern, daß wir das neue Land an der Oder sichern und heben können. Selber haben wir gemeint, daß wohl nichts ersprießlicher sein möchte, als wenn wir an den Ufern des stattlichen Stromes eine feste Stadt gründeten, welche mit diesen Städten an der Spree und weiter nach Magdeburg zum Elbstrome hin die Waren des Polen- und Reußenlandes austauschen, namentlich aber auch regen Verkehr zum baltischen Meere hin unterhalten könnte. Wir gedenken die neue Stadt bei Zliwitz an der „Franken Furt" zu bauen, und damit sie wie Berlin emporblühe, soll sie dieser unsrer guten Spreestadt bewährtes Recht empfangen . . .

Er schwieg einen Augenblick, dann forderte er den Vogt Boruto auf, über die Verhältnisse des Landes Lebus zu berichten. Dieser schilderte den Aufschwung, welchen das Odergebiet zu nehmen beginne, und billigte ebenso die beabsichtigte Gründung der Stadt wie die für dieselbe gewählte Örtlichkeit, auch versicherte er, daß er die neue Gemeinde, wiewohl sie nicht seiner Verwaltung unterstellt werden solle, in jeder Weise zu fördern gedenke.

Nun legte der Schulze Marsilius auf den Wunsch des Fürsten einige Gesichtspunkte dar, welche sich bei der Leitung des Berliner Gemeinwesens besonders bewährt hatten. Er betonte die Notwendigkeit, daß trotz jährlichen Wechsels im Rate für eine Stätigkeit der Grundsätze gesorgt und daher neben den neuberufenen Ratsherren die vorjährigen als beratende Behörde noch ein

---

1) Dieser vom Ritter Rudolf von Stralow den Markgrafen verkaufte Hof lag auf der Stelle des jetzigen Grundstücks Klosterstraße 35. Das Gelände des Hofes war noch im Weichbilde Berlins, doch außerhalb der damaligen Stadtbefestigung, in der Nähe des Oderberger Thores.

weiteres Jahr beibehalten würden. Damit nicht unruhige Elemente zur Geltung gelangen könnten, sei nicht nur jede Innung vom Rate zu bestätigen, sondern auch streng zu beaufsichtigen, zur Redlichkeit anzuhalten und einem vom Rate gewählten Obermeister zu unterstellen. Durch strenge Strafen müsse falsches Maß und Gewicht verfolgt und der Verleumdung durch böse Zungen, besonders auch von Weibern, gesteuert werden.

Als der Schulze seine Auseinandersetzungen geendet hatte, sprach der Markgraf: Da Frankenfurt eine Tochter Berlins werden soll, so magst du gemeinsam mit dessen Rate in einem ausführlichen „Briefe" der neuen Gemeinde ein „Weistum" [1]) erteilen, und der dort einzusetzende Rat wird darüber zu wachen haben, daß demgemäß verfahren wird. Deinen Verwandten, welcher als „Locator" zur Oder zieht, wirst du auch sonst mit weiser Belehrung versehen . . . Doch nun soll euch mein „Schreiber" die Urkunde vorlesen, die er nach meinem Willen aufgesetzt hat.

Jener einflußreiche Beamte des Fürsten, ein höherer Geistlicher, welcher bisher scheinbar teilnahmlos an einem Tische gesessen hatte, erhob sich und trug mit vernehmlicher Stimme die Stiftungsurkunde der neuen Stadt Frankfurt vor, welche sodann von den anwesenden Vertrauten des Markgrafen unterzeichnet wurde. [2])

Nachdem das wichtige Geschäft beendet war, unterhielt sich der Fürst in leutseliger Weise mit den Anwesenden und zog sie dann zur Tafel.

Es war um die dritte Stunde nach Mittag, als Boruto mit Marsilius aus dem fürstlichen Hofe zurückkehrte.

Wann wollt ihr mir eure städtischen Einrichtungen zeigen und über das, was mir nützlich scheint, Rede stehen? — fragte er diesen.

Wollt ihr länger hier verweilen, — entgegnete der Stadtschulze — so lassen wir dies alles wohl bis morgen!

Dies war nicht im Sinne des Vogtes.

Dringende Geschäfte — sprach er — zwingen mich, schon morgen in der Frühe zur Oder zurückzukehren; über Nacht werde ich bei Herrn Rudolf von Stralow bleiben. Könnt ihr bis in den Abend hinein mir freundliche Gesellschaft leisten, so bin ich euch dankbar . . .

Marsilius erfüllte bereitwillig den Wunsch. Während der Vogt einen seiner Begleiter nach dem „neuen Hofe" entsandte, um dem alten Ritter Nachricht zu geben, eilte Marsilius nach seinem nahen Hause, ordnete schnell noch einige Geschäfte und traf in der Herberge „zum weißen Roß" wieder mit Boruto zusammen.

Ihr wollt wissen, — begann er, auf den Marktplatz tretend, — wie sich unsre Stadt allmählich entwickelt hat, und welche Einrichtungen wir ihr gaben: Seht jene kleinen Häuser dort in der Nähe der Kirche St. Nicolaus; sie standen schon, als Berlin noch ein elender Flecken war — es sind ihrer 17 und ihre Besitzer haben sich vordem vom Landbau genährt, dessen Erträge sie auf diesem Markte verkaufen durften. Als ich dann im Auftrage des Markgrafen die Stadt begründete und aus Sachsen und Friesland Ansiedler herbeirief, erhielten wir

1) Dieses „Weistum", d. h. eine genaue Rechtsbelehrung des Rates von Berlin an den neuen Rat von Frankfurt ist noch in einer dortigen Urkunde vorhanden und stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1253.

2) Diese Stiftungsurkunde Frankfurts ist noch vorhanden; sie trägt die erwähnte Jahreszahl.

sofort auch das Niederlagsrecht[1]), auch wurden wir mit der Einnahme des Hufen- und Rutenzinses in unsrer Stadt, ja teilweise auch in dem benachbarten Kölln, begnadigt.[2]) Da uns auch aus den Meister- und Bürgerrechtsgeldern reichliche Summen zuflossen, konnten wir bald für arme und arbeitsunfähige Einwohner das St. Spiritus-Spital gründen, welches am Spandower Thore liegt. — Herzlich dankbar sind wir unsern Fürsten besonders dafür, daß sie den Berliner Kaufleuten für die brandenburgischen Lande Freiheit vom Wege- und Warenzoll verliehen haben; die Zahlung, welche wir dafür der markgräflichen Kasse leisten mußten, war nicht hoch und wurde gern übernommen. Sollte ich all die sonstigen Wohlthaten einzeln aufzählen, welche wir den gnädigen Fürsten verdanken, — ich würde lange zu berichten haben ...

Sind schon eure Handwerker in Innungen zusammengefaßt? — fragte der Vogt, als Marsilius einen Augenblick schwieg.

Vorerst ist die Innung der Bäcker und Tuchhändler bestätigt worden; — antwortete der Schulze — bald werden andere folgen.

Man sieht, daß die Einwohnerzahl rasch wächst! — bemerkte Boruto.

Trotzdem wird alle Vorsicht gebraucht. Zwar habe ich dem Rate die Grundstücke, die ich nicht gleich besiedeln konnte, zur weiteren Verteilung überlassen, doch giebt er, wie ich mich stets überzeugen kann, das Bürgerrecht erst nach strenger Prüfung an einwandernde Fremdlinge.

Es läßt sich dies durchaus billigen! — sagte der Vogt — Mit Abgaben an die Landesherrschaft scheint Berlin nicht sehr belastet zu sein ...

Bisher waren die neuen Ansiedler gänzlich von diesen befreit; jetzt sollen sie steuern. Doch ihr kennt unsre Fürsten selbst gut genug, um zu erwarten, daß deren Ansprüche nur mäßige sein werden.

Wie hoch haben sie die „Orbede" bemessen? — forschte Boruto.

Marsilius lächelte: Das ältere Kölln zahlt alljährlich zu Martini 50 Mark Silber; wir Berliner konnten uns die doppelte Summe wohl gefallen lassen, — und später mögen die Fürsten sie auch noch erhöhen.[3]) Überdies könnt ihr euch denken, daß unsre aufblühende Stadt den Markgrafen auch sonst wohl Erträge verspricht. Sie haben hier eine Zollstätte errichtet, und es fehlt nicht an Leuten, die hohe Pacht für deren Übernahme anbieten. — Von den Gebühren und Geldbußen des Gerichtes ziehe ich selbst nur ein Drittel, zwei Drittel liefere ich der fürstlichen Kasse ab. — Die Fischer drüben in Kölln zahlen den Markgrafen für ihre Gerechtsame, die vom „oberen Baum"[4]) bis zum „Steine"[5]) reichen, am Feste der „Kreuzerhöhung" (14. September) und zu „Walpurgis" (1. Mai) je 3 Pfund Pfeffer, und auch von einigen Hufen fließt ihnen noch Zins zu ... Aber eins hätt' ich bald vergessen: seht dorthin, wo der „Damm" von Berlin

---

1) D. h. alle zu Wasser oder zu Lande durchgeführten Waren mußten gegen eine an die Stadtkasse zu zahlende Abgabe zum Verkaufe gestellt werden.

2) Der Schulze Marsilius selbst bezog den Zins von 14 Köllner Hufen. Die Einnahmen der Berliner Stadtkasse waren weit reichlicher bemessen als die der Köllner.

3) „Bede" d. i. Bitte, Precaria, hieß die von den Fürsten geforderte Beisteuer der Unterthanen zur Bestreitung des Hofhaltes. „Orbede" war ursprünglich nur die Abgabe von dem „Orbar", d. h. von dem Lande der nicht ritterbürtigen Grundbesitzer. Die Mark Silber beträgt nach jetzigem Geldwerte etwa 150 Mark, jene Steuer Berlins also rund 15000 Mark.

4) Zwischen der Waisen- und Janowitzbrücke.

5) Bei Martinikenfelde, Unterspree.

nach Kölln hinüberführt! Ihr hört das Rauschen des Flusses von den Durchlässen her, aber auch das lustige Klappern von Mühlen. Schon haben die Fürsten vier Mühlen gebaut, die „Berliner", die „Klipp"-, die „Mittel"- und die „Köllnische", und nicht nur die Bürger unsrer beiden Städte, sondern auch die Dorfschaften der weiten Umgegend sind verpflichtet, in ihnen mahlen zu lassen. Es verlautet, daß die gnädigen Herren zur Verwaltung der Werke einen Mühlenhof erbauen wollen; nun, mögen sie die Mühlen verpachten oder durch Beamte verwalten lassen, gute Einnahmen werden sie von ihnen sicherlich ziehen ...

Man spricht auch davon, daß die Markgrafen hier eine Münze zu errichten gedenken! — warf der Vogt hin.

Der gnädige Herr Johann hat mir selbst diese Absicht verraten; — versetzte der Schulze — vielleicht nur, um Pfennige[1]) prägen zu lassen, aber einen großen Bezirk will er der neuen Münze geben — das ganze Land Teltow, Barnim und selbst euer Oderland mit sämtlichen Städten, Dörfern und Gutshöfen. Was, meint ihr, wird daraus den gnädigen Herren zufließen, wenn alljährlich die alten Pfennige gegen neue umgetauscht werden müssen und die Leute für 100 alte nur 75 neue ausgezahlt bekommen?

Noch höher werden unsre gnädigen Herren — bemerkte Boruto — den Zuwachs ihrer Macht schätzen müssen, welche dieser Städtegründung entstammt! Die Männer, welche ich hier sehe, sind kräftigen Körpers und ihre Augen blicken kühn und unternehmend ...

Der Stadtschulze nickte wohlgefällig:

O es ist kein schlechter Bestandteil der Deutschen! Wie die ersten Ansiedler, welche der Stammvater unsers Markgrafengeschlechtes, Albrecht mit dem Zunamen der „Bär", herbeigerufen und namentlich im Havellande und in der Zauche besetzt hat, kamen sie aus den Niederungen des unteren Rheins und von den meerumrauschten Gestaden an den Mündungen der Elbe und Weser; die meisten von ihnen sind Sachsen, die übrigen Friesen. Ihre starken Arme haben daheim Ruder oder Pflug zugleich mit Speer und Schwert führen gelernt; hier treiben sie bürgerliche Handtierung und schirmen zugleich das Gemeinwesen für sich und die Fürsten. Zwischen der friedlichen Arbeit üben sie sich wacker im Gebrauche der Waffen, und wenn es nötig sein sollte, werden sie auch den Markgrafen zur Verteidigung des Vaterlandes in die Feldschlacht folgen!

Solchen Männern — sagte der Vogt — konnten die Fürsten gar wohl die Verwaltung der Stadt anvertrauen! ... Wie viel Männer sitzen im Rate?

Drüben in Kölln — versetzte Marsilius — walten vorläufig nur 4 Ratsherren des Amtes, und sie werden von dem Spandower Vogte ernannt, um die Sicherheit der Stadt vor Dieben und Mördern, vor Landstreichern und allerhand fahrendem Volke zu gewährleisten, auch die Gefahren abzuwenden, die aus Licht und Feuer entstehen können. Bei uns in Berlin, wo das freiere Brandenburger Recht waltet, wurden anfangs 6 Ratsherren gesetzt, und jetzt wählt der „alte Rat" für jedes kommende Jahr deren 12 aus den „höheren" Bürgern ...

Welche Bewohner zählt ihr zu diesen?

Zunächst die Haus- und Grundbesitzer sowie die Kaufleute, dann auch die besseren Handwerker, nämlich Tuchmacher und Schuster, Bäcker und Schlächter, Krämer, Kürschner, Messerschmiede und Schneider ...

1) Kleine Silbermünzen.

Der Vogt lächelte:

Ihr werdet nicht viel übrig behalten —: etwa die Lohnarbeiter ...

Dergleichen — fuhr der Stadtschulze fort — sind wohl vorhanden, meist ärmliche Leute wendischen Stammes, die im Dienste der Kaufleute und Handwerker stehen. Auch Fischer zählen zur „niederen" Bürgerschaft — doch solche wohnen nur drüben in Kölln —, und besonders Tuchscherer, Altbüßer [1]), Flickschneider.

In lebhafter Unterredung waren beide Männer bisher auf dem Marktplatze stehen geblieben.

Wollt ihr — bat Ritter Boruto — mit mir jetzt eine Wanderung durch die beiden Spreestädte unternehmen? Nachdem ich so viel gutes vernommen habe, möchte ich auch meine Blicke noch ein wenig umherschweifen lassen!

Gern, Herr Vogt, — entgegnete jener — doch müßt ihr mehr Anfänge als fertige Einrichtungen erwarten!

Boruto richtete seinen Blick auf den Roland:

Habt ihr schon oft des Schwertes bedurft, dessen Recht euch jener hölzerne Riese verleiht?

Ihr selbst wißt, daß im Lande nicht überall Sicherheit herrscht, so redlich die Markgrafen den Frieden beschützen! ... Seit wir das Standbild haben aufrichten dürfen, sind Jahr für Jahr mehrfach Häupter von Räubern auf diesem Markte gefallen, und jener „Dreifuß" — er zeigte auf den danebenstehenden Galgen — trug erst vor wenigen Wochen den Körper eines argen Diebes warnend zur Schau ...

Das ist billig; — nickte der Vogt — leider läßt sich das Eigentum vor niederer Begehrlichkeit nie völlig bewahren!

Am Eingange der Stralower Gasse fiel ein kleiner Kanal in die Augen, welcher südwärts von dem Markte zu dem Spreeflusse führte.

Eben fuhren mehrere Kähne mit Getreide und allerhand Waren heran, und herbeieilende Knechte begannen die Ladung nach den Niederlagsräumen fortzuschaffen. Boruto schaute einen Augenblick zu.

Es ist der „Crouwel" [2]), den wir gegraben haben, um die Waren leichter zum Markte zu bringen! — erklärte Marsilius — Heute geht es auf ihm ziemlich still zu; wenn ihr ihn morgen, zum Wochenmarkte, betrachten könntet, so würdet ihr mehr zu sehen bekommen. Steigert sich doch fortwährend die Zahl der Leute, welche aus der wendischen Gegend der Oberspree ihre Erzeugnisse hierher führen, denn die Berliner zahlen nicht schlecht!

Glaub's wohl, denn sie haben das Geld dazu! — bemerkte Boruto — Ich wundere mich eigentlich, — fuhr er nach einer Pause fort — daß der hochwürdige Propst Symeon heute bei unserm Geschäfte nicht anwesend war; habe ihn vor 8 Jahren zu Liebenwalde kennen gelernt, als die Fürsten das Prämonstratenserkloster in Gramzow [3]) gründeten ...

Herr Symeon ist augenblicklich krank; dort drüben neben der Kirche des heiligen Nicolaus liegt die Propstei, wenn ihr ihn etwa besuchen wollt!

Boruto schüttelte das Haupt:

---

1) Schuhflicker.

2) Jetzt die enge Gasse „Krögel", welche vom Molkenmarkte zur Spree führt.

3) In der Uckermark; das Kloster wurde am 9. Januar 1245 gestiftet.

Meine Zeit ist zu kurz bemessen; grüßt ihn von mir, und ich lasse ihm gute Gesundheit wünschen ... Doch einen Blick in das Gotteshaus laßt uns thun.

Sie traten in das niedrige Portal dieser dem Schutzpatrone der Reisenden und Kaufleute geweihten Kirche. Prunklos wie das Äußere war auch die innere Ausstattung. Der schlichte Altar war durch ein Heiligenbild überragt; es stellte in rohem Schnitzwerk den Schutzpatron dar; unter ihm befand sich der Altarschrein. Draußen, hinter dem hohen Chore, ragte das „Bild", ein großes Kruzifix, inmitten von Gräbern, und diese wieder wurden von den früher erwähnten ältesten Hütten des Ortes umgeben.

Wohin soll ich euch weiter führen? — fragte der Stadtschulze.

Gern thät' ich einen flüchtigen Blick in eure Nachbarstadt Kölln, besonders der Vergleichung wegen!

Marsilius führte seinen Gast nach dem „Mühlendamme". Hier schaute er links zu dem oberen Laufe des Stromes hin, wo Boote von Fischern und Händlern verkehrten; zu beiden Seiten des Gewässers begegneten seinen Blicken feuchte Wiesen und hohe Baumgruppen in anmutigem Wechsel. Zur Rechten aber fesselten ihn für einige Augenblicke die Mühlenwerke, deren Räder sich unaufhörlich bewegten und aus deren geöffneten Thüren Säcke fertigen Mehls fortgeführt wurden, während mehrere Ladungen von Roggen und Gerste bereit standen, um den Mahlwerken übermittelt zu werden.

Ich sehe bestätigt, was ihr mir von diesen Mühlen berichtet habt! — sprach Boruto — Der Oderstrom hat noch stärkeres Getriebe; ich hoffe daher, daß die Fürsten auch an der „Franken Furt" solche heilsamen und einträglichen Einrichtungen treffen werden!

Verlaßt euch darauf! — urteilte der Führer. Zugleich wies er auf niedere Brücken und Bretterbauten hin, welche auf der Berliner Seite in das Gewässer vorsprangen.

Seht dort unsre fleißigen Bürger! — rief er stolz — Es sind Gerber und Tuchmacher, welche in den kühlen Fluten der Spree noch in dieser Nachmittagsstunde Felle und Gewebe spülen! Drüben in Kölln fehlt dies Gewerbe fast ganz; bei uns ist's im stetigen Aufblühen!

Sie traten auf den Köllner Markt; er war unansehnlicher und weniger belebt als der Berliner. Eins der nächsten Gebäude war der „Wursthof", auf welchem Knochenhauer an der Arbeit waren. Nicht weit davon erhob sich das Köllner Rathaus, wie das Berliner aus Fachwerk und mit einer Gerichtslaube versehen, doch kleiner.

Sie haben keinen „Roland" wie ihr! — bemerkte Boruto. —

Hier sitzt noch der Vogt von Spandow zu Gericht; — erklärte Marsilius — die Markgrafen haben sich dies vorbehalten, wie ich schon sagte ... Die Gasse hier rechts heißt die „Grote Straat",[1]) doch ist sie nur kurz und enthält nicht viele Häuser; drei Jahre mag's her sein, daß sich der letzte Bürger dort angebaut hat.

Er deutete auf das Kirchlein St. Peters, das, von Bäumen und Büschen umgeben, den Hintergrund bildete:

Die Pfarrkirche der Köllner liegt freier als die unsrige, um die sich die

1) Die jetzige Breite Straße.

älteren Häuser dicht drängen; fast möchte man dies angenehmer finden, und doch hat Herr Symeon gern den Umzug zu uns hinüber gethan . .

Hat er noch Einfluß auf St. Peters Kirche? — fragte Boruto.

Erst stand er hier drüben als Pfarrer, dann ward er zum Propste zu St. Nicolaus erhoben, und kürzlich hat Markgraf Johann ihn zugleich auch zum Propste von Kölln ernannt. Eine doppelte und gar einflußreiche Stellung hat er nun, aber die beste Pfründe für ihn ist doch die unsrige; vier große Hufen hat er dort zinsfrei! . . .

Auch um die Köllner Kirche lag ein Begräbnisplatz; sie selbst war gleich der Berliner aus ungleichen Granitsteinen erbaut, wie diese sich auf den Fluren der Mark und in der Tiefe ihres Bodens vielfach finden.

Jener Teil des Köllner Marktes, — hob Marsilius wieder an — welcher an den Kirchhof stößt, wird „Hundemarkt" genannt; dort stehen niedere Hütten, die wendischen Fischern gehören. Auch sonst seht ihr keine ansehnlichen Häuser, wie sie bei uns sonderlich in der Mittelstraße aufragen, und wo begegnen euch „Hausmarken" und „Wahrzeichen" an den Gebäuden, die auf Handel und einträgliche Gewerbe schließen lassen? . . . Hier gradezu führt die Brücke hinüber ins Land Teltow, und viel wird sie an einzelnen Wochentagen überschritten, doch ist sie, wie ihr seht, keineswegs so wohl bewehrt und geschützt, wie die Ausgänge Berlins. Kleine Gassen hier neben zur Linken führen dicht bis zum Spreearme heran —: in der Lappgasse[1]) wohnen Flickschneider; in der Roschergasse Weber; die Grüngasse führt ins Feld und hat erst wenige Hütten . . . Ihr seht, wie es hier drüben bestellt ist!

Er wendete sich unwillkürlich rückwärts.

Noch habe ich — sagte der Vogt von Lebus — von Berlin erst wenig geschaut; besonders möchte ich von den Thoren und Befestigungen eurer Stadt noch einiges sehen.

So folgt mir, Herr, über den Mühlendamm zurück; wir wollen zum Spandower Thore wandern!

Jenseits jener Überbrückung des Spreearmes schritten sie hinter der Nicolaikirche zur Mittelstraße hinüber.

Hört ihr dort drüben — bemerkte, rechtshin weisend, der Schulze — das Klopfen und Hämmern? . . . Es rührt von Schmieden und Schwertfegern, von Tischlern und Böttchern her, welche in jenen Nebengassen, sofern es die Witterung gestattet, unter freiem Himmel ihr Handwerk betreiben![2]) Dorthin ist auch der Platz gelegen, welchen unsre Fürsten dem Judenvolke bestimmt haben; — daß sie den Judenhof so nahe ihrem eigenen Hofe gelegt, ist mir immer verwunderlich gewesen.[3]) Ist's doch ein unsauberes Volk und nicht sonderlich redlich; — würde sie lieber nicht in unsrer Stadt sehen!

Vogt Boruto machte ein vergnügtes Gesicht:

Herr, man muß sie etwas kurz halten, aber sonst sind sie ganz nützliche Gesellen. Das Schutzgeld, das sie den Fürsten zahlen, ist gar wohl mitzunehmen, und auch sonst ist bei ihnen noch klingender Gewinn zu erzielen, wenn niemand mehr hergeben kann.

---

1) Jetzt Petristraße.
2) In der Gegend der jetzigen Jüdenstraße.
3) Der ältere Judenhof lag nordöstlich von dem alten Berlin, nahe dem „alten Hofe".

Marsilius nickte zustimmend, dann zeigte er auf ein Gebäude der Mittelstraße: Dieser Hof ist mir lieber — unser Berliner Wursthof! Ihr könnt mir glauben, daß unsre Knochenhauer mit ihren „Farcimenten“ [1]) weithin Ehre einlegen; diese sind gleich gut zu Met und zu Bier!

Habe auch schon davon vernommen! — lachte Boruto.

Sie standen an dem Spandower Thore. Das Thorhaus glich demjenigen des Stralower Thores, zu beiden Seiten führte der schützende Plankenzaun weiter, links bis zum Spreearme, welcher vom Mühlendamme her kam, rechts bis zum Oderberger Thore; der Wassergraben vor dem Thore war mit einer Zugbrücke versehen, welche nach außen hin durch Palissaden verteidigt wurde. Noch zögerte Marsilius durch das Thor zu treten.

Fürchtet ihr einen Ausgang ins Freie? — forschte der Vogt — Heute Nachmittag hat sich das Wetter besser gehalten, als vormittags, und die Zeiten mögen doch wohl friedlich genug sein, um keinen Überfall angesichts der Stadt Berlin zu besorgen ...

Nicht dies ist der Grund meines Zögerns; — lächelte der Führer — wollte euch nur auf diesen Hof aufmerksam machen!

Er wies nach rechts, wo in einem umfriedeten Raume mehrere Gebäude standen. Aus einem derselben wurden Rosse geführt und gesattelt; vor einem größeren in der Mitte saßen gerüstete Stadtknechte, und seitwärts von diesen Gruppen übten sich junge Bürger im Gebrauche des Speeres und des Schwertes.

Euer „Stadthof!“ — sagte Boruto und blickte gespannt nach dem Orte.

Hier befindet sich hinreichendes Rüstzeug, — bestätigte der Schulze — um sofort, nachdem ein räuberischer Überfall gemeldet worden ist, eine stattliche Schar in die Ferne schweifen zu lassen! Und fahrend Gesindel hütet sich wohl, allzu nahe an unsre Gemarkung heranzukommen!

Besser, gefürchtet als verspottet zu werden! — bemerkte jener.

Auf einen Wink des Schulzen hatte sich die Zugbrücke gesenkt, und sie schritten ins Freie. Die Straße nach Spandow war besser im Stande als die, welche von Köpenik über Stralow nach Berlin führte; man sah, daß dieselbe noch verkehrsreicher war. Unweit des Thores lag das Spital St. Spiritus für Arme und Gebrechliche, und Marsilius, welcher schon vordem diese Anstalt erwähnt hatte, machte seinen Begleiter besonders aufmerksam:

Im Sommer haben die Elenden hier fast ein besseres Wohnen als wir drinnen: Die Linden, die den Hof ragend umstehen, spenden herrlichen Schatten; ihr seht, daß sie bereits ihr Blätterkleid anlegen, — und der Anger ringsum trägt Gras und würzige Kräuter ...

Und die Armen wohnen im Frieden eurer starken Männer, wenngleich vor dem Thore! [2]) — setzte Boruto freundlich hinzu.

Dem Spital gegenüber wird euch die Kreuzesgruppe fesseln; — begann wieder der Schulze — einer unsrer reichen Bürger hat sie gestiftet, und in der „Klus“ daneben bewahrt sie ein ehrwürdiger Einsiedler!

Nach frommem Brauche beugten die Wandrer das Knie und sprachen ein stilles Gebet; dann betrachteten sie das aus Sandstein gemeißelte Werk nicht ohne

1) Farcimenta oder Farcimina, Würste.
2) Später wurde das Spital in den Bereich der Stadt gezogen, vgl. das folgende Bild.

Bewunderung. Fortgehend spendete jeder in des Einsiedlers Opferstock einen Pfennig.

Wenden wir uns dem Oderberger Thore zu! — ermahnte der Führer.

Sie schritten an dem Plankenzaune entlang auf sandigem Wege gen Osten bis in die Gegend des jetzigen Alexanderplatzes. Hier öffnete sich stadtwärts jenes Thor, wie die anderen Eingänge durch Palissaden, Graben mit Zugbrücke und festes Thorhaus geschützt. Vor dem Thore aber bezeichnete ein unter schattigen Bäumen gelegener „Krug" die Stelle, an welcher sich die Straßen nach der „Franken Furt", nach Alt-Landsberg, nach Oderberg und nach Prenzlau von einander trennten. Hier hielten mehrere Wagen mit Lasten, und unter den in schwachem Grün schimmernden Bäumen saßen einige Gesellen bei thönernen Bierkrügen.

Hinter dem Wirtshause dort, seitwärts von der Straße, — berichtete der Stadtschulze — seht ihr ein Kirchlein unter Lindenbäumen hervorragen; es ist das kleine Gotteshaus, von welchem vorhin ein helles Glöcklein ertönte. Für uns ist's nicht rätlich näher heranzutreten: Dem heiligen Ritter Georg zwar ward das Kirchlein geweiht, und dessen Bild ist drinnen zu schauen, — doch nebenbei blickt aus dem Buschwerk das Gebäude hervor, welches der Rat für die Aussätzigen erbauen ließ. In dem Gotteshause mögen sie beten, in seiner Nähe selber ihr Grab sich bereiten, wenn sie der Krankheit erliegen!

Vogt Boruto zuckte die Achsel:

Furchtbares Los, — doch kein Mitleid ist hier am Orte —: sie müssen aus der Zahl der Lebenden schon vor ihrem Tode ausgeschlossen werden! . . .

Sie schritten an dem umfriedeten Hofe des Markgrafen vorüber, wurden auf ihren Zuruf in das Oderberger Thor eingelassen, und gelangten dann wieder zur Mittelstraße zurück, welche sie zum Berliner Marktplatze hinleitete.

Der Abend ist erschienen, — sprach Boruto — und was mir zu sehen und zu hören von Wert war, habt ihr mir freundlich enthüllt; ich darf eure Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, und Ritter Rudolf, mein Gastfreund, wird meiner wohl auch bereits harren!

Gern säh' ich euch zu einem Abendtrunke in meiner Behausung, doch ich darf euch eurem greisen Wirte kaum noch entziehen . . .

So laßt uns in dieser Herberge, in welcher mein Roß steht, einen flüchtigen Becher mit einander leeren! — schlug der Vogt vor.

Sie traten in das Wirtshaus, und bald brachte der Wirt zwei mächtige Krüge schäumenden Bieres. Da erhob der Vogt von Lebus sein Gefäß und sprach also:

Laßt mich, Herr Schulze, zum Dank für eure gütige Führung auf das Gedeihen eures Werkes und das Wohl eurer Berliner trinken!

Er that einen mächtigen Zug, dann fuhr er fort:

Und nun verpflichtet euch mir durch Manneswort, daß ihr recht bald nach der „Franken Furt" kommen und schauen wollt, was dort Gutes geschaffen wird! Häufig werdet ihr mich wohl daselbst treffen, aber Lebus ist nicht weit davon, und ich denke, ihr werdet den kleinen Umweg nicht scheuen, um mich in meinem eigenen Hause begrüßen zu können!

Herr Vogt, ich sage es zu, — engegnete Marsilius — und ich will mich nicht daran stoßen, daß ich euch diesmal nicht selbst als Gast aufnehmen darf!

Also leerten sie unter freundschaftlichen Reden den Krug und schieden dann von einander. Gleich darauf trabte Boruto durch die Stralower Gasse zu Ritter Rudolfs Hof zurück, den er in der Abenddämmerung erreichte. Ein saftiger Hirschrücken, ein Gericht nahrhafter Spreefische und frisch gebratenes Geflügel wurden ihm nun aufgetragen, und er sprach den trefflichen Speisen wacker zu. Als der Hunger gestillt war, saßen die beiden Männer noch ein Stündchen plaudernd am lodernden Kamine beisammen. Während sie hin und wieder aus den Bechern guten Honigwein schlürften, lenkte sich immer aufs neue das Gespräch zu den aufblühenden Städten am Spreeflusse, besonders zu der viel verheißenden Schöpfung des Schulzen Marsilius, — und weiter zu der bevorstehenden Gründung an der „Franken Furt", die eine Tochter Berlins zu werden bestimmt war. Zum Schlusse aber sagte der greise Ritter von Stralow:

Freund, das will ich euch als meine Meinung verkünden:
Unsrer Markgrafen Zeiten werden für späte Geschlechter Quelle und Ursprung reichen Segens bedeuten!

4.

Kölln-Berlins Vereinigung zu einer Bundesstadt.

Die wilden Stürme, mit welchen in Norddeutschland das unfreundliche Regiment des Winters zu Ende zu gehen pflegt, hatten im Jahre 1307 ziemlich früh begonnen. Noch sträubte er sich, dem milderen Walten des Frühlings das Feld zu überlassen, schob düstere Wolkenschleier vor die allbelebende Sonne, daß ihre Strahlen vorübergehend allen Einfluß verloren, und streute bald körnigen Hagel, bald lockere Schneeflocken auf die Fluren, welche eben ihr grünes Sommergewand zu weben begannen, aber gerade diese seine unwillkommenen Gaben, und mehr noch jenes wilde Wogen und Rauschen in den Lüften bewiesen den ohnmächtigen Ingrimm, mit dem er notgedrungen zurückwich.

Die Bewohner der Spreestädte werden in der Liebe zur schönen Natur von keinem Erdenbewohner übertroffen. Sobald nur die Schnee- und Eisdecke geschmolzen ist und die ersten frischen Halme sich zeigen, genügt ein heitrer Himmel, um sie scharenweis aus den engen Straßen in Wälder und Felder zu locken, und sie nehmen dann den Lerchengesang nicht mehr als eine hoffnungsvolle Verheißung des nahenden Lenzes, sondern als dessen Triumphgesang über den bereits errungenen Sieg. Wenn der Frühlingsmonat zeitweise noch jenen Launen

des rauhen Gewaltherrn sich fügen muß, fügen sie sich gleichfalls mit schneller Ergebung, verschwinden hinter dem Bierkruge, und an die Stelle heitern Naturgenusses tritt dann lebhaft bewegtes Gespräch über alle Geschehnisse in Stadt und Land, die sie mit scharfen Zungen behandeln. So sind die Berliner jetzt, doch so sind sie immer gewesen — auch schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts.

In dem neuen Rathause von Berlin, welches erbaut ward, als gegen Ausgang der Regierung der Markgrafen Johann und Otto III. die Altstadt durch das Kloster-, das Marien- und das heilige Geist-Viertel vergrößert worden war, herrschte am 18. März 1307 eine lebhafte Bewegung. Weil das Wetter so unfreundlich war, der Sturm so gewaltig tobte, Schnee- und Regenschauer so unaufhörlich mit einander wechselten, hatte sich mancher, der an dem freundlichen Vortage eigentlich heute einen Ausflug ins Feld zu unternehmen beschlossen, unwillkürlich der durch frühere Erfahrungen erprobten Thatsache erinnert, daß der Ratskeller unbestreitbar bisher das beste Bier auf Lager geführt, — und sich kurzweg entschieden, es aufs neue gründlich zu prüfen. — Saßen da an einem Tische Jacob von Lietzen, Nicolaus von Bötzow, Peter Moskow und Johann von Blankenfelde beisammen, ebenso eifrig im Wechselgespräche wie bemüht, die durstigen Kehlen zu letzen.

Du hegst wirklich um die Zukunft Besorgnis? — fragte Lietzen, zu Moskow gewendet.

Dieser zog sein Gesicht in ernste Falten:

Wer weiß, wie es in zehn Jahren — ja, vielleicht schon in zweien hier aussieht!

Bötzow that einen herzhaften Zug aus dem Bierkruge und bemerkte lachend: Das wissen wir alle zwar nicht, doch vorläufig leben wir unter unserm Fürsten Hermann ruhig und glücklich dahin; ich mache mir um die Zukunft keine Sorgen!

Moskow will ja wissen, daß unser Markgraf zu kränkeln beginne! — fügte Blankenfelde hinzu — Mir ist nichts dergleichen bekannt, doch wenn es so wäre, könnt' es uns wahrlich nicht freuen!

Bötzow nickte zustimmend:

In der That haben wir in ihm einen ebenso weisen wie kühnen und thatkräftigen Fürsten zu verehren! Wo sein Ansehen und seine Ehre ins Spiel kamen oder wo Gesetz und Ordnung bedroht wurden, griff er allweile rasch zu und strafte die Übelthäter mit Härte, aber wer zu ihm ging, um berechtigte Beschwerden anzubringen, oder billige Wünsche auszusprechen, den hörte er leutselig an, und half ihm, wenn er nur konnte!

Und für alle Unterthanen, ob sie Ritter, Bürger oder Bauern waren, — ergänzte Lietzen — war er jederzeit zugänglich; — das findet man selten ...

Um so schlimmer würd' es ja sein, — begann Blankenfelde wieder — wenn wir unsern Herrn verlieren sollten! ... Alt ist er noch nicht; wir könnten uns noch lange seiner erfreuen!

Bedenklichen Antlitzes hatte Moskow dagesessen; nun trank er aus seinem Kruge, setzte diesen langsam wieder auf den Tisch und sagte:

Ihr nehmt noch die Sache zu leicht! Bedenkt, wie jäh unter unsern Fürsten der Tod aufgeräumt hat: Als sich die edlen Sprößlinge des mächtigen Bären im Jahre 1280 auf dem Markgrafenberge bei Rathenow versammelten, die Sten-

daler[1]) mit den Salzwedelern,[2]) waren ihrer noch so viele, daß man zu fürchten begann, das Land werde sie nicht standesgemäß ernähren können. Als man dann 1300 schrieb, waren ihrer noch 19 — und nun? Von den Salzwedelern, die über uns herrschen, lebt nur noch Fürst Hermann und sein junger Sohn Johann, der kaum 4 Jahre zählt; von den Stendalern Otto IV., mit dem Pfeile zubenannt, dessen Neffe, der 16jährige Waldemar, und fern in der Mark Landsberg am Saalefluſſe Fürst Heinrich, von welchem man wenig Rühmliches vernimmt ... Der Markgraf mit dem Pfeile ist sein Lebtag ein streitbarer Herr gewesen, doch jetzt steht er in den Jahren, da man an sein Ende denken muß, und sollten wir unsern Markgrafen Hermann zugleich mit ihm verlieren, was bliebe dann den Marken für Hoffnung und Trost?

Er hat nicht so unrecht! — sprach Bötzow zu Blankenfelde und Lietzen — Doch was weißt du über unsern Fürsten Hermann? — fragte er lebhaft Moskow.

Vor einigen Tagen — begann dieser zu erzählen — war ich am Fürstenhofe zu Spandow, weil ich ernste Klage hatte wegen meines Besitzes zu Weißensee wider die Landsberge. Als ich nun ins Schloß kam und bei dem Marschall Wiprecht von Barby, der mir entgegentrat, meinen Wunsch anbrachte, von dem Markgrafen gehört zu werden, zuckte dieser die Achsel und sagte: Kehrt nur nach Hause zurück; der gnädige Herr kann euch nicht empfangen! Warum — sprech' ich — sollt' er das nicht? Hört er doch sonst alle Unterthanen, und mich hat er vordem sogar mehrfach angesprochen, wenn er nach Berlin kam ... Der Herr Markgraf — entgegnete er — ist für niemand zu sprechen, weder heute noch morgen; ich kann euch also nicht helfen! — Waren noch viele andere dort; die bekamen den nämlichen Bescheid. Noch stand ich zögernd, denn wer macht einen Weg bis Spandow vergeblich? Da sah ich des Fürsten Leibmedicus aus dessen Gemächern treten; der schaute sehr ernst drein und flüsterte dem Marschall und dem Hofmeister einige Worte zu, die sie mit Kopfschütteln hinnahmen. Ich aber mußte allsogleich annehmen, daß der gnädige Herr ernstlich erkrankt sei ...

Nun, nun, — unterbrach ihn Lietzen — wem stieße nicht einmal Unpäßlichkeit zu? Bei hohen Herren wird diese ernstlicher genommen als bei unser einem; führen den Medicus auch immer bei sich; mag's also sein, da von ihrem Leben viel abhängt!

Bötzow nickte zustimmend:

Die Krankheit wird hoffentlich bald vorübergegangen sein!

So? Meint ihr? — rief ärgerlich Moskow — Hätt's ebenfalls wünschen mögen; aber da ich ihn selber gesehen und gesprochen ...

Alle blickten gespannt auf ihn hin.

Du hast ihn dennoch gesehen? — forschte Blankenfelde.

Ganz unerwartet geschah's ja! — fuhr Moskow fort — Während ich mich langsam zum Fortgehen anschickte, erschien der Fürst selbst am Eingange der Thür, winkte den Marschall zu sich heran, und dieser sagte, zu den Harrenden gewendet, darauf: Der Herr Markgraf möchte seine lieben Unterthanen, die ein Anliegen haben, nicht unverrichteter Sache wieder fortgehen lassen; aber kurz mögen sie's machen ...

---

1) Die Nachkommen des Markgrafen Johann I.
2) Die Nachkommen Ottos III. Die Gebiete beider Linien lagen im Gesamtlande verstreut.

Also kamest du doch bei dem gnädigen Herrn vor, — bemerkte Lietzen — und es kann doch mit ihm so schlimm nicht bestellt gewesen sein!

Ja, angehört hat er mich wohl, — begann Moskow wieder — und das Recht, welches ich suchte, hab' ich auch gefunden, — aber wie ich den gnädigen Herrn fand, das hat mir das Herz erschüttert . . .

Berichte uns! — riefen die anderen.

Ihr kennt die hohe Gestalt unsers Herrn; man hat ihn den „Langen" genannt, — sprach mit einem Seufzer Moskow — nun aber schien er völlig in sich zusammengesunken; sein Gang war langsam, seine Gestalt gebeugt, sein Gesicht eingefallen, seine Stimme matt. Man sah, wie schwer es ihm ward, nach seiner Gewohnheit die Dinge sorgsam zu prüfen und zu entscheiden. Drum könnt ihr mir glauben: Wir haben alle Ursache, der Zukunft mit Bangen entgegenzusehen!

Einen Augenblick saßen die anderen schweigsam, dann sagte Lietzen:

Wollen das Beste hoffen! . . .

Konrad von Schönhausen und Denicke von Belgern waren herangetreten.

Ihr seht ja aus, als ob ihr mit zu Grabe gegangen und ohne Leichenschmaus wieder heimgekehrt wäret! — rief ersterer.

Beim heiligen Nicolaus, was habt ihr? — forschte der andre.

Blankenfelde gab schnelle Auskunft. Doch beide ließen sich durch Moskows Erlebnis die gute Laune nicht verderben.

Glaubt mir, — rief Schönhausen — wenn die Salzwedeler — Gott verhüt' es — dahingehen sollten; die Stendaler würden sich kräftig des Landes annehmen! . . . Ihr sagt vielleicht: Markgraf Otto mit dem Pfeile ist alt, wird uns nicht viel mehr nützen! Ich versichere euch: der steht noch in Kraft wie ein Jüngling. Jetzt wieder verweilt er mit seinem Neffen Waldemar auf dem Jagdschlosse am stillen Werbellin-See; auf dem Wege von Prenzlow kam ich dort vorüber und habe den alten Herrn wohl gesehen . . .

Fast ist er 65 Jahre alt, — unterbrach ihn Blankenfelde — und Chorin ist nicht weit; mag sich vielleicht den Platz in der Klosterkirche suchen, wo er bestattet sein will!

O ihr scheint den „Pfeilritter" nicht zu kennen; — fuhr jener fort — die Jahre gehen fast spurlos an ihm vorüber! Kaum hat der Morgen getagt, so pirscht er schon im Waldgrunde am Werbellin, und in mondhellen Nächten lauert er gleichfalls im Busche dem Wild auf. Und wenn das Land bedroht wird, zieht er noch immer ins Feld. Hat er nicht im vorigen Jahre einen siegreichen Zug gegen Polen unternommen und die Gaue an den Flüssen Netze, Drage und Küddow besetzt, ja das Land am baltischen Meere in der Nähe des Gollenberges erobert?

Nun ja, er ist von Albrecht des Bären Nachkommen keiner der schlechtesten! — gestand Bötzow zu — Aus meinen Kinderjahren bleibt mir unvergeßlich, was dazumalen von ihm erzählt ward. Vom Böhmerlande war er ebenerst zurückgekommen, wo er an der Seite Ottokars gegen König Rudolf den Habsburger mannhaft gestritten, als er sich in den Kopf setzt', sein Bruder Erich müsse in Magdeburg Erzbischof werden. Wie nun aber die Magdeburger Domherren den Grafen von Schwalenburg zum Oberhirten des Stiftes wählten, rückte er schnell entschlossen herbei und überzog Stadt und Stift mit heftigem Kriege . . .

Haben's ihm gebührend vergolten! — spottete Blankenfelde — Seine Rosse hatt' er im Magdeburger Dome füttern wollen, statt dessen nahmen ihn selber die

Magdeburger mit 300 Rittern bei Frose[1]) gefangen und stellten ihn an ihrem Neumarkte in einem engen Käfige von eichenen Bohlen zur Verspottung ihrer Weiber und Kinder aus! Hätte die Markgräfin Hedwig nicht die Domherren bestochen und 4000 Mark Silber als Lösegeld für ihn bezahlt, — er säße wohl noch heute im Käfig!...

Wollen jene „Heldenthat" der Magdeburger nicht allzu hoch schätzen; — urteilte Denicke von Belgern — haben sich nicht lange derselben erfreuen dürfen!

Das mein' ich auch! — hob wieder Bötzow an — Erinnere mich noch, wie er den Erzbischof verhöhnte, als das Lösegeld bezahlt war. Herr Bischof, — rief er — bin ich los? Als der's bejahte, gab er die spöttische Antwort: Wohlan, so sei euch gesagt, daß ihr keinen Markgrafen zu schätzen wißt! Auf mein Streitroß hättet ihr mich mit erhobener Lanze setzen und mich bis zu deren Spitze mit Gold und Silber überziehen müssen; dann hättet ihr mich richtig geschätzt! Mit solchen Worten ritt er trutziglich von dannen. Und nachher...

Nun, einen Pfeil haben ihm die Magdeburger doch noch beigebracht, — lachte Blankenfelde — an dem er zeitlebens zu tragen hat!

Das ist ihnen bei Staßfurt[2]) allerdings gelungen, — sagte Schönhausen — aber da seht ihr ja, welche Kraftnatur er hat! Mag auch die Pfeilspitze ein ganzes Jahr in seiner Stirne gesteckt haben, — er ist noch heute gesund und munter, und hernach hat er seinen Bruder Erich doch noch den Magdeburgern zum Erzbischof gesetzt!

Ein frohes und munteres Leben gab's an dieses Fürsten Otto Hofe, als seine Gattin Hedwig noch lebte! — setzte Denicke hinzu — Da nahmen an den Winterabenden Gesang und Saitenspiel kein Ende, und von allen, die minnigliche Lieder anstimmten, war Markgraf Otto der beste;[3]) — jetzt wird er's freilich auch nicht mehr treiben!

Peter Moskow hatte stumm und in sich gekehrt zugehört.

Seid ihr mit eurer Geschichte über den „Pfeilmann" nun zu Ende? — fragte er jetzt — Gut, so will ich euch erwidern: Ein Greis ist er in jedem Fall, auf den wir nicht mehr viel würden rechnen können, wenn unser guter Fürst Hermann vorzeitig ins Grab steigen müßte! Bleibt da noch sein Neffe, der Waldemar... Ist zum Jünglinge herangewachsen, aber ich mag ihm nur wenig vertrauen, denn ein Wildling ist's, der wohl Tollheiten ausführen, aber des Landes Wohl schwerlich fördern kann! Wie ich höre, will er unsers Fürsten Hermann Töchterlein freien — wohl nur, weil er der Salzwedeler Land an sich reißen möchte, wenn der edle Herr nicht mehr da ist!

Diese Worte fanden nur wenig Beifall.

Je stürmischer der Most, desto besser der Wein! — grollte Lietzen — Ich weiß nicht, warum wir den Waldemar mißachten sollen!

Und zunächst ist noch Fürst Hermann am Leben, dazu der alte Markgraf Otto, — setzte Denicke hinzu — welchen Bötzow und Schönhausen nicht über Verdienst gelobt haben!

Jawohl, laßt uns auf unser Markgrafenhaus trinken! — rief Bötzow —

---

1) Am 8. Januar 1278.
2) Bei der Belagerung dieser an der Bode gelegenen Stadt (1280).
3) Von seinen Minneliedern sind mehrere erhalten.

Es hat der tüchtigen Herrscher schon viele hervorgebracht, und wir haben Anlaß genug, uns auch der jetzt lebenden Gebieter zu freuen!

Die anderen erhoben ihren Krug und thaten Bötzow Bescheid, und selbst Moskow bemerkte:

Das ist's ja gerade, daß ich des „Bären" erlauchtes Geschlecht so hoch schätze und nimmer missen möcht', denn ohne dieses ständ' unsre gute Stadt Berlin nicht, und noch viel weniger wär' sie emporgekommen!

Da war keiner, der ihm nicht zugestimmt hätte, und alle leerten die Krüge, setzten sie klappernd auf den Tisch und riefen den Wirt, sie wieder zu füllen.

Unterdessen waren neue Gäste erschienen und an die Gruppe herangetreten. Einer von ihnen, Heise der Krämer, ein kleiner Mann mit beweglicher Zunge und lebhaften Geberden, sagte:

Sechzig Jahre mögen vergangen sein, daß die Markgrafen Johann und Otto seligen Angedenkens unser städtisch' Gemeinwesen gründeten und Marsilius von Magdeburg her die ersten Bürger hereinführte, — und welche Stadt mag sich jetzt mit unserm Berlin messen? Es wird im ganzen römischen Reiche keine zweite Gemeinde geben, die so schnell emporkam! Noch vor ihrem Heimgange haben jene hohen Herren so reichlich Gebiet hinzugefügt, daß wir die Neustadt haben bauen können. Wenn dieselben aus dem Grabe steigen und das heutige Berlin schauen würden, sie müßten ihre helle Freude dran haben! Otto der Lange,[1]) nun ja, und sein Sohn Hermann, unser jetziger Fürst, sind uns gleichfalls gnädige Gönner gewesen — aber erstaunlich sind doch die Fortschritte, die wir uns selber verdanken! Dieses neue Rathaus, das Alt- und Neustadt vereinigt; die neue Kirche unsrer lieben Frauen[2]) mit ihrem hochragenden Turme und ihren helltönenden Glocken, das Kloster der grauen Brüder mit seinem schönen Gotteshause — und vor allem die festen Mauern mit doppeltem Graben, die starken Türme, Thore und Weichhäuser, welche uns vor jeglichem Überfalle sichern, sind Zeugen unsers Fleißes und schönen Gedeihens ...

Da magst du wohl Recht haben! — fügte Bötzow hinzu.

Dietrich der Messerschmied, welcher mit Heise gekommen war, mischte sich jetzt auch in das Gespräch ein.

Gevattern und Nachbarn, — sagte er — daß die Stadt sich ausgedehnt hat und gewachsen ist an trefflichen Bauwerken und an Einwohnern, kommt vornehmlich daher, daß wir Brandenburger Recht erhalten haben. So ist's auch geschehen, daß die Gewerke sich ungehindert entwickeln konnten. Anno 1272 erhielt die Bäckerinnung ihre Berechtigung, bald folgten die Kürschner,[3]) dann die Schuster, die Altbüßer, die Schneider, die Weber, kürzlich sind noch die Knochenhauer hinzugekommen; wir Schmiede werden bald folgen ... Nachbarn, ihr könnt mir glauben: um die Zukunft brauchen wir uns keine Sorge zu machen! Mag sein, daß jeder Berliner wünschen muß, es möchten die Nachkommen Albrechts des Bären noch lange über uns herrschen, — doch im äußersten Falle würden wir auch ohne sie auskommen können!

Die letzten Worte fanden wenig Zustimmung.

Geh mir mit deinem Vertrauen; es hat keinen sichern Boden! — rief

1) Otto V., ein Sohn Johanns I.
2) Die St. Marienkirche, wohl schon 1265 begonnen, aber 1292 erst erwähnt.
3) Ihr Innungsbrief ist vom 22. März 1280.

Moskow – Unsre Stadt ist durch die Fürsten entstanden und durch sie gediehen! Haben natürlich auch das Unsrige dazu beitragen müssen und haben's gethan, — aber die Märker bedürfen einer starken Faust, welche sie im Zaume hält, sonst gerät alles ins Stocken! Das zeigt sich jedem, der Augen hat, deutlich genug. Wollt ihr leugnen, daß manches im Lande umher nicht mehr ganz so wie früher ist, seit Markgraf Hermann meist ruhig in Spandow sitzt, während er vordem umherritt und überall nach dem Rechten sah?

Blankenfelde nickte zustimmend:

Die Fehdelust regt sich wieder unter den Junkern im Lande, und man klagt, daß die Straßen anfangen unsicher zu werden ...

Mir selbst — ergänzte Bötzow — ist ein Warenzug, den ich nach Magdeburg sandte, nur mit Müh' und Not der Plünderung entgangen!

Da habt ihr's! — sprach ernsten Tones Moskow — Wir bedürfen der Fürsten und können nichts ohne sie thun und erhoffen!

Zwei Köllner Bürger hatten abseits an einem Tische gesessen; sie gesellten sich nun auch zu dem lebhaften Kreise.

Mit Verlaub, — sagte einer von ihnen, Peter Mewes, — davon können auch wir ein Lied singen: 's ist noch keine Woche her, da haben Strauchdiebe einen Krämer unsrer Stadt, der zum Markte nach Brandenburg zog, vollständig ausgeraubt; ihn selber fand man jämmerlich zerschlagen bei seinem leeren Wagen, dem natürlich auch die Pferde fehlten. Und was hat's dann geholfen, daß er sich bei dem Vogte von Spandow beschwerte? Nichts, sag' ich euch! Seit unser Herr Markgraf dem nicht mehr auf die Finger sieht, mag's wohl geschehen, daß ein Strauchräuber und Stegreifritter für einen kleinen Beuteanteil ganz straffrei ausgeht!

Eine Schand' wär' es, — meinte Schönhausen — wenn so 'was einrisse! Bei uns würd's freilich nicht so leicht tot geschwiegen werden können, da wir unser eigen Recht haben und nicht auf einen Vogt angewiesen sind!

Ein schöner Vorzug ist's, — nahm Dietrich, der Messermacher, wieder das Wort — daß wir vor unserm Rathause hier den Roland haben, der den Köllnern drüben fehlt, aber verlassen solltet ihr euch trotzdem nicht allzusehr auf unsre eigene Gerichtsbarkeit: Wenn die Zaunjunker ringsum und wohl gar die Schloßherren mit ihren Knechten allenthalben den Pfeffersäcken, die ihr hereinbringen oder weiterhin verhandeln wollt, auflauern, und die Landesherren drücken ein Auge zu, so hilft auch die Verhandlung in unsrer Gerichtslaube nichts, und wir haben's um kein Haar besser, als die Köllner ...

Nachbar, du hast nicht so ganz unrecht; — meinte Lietzen — aber was wäre da zu thun?

Wir müßten uns — hob Dietrich wieder an — ganz auf uns selbst stellen und zusehen, daß wir auch ohne die Fürsten bestehen könnten! Männer sind genug in der Stadt, die Schwert und Speer führen und zu brauchen wissen; reichen also die Stadtknechte nicht aus, um den Handel unsrer Bürger zu schützen und geschehene Gewaltthat zu strafen, so müssen wir, unbekümmert um die fürstlichen Vögte, allesamt ausziehen! Die Fürsten verachten, besonders den gnädigen Herrn Hermann, der ein menschenfreundlich Herz hat, — wer wollte das thun? Aber wenn die Zeit dazu angethan ist, daß der am meisten gilt, der eine gute Waffe führt, so müssen wir darnach handeln!

Wenn du es so meinst, — urteilte Blankenfelde — dann mag ich dir nicht grade widersprechen, — und auch Moskow, denk' ich mir, stimmt dir dann bei!

Nun ja, — sagte dieser — schaden kann es wohl nichts, wenn wir uns auf schlimme Zeiten einrichten! Ich selbst würde, falls ich bei dem Markgrafen und seinen Vögten nicht Recht fände, an Selbsthülfe denken! Gut ist's freilich nicht, wenn's dahin kommt!

Hans Hoges, der andre Köllner, nahm jetzt das Wort:

Ihr dürft auf dergleichen wohl sinnen, denn ihr seid stark durch euer Recht, und eine zahlreiche, starke Bürgerschaft füllt eure Mauern; aber was sollen wir Köllner thun, wenn die Zeiten sich mehr und mehr verschlechtern, wenn die Hand der Fürsten schwach wird oder die edlen Ballenstädter, die das märkische Land emporgebracht haben, wohl gar aussterben? Früher als eure Stadt ist die unsrige gegründet worden, doch sie ist klein und still geblieben. Neue Ansiedler, die vom deutschen Lande herbeikommen, gehen an unserm Werder vorüber, um sich bei euch anzubauen; das hat schon manchem von uns wehe gethan, den einen und den andern unsrer Mitbürger sogar erbittert ... Da möcht' ich nun meinen: sind wir jetzt schon so schwach und ohnmächtig, so werden wir für uns allein noch schlimmere Zeiten nicht aushalten!

Moskow zuckte die Achsel:

Ihr seid da drüben nicht gut dran, — doch Marsilius hat schon gesagt, — ich kann mich dessen noch erinnern — daß euer Werder sich nicht eignet, eine rechte Stadt zu tragen; — wir Berliner werden eure Lage nicht ändern können!

So kurz solltet ihr über uns nicht hinweggehen! — fuhr Hoges vorwurfsvoll fort — Denn wenn uns auch der Spreearm von euch trennt, so haben doch die teuern Fürsten Johann und Otto, als sie Berlin gründeten, sofort die Mühlendammbrücke hinübergeführt, damit wir euch näher stünden als irgend ein andrer Ort. Und wie sie es wollten, so ist es auch gekommen: Hat nicht vielmal seither einer eurer Jünglinge werbend an die Thür eines Köllner Bürgerhauses geklopft und freundlichen Einlaß gefunden, und ebenso oft einer der unsrigen seine Hausfrau in euren Höfen gesucht? Und wenn dann der festliche Zug nachts bei Fackelschein die reichbekränzte Braut über die Brücke der neuen Heimat entgegenführte, wurde da ein großer Unterschied gemacht? Waren wir Köllner nicht ebenso fröhlich dabei wie ihr Berliner? ... Ihr dürft uns, wenn schlimme Zeiten bevorstehen, nicht gleichgültig im Stiche lassen! ...

Bötzow sprach mit nachdenklichem Gesichte:

Was du da sagst, ist ganz richtig! Kein Berliner kann euch übel gesinnt sein, ja unser viele haben drüben die besten Freunde und nächsten Verwandten, aber was vermöchten wir, wenn's not wäre, für euch zu thun?

Ihr solltet — fiel Peter Mewes ein — unsre Sache zu der eurigen machen! Ein enger Bund sollte sein zwischen Kölln und Berlin, wie auch schon so mancher Bund der Ehe zwischen Köllnern und Berlinern geknüpft ward!

Jetzt wählt jede Stadt — fügte Hans Hoges hinzu — ihren eigenen Rat, und, wie der eurige hier, tagt der unsrige im Köllner Rathause für sich; — find' es gar nicht nötig, daß es so bleibt! Ihr könntet uns Köllner ganz in eure Gemeinde aufnehmen, und ein einziger Rat müßte über beide Städte regieren! ... Zwar sind wir uns unsrer Schwäche vollauf bewußt, doch würdet

ihr, wenn ihr uns aufnähmet, selber an Stärke gewinnen, denn auch wir sind großenteils deutschen Stammes wie ihr — unser wenige nur sind altangesessene Wenden ...

Die Sache ist wohl der Überlegung wert! — bemerkte Konrad von Schönhausen nachdenklich — Doch wenn einzelne von euch Köllnern also urteilen, so ist damit noch gar nichts gewonnen! Euer Rat und der unsrige müßten sich mit der Angelegenheit befassen!

Die übrigen Berliner stimmten diesen Worten zu, nur Moskow warf ein:

Und wenn sich der Rat beider Spreestädte dahin geeinigt hätte, daß diese fortan nur eine einzige Leitung haben sollten, so würde das noch nicht genügen! Wer weiß, ob die Markgrafen es gut heißen würden!

Warum sollten sie das nicht thun? — fragte Peter Mewes — Doch darüber werden wir gleich nähere Auskunft erhalten können; — fuhr er lebhafter fort — da treten die Herren Albrecht von Lossow und Heinrich von der Groeben ein; sie gehören zum Hofe des gnädigen Markgrafen Hermann und wissen wohl, wie dieser gesonnen ist! Ich selber will euch nur noch bemerken: Was Hans Hoges da über die Vereinigung gesagt hat, ist die Ansicht vieler unsrer Mitbürger zu Kölln, und im Rate denkt man wohl nicht anders!

Die beiden Ritter waren mit flüchtigem Gruße an einen benachbarten Tisch getreten und hatten sich einen Krug Gerstensaftes bestellt. Als sie Johann von Blankenfelde bemerkten, näherten sie sich diesem. Dadurch fand sich Gelegenheit, sie in das Gespräch zu ziehen und um ihre Ansicht über die von den beiden Köllnern angeregte Frage zu bitten.

Weiß nicht, was der gnädige Herr drüber denkt, — urteilte Lossow — dem, meines Wissens, davon noch gar nichts kund geworden ist, aber ich meine: was den Städten wirklich frommt, wird er nicht hindern!

Euer Rat — ergänzte von der Groeben — müßte ihm nachweisen, daß sich die beiden Städte besser ständen, wenn sie vereinigt wären, — doch zuvor hätte der Rat sich selber schlüssig zu machen! ... Soll's überhaupt geschehen, ist wohl Eile nötig, denn was heute möglich erscheint, ist vielleicht morgen schon zu spät! ...

Eigentümlich geht's oft im Leben her: Manche Gedanken liegen ganz nahe und bleiben doch lange verborgen, ja, wenn endlich jemand sie ausspricht, werden sie mit Kopfschütteln hingenommen. Aber ihr vernünftiger Inhalt führt es mit sich, daß man sich überaus schnell in sie findet und dann ebenso schnell zu ihrer Verwirklichung schreitet. So war es auch hier: Überrascht hatten die Berliner dreingeschaut, als die beiden Köllner von der Vereinigung der Nachbarstädte gesprochen, denn vordem hatten sie sich noch gar nicht mit dieser Frage beschäftigt; — als sie aber hernach aus ihrem Ratskeller heimgingen, teilten sie alle die Ansicht der Köllner und meinten, daß keine Zeit zu verlieren sei, um dieselbe zu verwirklichen. Sie ahnten nicht, daß zur nämlichen Stunde die vorbereitenden Schritte hierzu bereits geschehen waren: In demselben Rathause Berlins, oben im Sitzungssaale, hatte ein Antrag des Rates von Kölln den Berliner Stadtvätern zur Beschlußfassung vorgelegen, welcher die Verknüpfung der benachbarten Städte zum Ziele hatte.

Mit der Gründlichkeit, welche der Gegenstand erforderte, war verhandelt worden; anfangs hatte es auch nicht an Stimmen gefehlt, welche im stolzen Bewußtsein von der hohen Bedeutung des eigenen Gemeinwesens rieten, das Gesuch der kleinen Nachbarstadt abzulehnen, weit stärker jedoch hatte sich die Ansicht

geltend gemacht, daß die Hülfe, welche man dieser gewähre, auch einen schätzbaren Gewinn für Berlin in sich schlösse, und bei der Abstimmung hatte der Altermann Heinrich Uden festgestellt, daß die weitüberwiegende Mehrheit des Rates den Wunsch der Köllner bewillige. So kam es denn, daß sich noch am späten Abende jenes Tages unter der Bürgerschaft die Kunde von dem Gesuche der Köllner und dessen Annahme durch den Berliner Rat gleichzeitig verbreitete, und so unerwartet dieselbe den meisten kam, vernahm man doch nur ganz vereinzelten Tadel aus den sonst so schmähsüchtigen Kehlen der Berliner — ein Beweis dafür, daß gegen die Logik der Thatsache wenig einzuwenden war.

Ungewöhnlich schnell war nun der weitere Verlauf der Angelegenheit. Schon in der Frühe des kommenden Morgens sprengte ein sicherer Bote des Berliner Rates in Begleitung mehrerer Stadtknechte nach Spandow. Er trug einen kurzen Bericht über den gefaßten Beschluß bei sich, dazu das unterwürfige Gesuch an den gnädigen Fürsten Hermann, daß derselbe der geplanten Vereinigung seine Zustimmung baldmöglichst gäbe, damit das Werk seiner großen Vorfahren Johann und Otto nicht durch die Ungunst der Zeiten zu Grunde ginge. Als dieser Bote am Nachmittage zurückkehrte, erfuhr man, daß die Ratsherren von Berlin und Kölln für den folgenden Tag zu dem Markgrafen geladen waren, damit der Vereinigungsakt rechtlich vollzogen werden könnte.

Es war am Montage nach Palmsonntag, den 20. März 1307, als die verordneten Vertreter der beiden Schwesterstädte, von bewehrten Stadtknechten gefolgt, in früher Stunde durch das Spandower Thor gen Westen ritten, und alle waren in bester Stimmung, im Bewußtsein, daß es sich um einen hochwichtigen Schritt handelte.

Dort in dem Residenzschlosse des Markgrafen zu Spandow wurden sie sogleich gütig empfangen. Wenn auch Fürst Hermann, wie allenthalben bestätigt wurde, noch immer ernstlich leidend war, so wollte er es sich doch nicht nehmen lassen, seine „Lieben und Getreuen" in einer so bedeutsamen Angelegenheit selbst zu bescheiden. Zunächst erklärte er, daß er ihren Entschluß vollauf billige, und leitete dann die kurze Beratung über die nähere Gestaltung der Beziehungen der Gemeinden zueinander. Bald wurden Formen gefunden, welche der Billigkeit entsprachen. Man einigte sich dahin, daß von den 18 auf 1 Jahr zu erwählenden Ratsherren $^2/_3$ aus der Stadt Berlin, $^1/_3$ aus der Stadt Kölln gewählt werden sollten, von den 7 auf 3 Jahre zu berufenden Schöppen 4 aus Berlin, 3 aus Kölln, — und zur Stärkung des gegenseitigen Vertrauens wurde die Wahl der Berliner den Köllnern, die der Köllner den Berlinern zugewiesen. Jede Stadt sollte aus den ihr zufließenden Einnahmen für die Förderung der Wohlfahrt ihrer eigenen Bürgerschaft und die Bestreitung der notwendigen Unkosten sorgen, namentlich für die Befestigung und Sicherung der Mauern und Thore, jedoch Berlin der Stadt Kölln und diese der Stadt Berlin hierbei freundnachbarlich helfen. Aus den gemeinsamen Mitteln sollten die erforderlichen Abgaben an den Landesherren und die sonstigen Unterthanenpflichten geleistet werden.

Nachdem über diese Bestimmungen durch den obersten Schreiber des Fürsten, den Priester Slotekin, eine Urkunde aufgenommen, verlesen und von den Anwesenden gebilligt worden war, wurde dieselbe sofort auch vollzogen. Der Beichtvater des Markgrafen, Abt Johannes von Lehnin, sein Truchseß Busso von Grevelhut, sein Marschall Wiprecht von Barby sowie die Ritter und Knappen des fürstlichen Hofes, Albrecht von Lossow, Gerhard und Hermann von Niebede,

Heinrich von der Groeben und Otto von Königsmarck, unterzeichneten sie als Zeugen; dann wurde die Kapsel mit dem großen Siegel des Landesherrn, das diesen in voller Rüstung mit der Fahne Brandenburgs in der Rechten, den Schild mit der Linken vor den Fuß stemmend, zur Darstellung brachte, angehängt.

An dem festlichen Rundtrunk, mit welchem die Verhandlungen ihren Abschluß fanden, beteiligte sich Markgraf Hermann mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand nicht mehr.

Als die Ratsherren am Nachmittage ihren Rückweg antraten, waren sie in der besten Stimmung, und ihre Gespräche berührten nicht nur den glücklich vollendeten Vereinigungsakt sondern schweiften voll Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft.

Danken müssen wir es euch, — bemerkte einer der Köllner — daß ihr uns in eure Gemeinschaft aufgenommen und dadurch auch eures besseren Stadtrechtes teilhaftig gemacht habt! Wohl dürfen wir nun erwarten, daß unsre kleinere Stadt an euerm Aufschwunge teilnehmen wird, und dafür werden wir emsig mit euch um die Wette das gemeinsame Beste zu fördern suchen!

Hans von Stettin, der Berliner, gab freundliche Worte zurück und bemerkte sodann:

Da wir fortan gemeinsam über der beiden Städte Gedeihen zu Rate sitzen werden, so ist's wohl billig, daß wir die Vertreter des benachbarten Kölln getreulich einladen, hinüber auf unser Rathaus an der Mittel- und Georgenstraße zu kommen; vielleicht ziehen wir dann auch ein ander Mal zu ihnen nach Kölln, wenn das dortige Rathaus geräumig genug ist!

Das sind wir gerne zufrieden! — sprachen die Köllner.

Aber da nahm Heinrich Uden, der Berliner Altermann, das Wort.

Nicht will ich — sprach er — diese Reden tadeln, aber etwas Besseres fällt mir doch ein: Freunde und Nachbarn, ich denke, daß alles, was wir heute beschlossen haben, für Berlin-Kölln den Anfang einer neuen großen Zeit bedeuten wird. Deshalb scheint mir weder das Köllner noch unser Rathaus für die künftigen Sitzungen zu taugen! Nein, laßt uns ein neues Rathaus begründen, welches den Köllnern und den Berlinern gleich nahe liegt...

Ja, Altermann, — rief Albrecht Krähenfuß — da habt ihr wohl recht; — sagt nur, wo es hinkommen soll!

Unsre Städte — begann Uden wieder — werden durch einen Spreearm getrennt; schon längst ist auch eine Verbindungsbrücke vorhanden, der Mühlendamm. Nach dem, was wir heute beschlossen, reicht diese fortan nicht mehr aus. Laßt uns also noch eine zweite erbauen, — dort, wo vom Spital des heilgen Georg her die gleichnamige Straße das Ufer des Flusses erreicht...

Recht so! — riefen die Köllner.

Aber das neue Rathaus für die verbündeten Städte? — fragte Hans Rode.

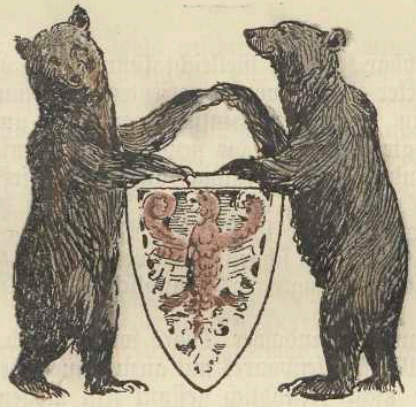
In der Mitte des Spreeflusses — zur Seite der neuen Verbindung [1]) — beiden Städte gleich nahe — sprach der Altermann in fester Überzeugung — soll das künftige Rathaus von Berlin-Kölln errichtet werden! In seinem Innern wollen wir uns dann zu gemeinsamer Arbeit für unsrer Städte Wohl friedlich versammeln, und vor ihm, auf der Brücke selbst, unter freiem Himmel und angesichts des schimmernden Gewässers, sollen die künftigen 7 Schöppen ge-

1) An der Stelle, wo jetzt das Denkmal des großen Kurfürsten steht.

meinsam mit dem Stadtschulzen Recht und Gerechtigkeit für unsre Bürgerschaft suchen![1])

Da stimmten alle fröhlich zu, die Berliner wie die Köllner. Und auch die Bürger hüben und drüben fanden hernach den Vorschlag vortrefflich. Als die Frühjahrsgewässer sich zu verlaufen begannen, hob die Arbeit auf der bezeichneten Stelle an, und zahlreiche Hände förderten sie. So entstand zuerst eine stattliche Brücke, die man die „lange" nannte, und als sie fertig war, wurden an dem mittleren Pfeiler derselben mächtige Pfähle in das Flußbett gerammt, auf denen man hernach das gemeinsame Rathaus aufführte.

1) Die Vollstreckung des Urteils geschah wie früher vor der Gerichtslaube des Berliner Rathauses.



5.

Unter dem großen Waldemar.

Nicht so eilig, Nachbar Kopkin; vielleicht können wir eine Strecke zusammengehen! — rief ein starker Mann von untersetzter, breitschulteriger Gestalt einem zweiten nach, welcher in mehrfacher Hinsicht von ihm unterschieden war. Der Körper des zweiten ragte weit über die gewöhnliche Menschengröße hinaus und zeigte dabei Ebenmaß und leichte Bewegung; aus seinem frischen Gesicht leuchteten große blaue Augen klar und mutig hinter einer Adlernase hervor, und auf seinen Nacken hinab wallte blondes Haar in üppiger Pracht.

Auf den Anruf hatte er sich schnell umgewendet und Halt gemacht.

Gut, Nachbar Niklas; — sagte er freundlich — in Gesellschaft ist's immer besser gehen als allein!

Weiß ja, daß du zum Spandower Thore willst, — begann jener wieder — den Einzug des jungen Markgrafenpaares mit anzuschauen, he? ... Hab' eigentlich dem Fürsten Waldemar nicht freundlich gesinnt sein mögen, seit er unsers alten Markgrafen Hermann Sohn Johannes so übel behandelt!

Die Vormundschaftsfehde meinst du? — fragte Kopkin.

Nun ja! Waren die märkischen Herren Schenk von Flechtingen, Ludwig von Wanzleben, Droisiko von Kröcher und Friedrich von Alvensleben nicht tüchtig und passend, um den jungen Fürsten zu hüten und für ihn die Vormundschaft zu führen, wie es sein Vater seliger bestimmt hatte? Und mußte nicht dessen letzter Wille geachtet werden?

Kopkin schüttelte das lockige Haupt:

Mir scheint, Fürst Waldemar hatte nicht unrecht, wenn er meinte, daß er selbst, des jungen Johannes leibhaftiger Vetter, der natürliche Vormund sei, — und darnach hat er gehandelt! Übrigens ist das nun vorüber: Markgraf Waldemar ist jetzt seines Vetters Schwager, und man erzählt, daß er mit seiner jungen Gattin Agnes gar glücklich lebe!

Sind nur zu nahe verwandt! — bemerkte Niklas bedenklich — Solche Ehen bringen selten Segen! ...

Wozu dieses häßliche Murren und Tadeln, Nachbar? — unterbrach ihn Kopkin — Der heilige Vater in Rom hat schon lange, bevor der Lehniner Abt

die Herrschaften eingesegnet, den „Dispens“ für ihre Vermählung erteilt[1]) — und die Liebe geht einmal ihre eigenen Wege. Warum soll nicht ein Vetter sein Mühmchen heiraten dürfen, wenn es ihm gerade gefällt? ... Auch sonst laß' ich auf den Markgrafen Waldemar nichts kommen; er ist trotz seiner Jugend ein streitbarer Held — und das gefällt mir!

Aber die schlimmen Zeichen, die der Frühling uns brachte? ...

Nachbar Niklas, die furchtbaren Wetter, welche die märkischen Wälder verstört, Flüsse und Ströme aus den Ufern getrieben und unsäglich Unheil über das Land gebracht haben, wären wohl auch gekommen, wenn Fürst Waldemar die Markgräfin Agnes nicht gefreit hätte!

Wer weiß! — wagte Niklas zu erwidern — Anno 1309 war übrigens die ganze Stadt gegen den Waldemar, insbesondere auch der Rat von Berlin-Kölln, und 's ist mir noch wie heute, daß dazumal eine Einigung stattfand mit Brandenburg, Frankfurt, Salzwedel und vielen andern Stadtgemeinden — nicht nur wider „Buschklepper“ und „Schnapphähne“, sondern auch wider „Mächtige“, die das Recht beugten ...

Kopkin lachte:

Nun ja, Nachbar, das ist wohl geschehen, aber notwendig war's grade nicht! Hat doch Markgraf Waldemar, als er Vormund des jungen Herrn Johannes geworden, — es war nur 10 Tage nach jener Einigung der Städte[2]) — alle Privilegien von Berlin-Kölln feierlich bestätigt, im voraus zugleich für sein Mündel! ... Und wenn der Rat uns kürzlich die Fleischscharren, die wir bislang nur mietsweise innehatten, erblich überlassen,[3]) so danken wir's wohl auch Herrn Waldemars freundlicher Gesinnung, der allen Gewerken, besonders auch den Knochenhauern, wohl will! ... Meinst du, daß der Rat noch jetzt dem Markgrafen widerstrebt? Mit nichten! Alle 18 Herren, die Gestrengen Heinrich Uden und Hans Wiprecht an der Spitze, sind schon vor uns zum Spandower Thore geritten, um, wie es sich schickt, die jungen Herrschaften zu empfangen, wenn sie nach dem Herrenhofe reiten, den Fürst Waldemar, wie man sagt, zu einer schönen Pfalz umbauen lassen will.[4])

Niklas blickte noch immer brummig drein:

Von den Gestrengen, ja, ja, redet mancher wohl mutvolle Worte, aber wenn's zu Thaten kommen soll, giebt er klein bei! ...

Sie waren vom alten Berliner Markte durch die Mittelstraße bis zum neuen Berliner Rathause gekommen. Hier wurde das Gedränge immer stärker. In dichten Scharen drängten Frauen und Männer, viele auch mit ihren Kindern, dem Thore zu; aus den Fenstern der Patrizierhäuser an der Mittelstraße blickten die Bewohner und deren Gäste in lebhafter Erwartung des bevorstehenden Einzuges zur Straße hinab. An dem Thore harrte der Rat der verbundenen Städte, von einer Schar gewappneter Stadtknechte umgeben, in seiner Nähe eine Anzahl

---

1) Schon am 9. November 1309 von Avignon aus, während die Hochzeit erst zu Pfingsten 1311 stattfand.

2) Am 14. Mai 1309.

3) Aus einer Berliner Urkunde vom 25. April 1511 ergiebt sich, daß die 46 Fleischverkaufsstellen auf dem Markte („Scharren“) den Knochenhauern erblich überlassen wurden.

4) Waldemar soll nach einer späteren Überlieferung das „hohe Haus“ in der Klosterstraße burgartig erweitert haben.

lieblicher Mägdlein in hellen Gewändern, Kränze auf dem Haupte, jedes einen Korb duftiger Rosen in der Hand.

Die Zeit paßt vortrefflich! — sagte Kopkin zu seinem Gefährten — Eben haben diese Blumen sich zu entfalten begonnen, und die Ratsherren haben ihre Gärten draußen vor den Thoren weidlich geplündert, um die fürstlichen Herrschaften würdig zu begrüßen!

Eine Bewegung war in die harrende Menge gekommen; die Stadtknechte machten die Bahn frei, und durch das Thor zog das markgräfliche Paar mit ritterlichem Gefolge. Markgräfliche Reiter, wohl bewehrt, doch nicht mit der trotzigen Entschlossenheit im Antlitze, welche ein Ansturm gegen Feinde erfordert haben würde, bildeten den Vortrab, dann erschien Fürst Waldemar zur Linken seiner jungen Gattin. Er ein schlanker Jüngling von kräftiger Haltung, eben 20 Jahre alt, Kühnheit und Wagemut in seinem edlen, von der Sonne gebräunten Antlitze, auf dem Haupte ein prächtiges Federbarett, über dem purpurnen Sammetrock ein blitzendes Schwert. Sie nach ihrem Vater, den man den „Langen" zubenannt hatte, von hoher Gestalt und fast die stattliche Größe ihres Gemahls erreichend, dabei trotz ihrer Jugend von rundlichen ebenmäßigen Formen, ein mildes Lächeln auf ihren rosigen Wangen, um ihr Haupt eine Art Haube, von Seide und goldenen Fäden gewebt, aus der ihr blondes Haar in zierlichen Flechten hervorquoll. Der etwa achtjährige Knabe mit schönem Lockenhaar um sein lebensfrohes Antlitz, welcher in unmittelbarer Nähe der Fürstin ein schimmerndes Roß ritt, wurde infolge seiner Ähnlichkeit mit dieser, leicht als ihr Bruder, Markgraf Johannes, erkannt. Die Ritter des Gefolges entstammten teils den Landen der johanneischen, teils denjenigen der ottonischen Linie; ihrer viele waren den Berlinern von früheren Besuchen näher bekannt.

Der Altermann Heinrich Uden war an das fürstliche Paar herangeritten, um Worte ehrfurchtsvollen Grußes zu sprechen. Lächelnd erwiderte sie Markgraf

Waldemar, dann setzte sich der Zug, dem die Ratsherren sich anschlossen, fort, von jubelndem Zurufe der Bevölkerung begleitet, die lieblichen Mädchen aber hüpften leichten Fußes voran, um dem jungen Paare aus ihren Körbchen duftende Rosen auf den Weg zu streuen.

In der vordersten Reihe standen Niklas und Kopkin, letzterer alle überragend. Als die fürstlichen Personen herangekommen waren, schwenkte Kopkin besonders munter seine Kappe und ließ seinen Heil- und Segensruf laut schmetternd ertönen. Da blickte Waldemar wohlgefällig auf ihn, erwiderte durch Winken mit der Rechten den Gruß, und auch die jugendschöne Markgräfin nickte ihm gütig zu. Das mußte allen wohl auffallen, und als vieler Blicke sich ihm zuwandten, machte er ein glückseliges Gesicht. Niklas aber sagte fast ärgerlich:

Scheinst schon mit den Herrschaften bekannt zu sein! Bemerkbar machst du dich grade genug!

Kopkin ließ sich die Laune nicht verderben.

Bin noch nicht an den Markgrafenhof gekommen, — sagte er — wenn ich aber dem Fürstenpaare zujauchze, so hat's guten Grund: Ich freu' mich, daß sich die beiden Herrscherhäuser mit einander verknüpft haben! . . .

Auf dem „hohen Hause" fand großer Empfang statt. Rat, Schöffen, Geistliche, dazu auch einzelne vornehme Bürger, durften den Herrschaften ihre Glückwünsche nochmals in aller Form darbringen; zugleich wurden als Huldigungsgeschenke große Massen von Lebensmitteln nach dem Hofe des Residenzhauses gebracht. Markgraf Waldemar plauderte mit allen in leutseliger Weise. Dabei fragte er den Altermann Heinrich Uden freundlich:

Könnt ihr mir nicht einige tüchtige Leute aus eurer Bürgerschaft mitgeben, wenn ich wieder ausreite? Schon in einigen Tagen zieh' ich mit meiner Gemahlin und meinem Schwager Johannes zu dem großen Ritterfeste, welches König Erich von Dänemark zu Rostock veranstaltet; da möcht' ich mein Gefolge noch etwas verstärken!

Der Bürgermeister bemerkte darauf:

Glaube wohl, daß solche Männer sich finden werden, die den gnädigen Herrn gern begleiten!

Einen hab' ich schon bemerkt, — fuhr der Fürst fort — den ich gern mitnähme: er stand, alle überragend, bei unserm Einzuge am Spandower Thore, ein großer, schöner Mann, schwenkte die Kappe gar hoch und rief froher als andere.

Weiß schon, — sagte Heinrich Uden — ihr meint Kopkin, den Knochenhauer; ist in der That ein trefflicher Bürger, und ich zweifle nicht, daß er euch gern folgen wird! . . .

Am Abende jenes Tages erzählten sich die Bürger, welche gruppenweise auf dem Berliner Markte standen oder auf den Steinbänken vor ihren Höfen saßen, um die milden Sommerlüfte behaglich einzuatmen, daß Kopkin, der Knochenhauer, vom Markgrafen Waldemar aufgefordert worden sei, mit ihm zu dem großen Ritterfeste nach Rostock zu ziehen. Und als der riesige Berliner von seinen Bekannten darnach gefragt wurde, erwiderte er lachend:

Ihr könnt recht haben: in sein Gefolge will er mich aufnehmen! Hab' ihm erwidert, daß ich eigentlich unsere Spree nur verlasse, wenn's einen frischen Krieg giebt, doch da ich den jungen Herrn, der wacker und tapfer ist, gern mag, willigt'

ich ein und werde mich auf der Fahrt nach der Seestadt seinen Kriegsleuten zugesellen! . . .

Markgraf Waldemar benutzte seinen kurzen Aufenthalt in den Spreestädten auch sonst, um sein Gefolge zu vermehren und die nötigsten Zurüstungen zu seiner Fahrt nach Rostock zu treffen, dann machte er sich auf, um der Einladung des Dänenkönigs zu entsprechen. Schon vor Mitte des Junimonats 1311 traf er vor Rostock ein.

An dem Abende eines heißen Tages in der Mitte des Julimonats weilte eine ungewöhnlich große Anzahl von Bürgern aller Stände in dem Berliner Ratskeller an der Georgenstraße.[1]) Jedes Plätzchen war besetzt, und selbst in der offenen Gerichtslaube vor dem Rathause saßen noch viele auf Bänken und Schemeln, die man für die Gäste herbeigetragen hatte. Wohl hatte die Hitze des zu Ende gehenden Tages den Durst aller gewaltig erregt, doch noch andere Gründe schienen die ungewöhnliche Ansammlung der Menge veranlaßt zu haben.

Einer der Ratsherren, Dietrich Mann, drängte sich verspätet in den unteren Gastraum; Albrecht Krähenfuß saß dort nahe am Eingange.

Man sagt, Kopkin, der Knochenhauer, sei vom baltischen Meere wieder heimgekehrt; — flüsterte er letzterem zu — ist dieser hier?

Krähenfuß wies nach dem Hintergrunde des gewölbten Raumes, wo der lange Berliner aus einer Schar von Bürgern hoch hervorragend saß und diesen, wie es schien, seine Erlebnisse erzählte.

Da erhob Dietrich Mann seine weittönende, durchdringende Stimme und rief:

Nachbarn, wenn Kopkin über das Ritterfest berichtet, das er mitgemacht hat, so ist's billig, daß wir alle ihn vernehmen, denn, wie das Gerücht geht, hat es im römischen Reiche seit Kaiser Friedrich des Rotbarts Zeiten dergleichen nicht mehr gegeben![2])

Viele Stimmen gaben diesem Vorschlage ihren Beifall, und Kopkin winkte mit der Hand, um Ruhe zu finden:

Wenn ihr, Nachbarn und Mitbürger, wie ich höre, solches begehrt, so füllt euch zuvor euern Krug und laßt mich dann reden!

Hurtig eilten sogleich viele durstige Gäste zum Schanktische, und der Wirt nebst seinen Gehülfen hatte vollauf zu thun, um die Krüge mit schäumendem Getränk zu versehen.

Endlich hatten sich alle wieder gesetzt und schauten gespannt auf den langen Knochenhauer.

Von des Dänenkönigs Fest wollt ihr hören? — begann Kopkin — Ich kann euch nur sagen, daß es seines Gleichen nicht finden wird! . . . Als wir, die Hornbläser voran, in stattlichem, glänzendem Zuge vor der Seestadt anlangten, meinten wir, daß drinnen, in den Häusern der Bürger, für uns gutes Obdach bereit sei, doch da irrten wir uns sehr, denn, für ihre alten Freiheiten bange, hatten die Rostocker dem Könige, obwohl er ihr Landesherr ist, die Aufnahme seiner Gäste verweigert . . .

---

1) Es ist das zweite Berliner Rathaus gemeint, welches an der Stelle des jetzigen stand.
2) Für alle Zeiten berühmt war das Ritterfest Kaiser Friedrichs I. in Mainz zu Pfingsten 1184.

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Versammlung, und Dietrich Mann rief:

Vielleicht nicht so unrecht: die Freiheiten der Seestädte sind groß — und die Fürsten lieben das nicht!

Der König hatte sich leichthin gefügt, und auch wir waren's schließlich zufrieden! — fuhr Kopkin fort — Hätte doch die Zahl der Gäste selbst in der geräumigsten Stadt nicht Platz finden können. Draußen, im Norden von Rostock, wo in Wald wie auf Fluren und Feldern der Sommer lustig regierte, zwischen Bartelsdorf und Michelsdorf,[1]) fanden wir bereits eine lustige Zeltstadt erbaut, denn schon waren die Fürsten Heinrich der Löwe von Mecklenburg, Günther und Heinrich von Werle und Pribislaw von Rügen anwesend. Daneben richteten wir selber uns ein: in der Mitte die höheren Zelte für unser markgräfliches Paar und für den jungen Fürsten Johannes, ringsum die niedrigeren Hütten für Ritter, Knappen und Krieger. Inzwischen zogen unaufhörlich die anderen Gäste heran: besonders stattlich waren die Gefolge der Herzoge Waldemar von Schleswig und Otto von Lüneburg, doch auch die Fürsten und Herren von Polen, Braunschweig, Franken, Thüringen, Meißen, Sachsen, Hessen, Bayern, Schwaben, aus Engern, Cleve und Friesland kamen herbei, dazu hohe Würdenträger der Kirche — mit den Erzbischöfen von Magdeburg, Bremen und Lund[2]) die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt, Cammin, Schleswig, Lübeck, Brandenburg, Schwerin, Ratzeburg, Roeskilde,[3]) Odense und Abo,[4]) von Domherren und Mönchen aller Orden umgeben; — unzählig auch waren Ritter und Kriegsleute . . . Meilenweit dehnte sich schließlich die Zeltstadt durch die weite Ebene bei Rostock aus . . .

Mannigfach waren die Worte Kopkins durch Zeichen des Staunens begleitet worden, und jetzt rief Dietrich Mann, eine Pause des Redners benutzend:

Nachbarn und Freunde, unbegreiflich scheint mir das alles, und besonders möchte ich fragen, was der Dänenkönig mit solcher Versammlung beabsichtigt hat!

Das kann ich euch wohl mitteilen! — hob der lange Fleischhauer wiederum an — Weit und breit unter den Festgenossen vernahm man zunächst nur: Unser Markgraf Waldemar solle auf seinen besonderen Wunsch von König Erich zum Ritter geschlagen werden, 99 Fürsten, Grafen und Herren mit ihm — und in der That ist's also geschehen, — aber daneben, mehr im Stillen, hat sich wohl noch anderes zugetragen . . . Doch laßt mich weiter berichten: Nachdem sich jeder Gast mit den Seinigen eingerichtet hatte, folgten gegenseitige Besuche der Fürsten und Herren, dann hielt der König mit den vornehmsten von ihnen eine Beratung. Hierzu hatte er zwei große Zelte in der Gestalt geräumiger Säle errichten lassen, die im Innern mit prächtigem roten Tuche ausgeschlagen waren und kostbare Sessel für seine Gäste enthielten. Hier wurden für die ritterlichen Spiele und die Aufeinanderfolge der Feste alle Einzelheiten bestimmt. Das glänzendste von diesen war der Ritterschlag für unsern Markgrafen und sein Gefolge. An dem Vorabende des denkwürdigen Tages überbrachte ein prunkvoller Zug dänischer Ritter und Knappen in unser Lager des Königs Geschenke für die zum Ritterschlage Bestimmten. Jeder von ihnen erhielt einen prächtigen Mantel, einen mit

1) Jetzt Gehlsdorf.
2) in Schonen (Schweden).
3) Auf der Insel Seeland.
4) In Jütland.

Grauwerk[1]) gefütterten Rock, einen kostbar gezäumten Zelter, einen Schild und ein Schwert. Die für unsern Markgrafen bestimmten Gegenstände waren besonders kostbar und glänzten von Silber, Gold und Edelgestein. Am nächsten Morgen tönten von allen Punkten der Zeltstadt Fanfaren, denn sämtliche Gäste des Königs brachen nach dem „Rosengarten" auf, jenem Platze, an welchem die große Feier sich abspielen sollte. Dort hielt an einem hohen, glänzend geschmückten Altare der Erzbischof von Lund das Hochamt ab, an dessen Ende er Gottes Beistand zu dem Vorhaben erflehte und die ganze Versammlung segnete. Schnell geordnet, setzte sich sodann der gewaltige Festzug nach dem Prachtzelte des Königs hin in Bewegung: voran der König mit seinen Großen, dann die übrigen Fürsten und Herren, der Markgraf mit uns Brandenburgern zuletzt. Vor jenem Königszelte stellten sich sämtliche Musikbanden auf und schmetterten ihre Fanfaren, bis die Festversammlung den innern Raum erfüllte. Auf einem hohen, vergoldeten Throne hatte König Erich in der Mitte Platz genommen, zu beiden Seiten in langen Reihen die Fürsten, Grafen und Herren. Und nun erhielt der Markgraf mit den 99 Erwählten den Ritterschlag . . . Ihr wißt ja wohl, wie er geschieht; so hab' ich nicht nötig, den weiteren Vorgang zu schildern; — freilich glänzender und feierlicher als sonst ist er gewesen! . . .

Enthalt' uns den Bericht nicht vor! — rief Albrecht Krähenfuß; die anderen stimmten ihm bei.

Als, von dem Markgrafen geführt, — hob Kopkin wiederum an — die Erwählten eingetreten waren, beugten sie in Ehrfurcht vor dem Könige das Knie. Dieser erhob sich, entblößte sein Schwert, stützte die Arme darauf und sprach:

Was ist euer Begehren?

Von eurer königlichen Huld — gab der Markgraf zur Antwort — begehren wir, in den ehrwürdigen Ritterorden aufgenommen zu werden!

Es soll geschehen, — sprach der König — wenn ihr eines guten Ritters Pflichten treu und gewissenhaft zu halten versprecht!

Wir versprechen es; — entgegnete unser Fürst — drum laßt uns jene Pflichten vernehmen!

Gelobet, — fuhr der Herrscher der Dänen fort — allzeit Gottes Ehre hoch zu halten, für das heilige Kreuz tapfer zu kämpfen, Witwen und Waisen stets zu beschützen, nie für ungerechte Sache schnöden Sold zu nehmen und euer Leben in Aufrichtigkeit und Treue ohne Wandel zu führen! . . . Gebet Antwort: wollt ihr dies thun?

Der Markgraf beugte sein Haupt:

Wir geloben es, so wahr uns Gott zur Seligkeit helfe! Amen!

Tretet denn vor; — sprach der König — beuget vor dem Angesichte Gottes Kniee und Häupter und bekräftigt durch Handschlag euer Gelübde!

Unser Markgraf war der Aufforderung gefolgt. Da erhob der Dänenkönig sein Schwert, that mit ihm drei Schläge auf den Nacken des Knieenden und rief:

Im Namen Gottes, des Erzengels Michael und St. Georgs, des mutigen Ritters! Stets sollt ihr gedenken, daß der Ritter kein Knecht mehr ist, sondern ein besserer! Gott möge euch behüten! Stehet auf als Ritter und nehmet die Zeichen entgegen, an denen derselbe erkannt wird: Es sind die Sporen edler

---

1) Pelz.

Ehrbegier, das Schwert, das euch Gott geschärft hat, der Gürtel edler Zucht und der Mantel der Barmherzigkeit!

Ritter aus des Königs Gefolge schmückten den Markgrafen; er selber reichte diesem die Hand, und als der also Geweihte in den Kreis seines Gefolges zurückgetreten war, wurden die übrigen, mehrere zugleich, in der nämlichen Weise zu Rittern geschlagen. Dann ward das Tedeum gesungen . . .

Du hast das alles selber geschaut? — fragte Dietrich Mann eifrig.

Kopkin nickte befriedigt:

Als Führer der Trabanten stand ich in der Nähe unsers Markgrafen, im Hintergrunde des Prunkzeltes . . . Von dem köstlichen Mahle, das nun erfolgte, könnt' ich hier schweigen: berittene „Drosten" bedienten dabei Fürsten und Ritter; zahllos waren die Speisen vom Fleische der Rinder und Schweine, des Wildprets, der Geflügel und Fische, dazu der Kuchen und des Backwerkes; in Strömen auch flossen die edelsten Weine, — und wir selber brauchten, wie ihr euch denken könnt, nicht Mangel zu leiden!

Und hernach folgten noch weitere Feste? — forschte Hans Sone, der Ratmann.

Tag für Tag, vier Wochen hindurch! — bestätigte der Knochenhauer — Besonders auch glänzende Turniere und „Buhurte".[1]) Das aber will ich euch sagen: Wo unser junger Herrscher selber auftrat, da erwarb er sich bei Fürsten und Herren durch seine Gewandtheit und Stärke Achtung! Oftmals hörte ich rühmen, daß er die „Blume der Ritterschaft" sei. Sorgfältig wurden von den Kampfrichtern bei allen Spielen die Sieger nach Wappen und Helmzier aufgezeichnet, und unter dem jubelnden Zurufe der unabsehbaren Menge, dem Schmettern der Fanfaren und dem holdseligen Winken der Edeldamen empfingen sie am Schlusse ihre kostbaren Preise. Nachdem sich dann alle durch Trank und Speisen gelabt, wurden die Sieger von den Kampfrichtern unter Nennung ihrer Wappen nochmals aufgerufen und genossen bei dem festlichen Tanze die besondere Ehre, von den holden Frauen die vornehmsten und schönsten erwählen zu dürfen. Ruhten die Paare vorübergehend vom Tanze, so traten berühmte Meister in die Mitte, um in zierlichen Liedern nach selbst gefundenen Weisen unter Saitenspiel das Lob der Schönheit zu singen. Meister Heinrich von Meißen, „Frauenlob" zubenannt, pries am lieblichsten die Minne und ward von den Fürsten reichlich belohnt . . . Daß es auch sonst, selbst für die Mannen und Knappen, an Kurzweil nicht fehlte, könnt ihr euch denken. Waren doch allein 640 Paar Klopffechter vorhanden, die ihre Kunst vorführten, dazu fahrende Sänger, Seiltänzer, Springer, Ringer, Wettläufer, Schalksnarren, Gaukler und Possenreißer in zahlloser Menge, und die Musik von Trompetern, Geigern, Spielleuten auf Hackebrettern, Leiern und Dudelsäcken wollte selbst in später Nacht nicht verstummen . . . Aber zuletzt bekommt man das alles, glaubt mir, doch satt . . .

Du hast dich, sobald es anging, von dannen gemacht? — fragte Hans Buch, ein Mitglied des Rates.

Als das Fest zu Ende ging, — entgegnete Kopkin — bat ich den Markgrafen, heimziehen zu dürfen; — ich sehnte mich nach dem Spreeflusse zurück!

Was aber ward, wie du angedeutet hast, — forschte Dietrich Mann — *nebenher* von den Fürsten und Herren *beraten*?

Ihr könnt euch denken, — hob der Fleischhauer wieder an — daß wir Kriegs-

1) Ritterliche Spiele ohne Kampf.

leute darüber nichts Bestimmtes vernahmen, aber trotzdem flüsterte der eine dem andern darüber mancherlei zu. Da verlautete denn, daß der Dänenkönig einen großen Bund zu stande gebracht, um die vereinigten Seestädte niederzuzwingen, die den Fürsten dort zu Lande Trotz bieten, besonders auch Rostock, welches König Erich und seinen Gästen freundliche Aufnahme verweigert hatte. Schon ist inzwischen Herzog Heinrich der Löwe von Mecklenburg mit stattlichem Heere vor Wismar gerückt und die Dänen haben dessen Hafeneinfahrt mit ihren Schiffen gesperrt . . .

Da sieht man die Hinterlist der Fürsten! — rief Albrecht Krähenfuß heftig — Diese Ritterfeste waren nur der Deckmantel; die Freiheit der Bürger zu vernichten, war das eigentliche Ziel!

Und Waldemar, unser Fürst, des jungen Markgrafen Johannes Schwager und Vormund, — setzte Hans Lone hinzu — ist mit dabei! Man durchschaut die wahre Gesinnung, die er auch gegen uns hegt!

Nicht kann ich's leugnen, — bemerkte Kopkin — daß Markgraf Waldemar die Absicht hat, gleichfalls vor Wismar zu ziehen. Es war ein Grund mehr für mich, Urlaub von ihm zu erbitten. Aber das kann ich euch versichern: Mit dem Herzen ist er nicht bei der Sache, und nur weil der König sein freundlicher Wirt gewesen und ihn mit vielen brandenburgischen Herren zum Ritter geschlagen, wollt' er die erbetene Hülfe nicht versagen!

Wollen's abwarten! — urteilte Krähenfuß — Wir Berliner können jedenfalls nicht wünschen, daß Wismar und die übrigen Seestädte, die mit einander gegen Räuber und Gewalthaber stehen, mit denen wir selbst und die meisten Städte der Marken freundschaftliche Beziehungen pflegen, dem vereinigten Ansturme der Fürsten unterliegen! . . .

Als die Bürger von Berlin zu später Stunde den Ratskeller verließen, sprachen auf dem Heimwege ihrer viele zwar noch von dem glänzenden Feste, welchem Kopkin, der lange Knochenhauer, beigewohnt hatte, aber fast noch mehr beschäftigten sich ihre Gedanken mit den Gefahren, durch welche die befreundeten Seestädte bedroht wurden.

Am Morgen des 16. August 1316 machten die Spreestädte im ganzen einen ziemlich stillen Eindruck. Der lebhafte Laurentius-Markt in Kölln war vorüber [1]), doch auf dem Neuen Markte an der Marienkirche zu Berlin waren wieder Buden und andere Verkaufsstände errichtet, und mit der Vorbereitung des gewöhnlichen Wochenmarktes, welcher hier für die Neustadt abgehalten wurde, waren fleißige Hände vollauf beschäftigt. Auf dem schmalen Kanalarme, welcher von der Spree in der Gegend der jetzigen Kaiser-Wilhelms-Brücke zu dem Marktplatze führte, brachten Boote Gemüse und Früchte heran; die Fleischscharren und Geflügelstände füllten sich mit Vorräten, in dem Kaufhause zur Seite des Platzes gingen Handelsdiener mit Warenballen aus und ein, von dem Spandower Thore her nahten einzelne Landleute, welche auf niedrigen Karren Milch und Butter herbeifuhren, und an den Verkaufsfenstern der Bäckerläden lagen bereits die frischen Backwaren wohlgeordnet zum Absatze aus. Auch die ersten Käufer erschienen

1) Derselbe begann am 10. August.

bereits — einige Frauen und Mädchen, welche sich mit den täglichen Bedürfnissen des Haushaltes zu versehen gedachten.

Inzwischen schritten auch Personen über den Platz, welche nur einen flüchtigen Blick auf jenes Treiben warfen und sich nicht zu verweilen gedachten: Herr Eberhard, der würdige Propst von Berlin, von dem Priester Berthold, welcher an St. Petri bestallt war, begleitet, kam vom hohen Steinwege her und lenkte zur Spandower Straße hinüber, offenbar auf dem Wege zum Heiligen-Geist-Spital. Von dorther trat ihm Thilo von Hameln, ein angesehener Bürger, entgegen, welchen der Weg nach der Klosterstraße führte. Sie blieben stehen und grüßten einander.

Habt ihr nichts Neues vom Kriegsschauplatze und über den Markgrafen erfahren? — fragte der Propst.

Thilo von Hameln machte ein bedenkliches Gesicht:

Wir sehen zur Genüge, wozu es führt, wenn der Fürst des Landes mehr Gefallen hat an Krieg und Fehde als an dem Gedeihen friedlicher Thätigkeit! Wie anders lebten wir zu des seligen Markgrafen Hermann Zeiten, der das Schwert nur selten und ungern zog!

Mag sein; — erwiderte der Propst — im Fürsten Waldemar steckt viel von seinem Stammvater, dem „Bären", welcher sein Lebtag nicht recht zur Ruhe gekommen sein soll!... Doch hoffe ich immer: Wenn der kriegsfreudige Fürst erst sich mehr ausgebraust hat, wird er, wie jener, auch des Landes Wohlfahrt sorgsam ins Auge fassen, — und dann ist ja noch der junge Johannes da, welcher kräftig heranwächst und, wiewohl fast noch ein Knabe, bereits viel Verstand, ernste Rede und besonnene That zeigt!

Meint ihr, daß Herr Johannes einst über uns *selbständig* herrschen wird? — fragte Thilo.

Er ist und bleibt unser eigentlicher Gebieter, — die Vormundschaft muß bald ein Ende gewinnen!

Jener zuckte die Achsel:

Mir sieht es nicht darnach aus, als wollte Herr Waldemar unsre Spreestädte *anderen* Händen vertrauen!

Der Propst lächelte:

Ich weiß, daß ihr ihm mißtraut, vielleicht sehr mit Unrecht! — Doch Nachrichten vom Kriege wolltet ihr mir geben...

Habt ihr hernach Zeit, hochwürdiger Herr, — versetzte Thilo zurückhaltend — so kommt zu Hans Sone, unserm gemeinsamen Freunde, dessen stattliches Haus dort drüben, nicht weit von St. Mariens Kirche, emporragt. Ich selber will einige Geschäfte erledigen und finde mich sodann mit einigen anderen Bekannten ebenfalls ein; dort läßt sich besser dergleichen besprechen als hier auf dem Markte.

Gut, wenn ich vom Spitale zurückkehre, werde ich kommen! — sagte der Propst, sich mit einem Gruße zum Thore wendend.

Bringt auch Herrn Berthold mit! — bemerkte Thilo im Fortgehen! — —

Als die beiden Geistlichen in einer späteren Stunde des Vormittags bei Hans Sone, dem Ratsherrn, eintraten, fanden sie außer Thilo von Hameln noch einige andere angesehene Bürger daselbst: Hans von Stettin, Dietrich Mann, Konrad von Köthen und Albrecht Krähenfuß. Eben hatte die Hausfrau, von einer Magd unterstützt, auf den großen Eichentisch des Wohnzimmers einen stattlichen Thonkrug mit Bechern gesetzt und der freundliche Wirt gesprochen:

Laßt euch einen Trunk welschen Würzweins gefallen; er ist vor Mittag heilsamer als Gerstenbier, zumal wenn, wie heute, der Wind von Morgen her frisch durch die Fluren und Straßen hindurchbläst!

Er hatte die Becher gefüllt, während die Priester sich setzten.

Inzwischen hatte Albrecht Krähenfuß die Unterhaltung begonnen.

Bei dem ganzen Kriegslärm, der nun schon seit Jahren die Lande beunruhigt, — sprach er — hab' ich den Wechsel nicht recht begreifen können, den Markgraf Waldemar in seiner Parteistellung vollzogen hat: Nach dem Ritterfeste bei Rostock, von dem man damals so viel Wesen gemacht, half er dem Dänenkönige und dem Mecklenburgischen „Löwen" Wismar und Rostock bezwingen, schien überhaupt der Seestädte geschworener Feind, — und nun?

Hans von Stettin lachte:

Ich meinte, er hätte dich durch seinen Parteiwechsel ganz zu seinem Freunde gemacht, denn keiner schalt mehr als du auf den Fürsten, als er Wismar bekriegte. Weiß noch wie heute, daß dein zweites Wort war: Wer die Seestädte bedroht, bedroht auch Berlin...

Nun ja, das hab' ich gesagt, — gestand Krähenfuß ärgerlich zu — und bin auch heute noch der nämlichen Ansicht!

Also freue dich doch, daß er Stralsund beisteht! — rief Konrad von Köthen.

Krähenfuß nickte:

Loben muß man das allerdings, obgleich der Fürst etwas vorsichtiger sein konnte, denn wenn hundert Wölfe ihn aufhalten, muß auch der beste Jagdhund zu Grunde geh'n!... Aber die Gründe meint ich, die den Markgrafen auf die Seite Stralsunds gebracht haben!

Darüber kann ich euch Auskunft geben; — nahm Dietrich Mann das Wort — Albrecht von Lossow, des Fürsten Gefolgsmann, hat mir's verraten: Ihr meint wohl, sagt' er, nur Laune, vielleicht auch Verstimmung meines Herrn über den Dänenkönig und Heinrich den Löwen haben seinen Wechsel bewirkt? Nichts ist irriger als dies! Zwar haben die nordischen Fürsten meinem Herrn ihre Versprechungen nicht gehalten, aber seine wahre Gesinnung entdeckte er mir, als wir vor Jahren von Wismar zurückkehrten. Lossow, so sprach er, mir gefällt's nicht, daß wir am baltischen Meere gekämpft haben! Kann nicht finden, entgegnet' der Ritter, daß mein gnädiger Herr mit dem Feldzuge unzufrieden sein müßte, denn der Ausgang hat den Wünschen entsprochen. Da hob der Markgraf an: Ganz entgegen ist der Überlieferung meiner Ahnen, was ich getrieben habe! In der Einöde der Länder, die ihr Schwert gewonnen, haben sie Städte gegründet, diese mit Liebe gepflegt und sich ihres Aufblühens gefreut. Brandenburg, Kölln-Berlin, Frankfurt, von den kleineren ganz zu geschweigen, stehen sie nicht als herrliche Denkmäler da, fortzeugend von der weisen Regierung meines Stammvaters Albrecht und des ganzen Ballenstädter Fürstengeschlechts? All die fleißigen Bürger, die in diesen Städten arbeiten und schaffen, gleichen den Bienen, welche für uns Fürsten die Körbe mit Honig füllen...

Recht so, ganz recht! — rief Krähenfuß fröhlich.

Es behagt ihm wohl, — lachte Hans Sone — recht oft den Honig auszunehmen! Haben ihm schon manche „Bede" zahlen müssen!

Und wenn die Bürger, die er so gerühmt hat, — setzte Hans von Stettin hinzu — einige Freiheiten und Privilegien beanspruchen, wird er's machen, wie

König Erich und dessen Genossen —: den Bienenkorb umstürzen und die Bienen ausräuchern!

Im Gegenteil — fuhr Dietrich Mann fort — berichtete mir Lossow, der Markgraf habe gesagt: Sollen die Städte gedeihen und die Bürger ihr nützlich Werk recht betreiben, so muß man sie nicht nur schützen und für Sicherheit und Ordnung allenthalben im Lande sorgen, sondern ihnen auch Freiheiten gewähren ... Und so, schloß er, mag ich nicht wieder die Seestädte bekriegen! — Hernach ist er Schirmherr Stralsunds wider Witzlaw von Rügen geworden.

Da erhob Hans Sone den Becher:

Nachbarn und Freunde, wenn der Markgraf also gesinnt ist, dann laßt uns auf sein Wohl diesen Würzwein trinken! Solche Gedanken sind höchst selten bei Fürsten, und wer sie hegt, ist einer der besten!

Und sie tranken die Becher leer. Dann sagte Propst Eberhard nachdenklich: Wenn die gute Meinung, die ich selber immer von dem Fürsten gehegt habe, sich also bestätigt, wollen wir redlich wünschen, daß er seiner Feinde Herr zu werden vermag, denn ihrer sind viele. König Erich von Dänemark hat es verstanden einen Bund zusammenzubringen, der ausreichend erscheint, um die größten Reiche niederzuwerfen: den Fürsten Witzlaw von Rügen, Heinrich den Löwen von Mecklenburg, Nicolaus von Werle, den Grafen Otto von Anhalt, die Herzäge von Lüneburg und Sachsen-Lauenburg, die Fürsten von Holstein, den Markgrafen Friedrich von Meißen, den Grafen von Schwerin, und vollends die Könige von Norwegen, Schweden und Polen, ja, wie man sagt, zuletzt sogar den Ungarnkönig und die Fürsten der Reußen ...

Bedenklich scheint mir's besonders, — setzte Albrecht Krähenfuß hinzu — daß von dem Adel unsers Landes nicht wenige Ritter und Herren den Markgrafen verlassen haben! Sieht man nicht Herren von Alvensleben, von Kröcher, von Wanzleben, von Weverden, von Gatersleben, von Veltheim, von Dalum, von Reindorf und von Flechsingen auf der Seite des fremden Königs Erich kämpfen? Fast nur die Herzöge von Stettin und Wolgast stehen unserm Markgrafen bei ...

Hat nichts zu sagen! — rief Hans von Stettin — Der Waldemar fürchtet sich nicht! Übrigens haben auch schon einige von jenen Feinden seine Faust empfunden. War's nicht Markgraf Friedrich von Meißen, den unser Markgraf mit seinem Sohne bei Großenhain fing[1]), in Tangermünde sorglich bewahrte und erst wieder frei ließ, nachdem derselbe auf die Marken Lausitz und Landsberg verzichtet und unter gehöriger Sicherheit 32000 Mark Silbers als Lösegeld zu zahlen versprochen hatte?

Die anderen lachten, Thilo von Hameln aber sagte:

Der Streich war nicht so übel, doch mit einem Einzigen läßt sich wohl leichter fertig werden als mit so vielen! ... Im vorigen Jahre und zu Anfang des jetzigen hat der Markgraf viel Unglück erlitten. Ein Vetter von mir, der damals in seinem Heere stand, hat mir erst kürzlich genauer darüber berichtet!

Du meinst die Kämpfe bei Woldeck und Fürstensee? — fragte Konrad von Köthen.

Hameln nickte:

---

1) Im März 1312, als Markgraf Friedrich der von Waldemar bedrohten Stadt zur Hülfe geeilt war.

Es waren schlimmere Geschehnisse, als ich mir dachte.

Alle drängten auf nähere Mitteilungen.

Nachdem der Markgraf — erzählte Thilo von Hameln — das feste Schloß Fürstenhagen über Woldeck erstürmt hatte[1]), meinte er auch mit jener Stadt leicht fertig zu werden, zumal Bruder Gerardus[2]) ihm gute Belagerungsmaschinen erbaut und einen unterirdischen Graben nach der Stadt zu getrieben hatte. Alles schien nach Wunsche zu gehen, doch die Woldecker hatten den Anschlag entdeckt und Gegenmaßregeln ergriffen. Als die Markgräflichen schon die Stunde berechneten, da sie in die Stadt würden emporbrechen können, ergossen sich plötzlich in ihren Stollen wildbrausende Wassermassen, füllten denselben mit Schlamm und Geröll und ertränkten die Arbeiter. Das kam von einem Gegenstollen, den die Woldecker gegraben und in den sie einen Bach geführt hatten. Acht Wochen hatte der Markgraf nutzlos verbracht und nun alles verloren. Grade damals hatte Johann von Werle, der sich auf des Markgrafen Seite geschlagen, einen Heerhaufen seiner Feinde besiegt. Mit ihm vereinigt, versuchte Waldemar nun, den Herzog Heinrich den Löwen von Mecklenburg niederzuwerfen, welcher zwischen Alt-Strelitz und Fürstensee inmitten von Seeen und Sümpfen Stellung genommen.[3]) Bei seinem Anrücken findet er diesen wohl vorbereitet. Durch ihre feste Stellung begünstigt, gewinnen die mecklenburgischen Reiter gleich anfangs das Übergewicht über die brandenburgischen. Zurückgeworfen verwickeln letztere auch das Fußvolk des Markgrafen in die Verwirrung, während die Feinde, Reiter durch Fußvolk verstärkt, wilden Mutes heranstürmen. Jetzt gerät das ganze Heer Waldemars in wilde Flucht; jeder sucht sich zu retten. Aber zur Rettung findet sich nur eine schmale Landstraße, welche zwischen zwei großen Seeen hindurchführt. In der heftigen Verfolgung werfen die siegreichen Mecklenburger ganze Scharen der Flüchtlinge von der Straße in die Seeen hinab, wo sie vergeblich mit den Fluten ringen und elend ertrinken. Auf der Straße selbst aber wird ein ebenso großer Teil des brandenburgischen Heeres niedergemacht oder gefangen. Der vordem siegreiche Fürst Johann von Werle fällt in die Hand des Mecklenburger Löwen, und nur mit elenden Trümmern der Seinigen kann Waldemar selber entkommen ...

Es war ein entsetzlich Unheil; — sprach Propst Eberhard ernst — zum Glück waren damals nur wenige unsrer Bürger im markgräflichen Heere, und grade diese kamen mit dem Leben davon! Aber rings im Lande hat's viel Wehklagen gegeben!

Seitdem hat der Markgraf sich mit allen Kräften gerüstet; — bemerkte der Priester Berthold — diesmal steht auch die Jugend der Spreestädte sehr zahlreich unter seinen Fahnen.

Und Gelder hat er sich verschafft, wo er sie irgend auftreiben konnte! — lachte Hans von Stettin — Dem Magdeburger Erzstifte sind für schwere Summen Gebiete der Altmark überlassen worden ...

Nicht zu vergessen die neue „Bede", — seufzte Konrad von Köthen — die dem ganzen Lande trotz des vorjährigen Mißwachses aufgelegt worden ist, und an der wir selber schwer zu tragen haben!

---

1) Am 20. Dezember 1315. Diese Orte lagen im Lande Stargard (Mecklenburg-Strelitz).
2) Ein ehemaliger Mönch, später Geschützmeister des deutschen Ordens.
3) Das Gefecht war Ende Februar 1316.

Alles das wird kaum genügen, um dem Fürsten bei aller Tapferkeit zum Siege zu verhelfen! — meinte Krähenfuß.

Frühere Fehler wird er zu vermeiden suchen! — fügte Hans Sone hinzu — Man könnte fast versucht sein, die mutige That der Stralsunder als günstiges Vorzeichen zu nehmen ...

Alle waren überaus gespannt, und Thilo von Hameln rief lebhaft:

Wenn es doch möglich wäre, etwas Näheres darüber zu erfahren! Mitte Juni verlautete, Stralsund sei ernstlich bedroht und Markgraf Waldemar im Begriffe, ihm Hülfe zu bringen, dann hieß es plötzlich, die dortige Bürgerschaft habe sich selber Luft gemacht und sogar einen der feindlichen Fürsten gefangen. Endlich erfuhr man, daß der Herzog von Lauenburg der Überwundene sei, und daß unser Markgraf ihn verwahre. Sicher scheint mir nur, daß Waldemar nicht nach Stralsund ziehen wird, — und das ist mir lieb, denn sonst geraten dessen zahlreichen Feinde uns über den Hals, und wir müssen wohl gar unter Not und Entbehrungen für ihn unsre Mauern und Thore verteidigen!

Hans Sone lachte:

Kann mir denken, daß dir solche Zumutung besonders schwer fallen würde, und auch von uns anderen kann's keiner wünschen! Vorläufig — darin hast du recht — ist dies glücklicherweise nicht zu fürchten, da der Markgraf seine stattliche Heeresmacht im Norden unsers brandenburgischen Landes zusammengezogen hat und dieses jedenfalls tapfer verteidigen wird! ... Was die Stralsunder Angelegenheit betrifft, so kann ich zufällig Näheres über dieselbe mitteilen, und zwar aus zuverlässiger Quelle.

Laß uns sofort hören! — riefen mehrere Stimmen.

Erich von Lauenburg — begann Sone — hatte in Begleitung des jungen Herzogs Albrecht von Lüneburg und des Grafen Günzel von Wittenburg Mitte Juni mit 5000 Mann bei dem Hainholze vor Stralsund ein Lager bezogen und erwartete dort den Zuzug der übrigen Verbündeten. Als nun der Rat der Stadt in Erwägung zieht, was gegen diese Feinde unternommen werden soll, beschließt man, sofort einen nächtlichen Angriff zu wagen, denn wenn erst alle Feinde erschienen, sei dies nicht mehr möglich. Bald nach Eintritt der Dunkelheit stehen also die mutigen Bürger mit dem Hülfsvolke, das sie geworben, kampfbereit auf dem Markte. Da tritt der alte Bürgermeister, ein wackerer Mann, in die Mitte und spricht: Leute, ich weiß, daß Herzog Erich gestern eine große Sendung guten Bieres empfangen und sich heute Abend mit seinen Hauptleuten weidlich daran gelabt hat. Jetzt liegt er sicherlich trunken im tiefsten Schlafe auf seinem Lager, denkt nicht an Überfall und ist auch gänzlich unfähig einem solchen zu widerstehen. Das aber kann ich euch sagen: Wer sich von euch wacker hält und ins Lager hineinstürmt, findet dort für sich auch wohl noch einen guten Tropfen übrig! Und nun sorge ein jeder dafür, daß der Herzog erst aufwache, wenn wir ihm dicht auf dem Nacken sind! — Alle lachen vergnügt; lautlos geht es zum Thore hinaus, ebenso still wird die feindliche Wagenburg überstiegen, und die Lauenburger erwachen wirklich erst, als ihnen der Stralsunder Feldgeschrei um die Ohren schallt. Ehe noch Herzog Erich das Bedenkliche seiner Lage erkennt, sieht er sich von den wackeren Bürgern umringt. Halb bekleidet greift er zum Schwerte und wehrt sich wie ein Rasender. Aber was hilft's? Von der Übermacht wird er übermannt und gefangen genommen. — Der junge Herzog von Lüneburg ist etwas glücklicher. Früher erwacht, versammelt er um sich eine kleine

erlesene Schar, mit der er sich, von der Vergeblichkeit eines Widerstandes überzeugt, schleunigst zur Flucht wendet ... Die Rückkehr der Stralsunder in ihre Stadt kann man sich vorstellen: Nach äußerst geringen Verlusten an Toten und Verwundeten führen sie beim ersten Morgengrauen den Herzog Erich, den sie an seiner eigenen goldenen Halskette gefesselt, mit vielen Gefangenen triumphierend durchs Thor. Hernach strömt jung und alt in das verlassene Lager des Feindes, man freut sich des herrlichen Sieges, plündert, was wertvoll genug erscheint, und bestattet die Toten ... Von den Stralsundern kam Herzog Erich in die Hände des Herzogs Wratislaw von Pommern, der ihn, obwohl er sein Schwager, unserm Markgrafen überliefert hat! ...

Die wackeren Stralsunder! — riefen mehrere.

Möge auch der edle Sproß Albrecht des Bären im Felde gleich glücklich bestehen! — setzte der Propst hinzu, indem er unwillkürlich die Hände zusammenlegte.

Wo mag der Markgraf augenblicklich verweilen? — fragte Albrecht Krähenfuß.

Davon habe ich zufällig Kunde! — erwiderte Priester Berthold von St. Peter — Ein edler Zug ist's jedenfalls, daß er in schwerer Zeit gern gen Chorin reitet, woselbst seine nächsten Vorfahren ruhen. Schon um Mitte des Junimonats weilte er dort und beschenkte die frommen Väter des Klosters, welche die Fürstengräber bewachen. Kürzlich war er wieder daselbst; er stand damals mit seinem Heere auf der Straße, die von Eberswalde nach Prenzlow führt. Ein Bruder, welchen ich gestern zu Bernau sprach, erzählte mir, daß der Fürst auf die Nachricht von des Mecklenburgers Herannahen gegen Ruppin hin aufgebrochen sei, dem Feinde entgegen ...

So werden wir — urteilte Hans von Stettin — schon in der Kürze die Kunde von einer Schlacht empfangen; möge sie uns einen Sieg verkündigen!

Alle stimmten ihm bei. Priester Berthold aber fuhr fort:

Was mir der Bruder erzählte, sprach von dem entschlossenen, tapfern Mute des Fürsten, und auch in seinem Heere schien die Stimmung vortrefflich gewesen zu sein. Eins nur erfüllte mich unwillkürlich mit Wehmut: Wie früher schon oft, so seufzte Waldemar bisweilen tief auf, und als ihn der Abt drüber befragte, erwiderte er traurig: Erinnert euch, frommer Vater, was ich in die Urkunde gesetzt habe, durch die ich dem Kloster meine letzte Schenkung verlieh: noch immer fehlt mir der Leibeserbe, den ich ersehne, — und wenn ich nun in der Feldschlacht fallen sollte, — wer sorgt weiter für die Marken? Euer Schwager, Herr Johannes! — sagte der Abt. Jawohl, bemerkte der Markgraf, doch auch er ist noch jung; wird er eine Ehe schließen und Albrecht des Bären Geschlecht fortpflanzen? — Vertraut Gott und den Heiligen! — antwortete der fromme Vater und erhob segnend die Hand über dem Fürsten ...

Ja, ja, die Leibeserben fehlen! — setzte Albrecht Krähenfuß hinzu — Es hätte der Fürst nicht seine Muhme zur Gattin begehren sollen! ...

Er unterbrach seine Rede, zu lauschen. Ein eigentümlicher Lärm tönte von der Straße herein. Mit ihm erhoben sich die übrigen rasch von dem Tische ihres Wirtes und eilten zum Fenster.

Was hat diese Bewegung auf dem Marktplatze zu bedeuten? — fragte der Propst.

Käufer und Händler, Männer und Frauen laufen zusammen! — bemerkte Hans Sone gespannten Blickes — Das ist nicht der gewöhnliche Trubel des Wochenmarktes; etwas Außerordentliches muß sich ereignet haben!

Nun griffen alle nach ihren Kappen und Hüten und eilten hinunter. Mitten in einem dichten Knäuel von Menschen ragte ein Krieger empor; es war Kopkin, der Knochenhauer.

Kopkin, Mann, kommst du aus des Markgrafen Heer? — rief Krähenfuß außer Atem, durch die Menge sich drängend, — Und bringst du uns Sieg oder Verderben?

Der lange Krieger wendete sich schnell zu dem Sprecher, und als er Krähenfuß, den Propst und deren Begleiter herbeieilen sah, entgegnete er in ziemlicher Ruhe:

Ihr stellt der Fragen zu viel auf einmal, Herr Albrecht; sie lassen sich nicht mit wen'gen Worten erwidern! So wisset denn, daß ich freilich aus der Schlacht komme, und sie war grimmig genug, dort auf dem Blachfelde bei Schulzendorf, unweit von Gransee!... Ob wir gesiegt? Schwer war der Anprall unsers Heeres gegen den fast doppelt überlegenen Feind; mancherlei Wechselfälle bedenklicher Art auch brachte das Ringen der Kämpfer gegen einander, dem erst die Dunkelheit des gestrigen Tages ein Ende machte, doch wir hielten uns gut, und als wir im Schatten der Nacht uns vom Schlachtfelde eine kleine Strecke zurückzogen, waren wir ungebrochen! Da rief mich der Fürst zu sich und sprach: Bist du wohlauf und kräftig genug, es wagen zu können, so mach eilend zum Schlosse Werbellin am Ufer des gleichnamigen Sees dich auf, wo Agnes, meine Gattin, sorgend weilt, ihr zu verkünden, daß ich gesund und der Hoffnung sei, alles werde noch gut gehen... Herr, erwiderte ich, euer Befehl soll pünktlich vollführt werden! Als ich mich schnell zum Weggange wende, um mein Pferd zu satteln, ruft er mir nach: Wenn du Werbellin glücklich erreicht hast, kannst du auch deiner Vaterstadt Nachricht bringen, damit meine Berliner nicht unnötig besorgt sind; doch laß auf dem Jagdschlosse dein Roß sich erst ein wenig verschnaufen und raste du selbst; ihr möchtet sonst die Strapazen nicht überdauern!... Also hab' ich gethan — und bin nun hier an den Ufern der Spree!

Beifallsrufe tönten von allen Seiten dem Knochenhauer zu, Hans Sone aber sagte:

Hier in der Nähe steht, wie du weißt, mein Hof; komm einen Augenblick mit mir hinein, einen Becher welschen Gewürzweins zur Stärkung zu leeren. Dein Roß hält indessen mein Knecht vor der Thür und reicht ihm zugleich eine Hand voll Futter.

Also kehrten die Gäste Sones mit diesem und dem Knochenhauer in das trauliche Zimmer des Patrizierhofes zurück. Sones Gattin Katharina füllte schnell den großen Krug aufs neue, und als ein jeder mit dem Würztrank versehen war, wurden auf Kopkins Wohl die Becher geleert. Schon aber hatte Krähenfuß diesen mit neuen Fragen bestürmt, daß er genauer den Verlauf der gestrigen Schlacht erführe.

Da begann der Knochenhauer also:

Warnend hatten Graf Günther von Kevernberg und Graf Heinrich von Lüchow, wie wir vernahmen, ihre Stimme erhoben und den Fürsten ermahnt, daß er noch warten und erst Verstärkungen heranziehen möge. Doch Herr Waldemar entschied sich trotz der feindlichen Übermacht zum sofortigen Angriffe — und wir Krieger freuten uns dessen. Vorwärts! hatte der Markgraf gerufen; vorwärts! tönte es in unserm Heere wieder. Bald waren wir mit den Feinden aneinandergeraten; Führer stritt gegen Führer, Mann gegen Mann. In die

dichtesten Haufen der Feinde stürmen unsre Führer und Hauptleute hinein und rufen mit donnernder Stimme die Ihrigen zum mutigen Vorgehen auf. Laut schmettern die Fanfaren, noch lauter klirren die Waffen gegen einander. In der heißen Glut des gestrigen Tages wallt unter dem dröhnenden Hufschlage der Rosse der märkische Sand zu dichten Wolken empor, vorübergehend Freund und Feind völlig verhüllend; nur tiefes Angstgestöhn und laute Klage von Sterbenden und Verwundeten bekunden, daß dort die Schlacht ungeschwächt fortwütet. Dem Markgrafen wird unterm Leibe sein Schlachtroß erstochen; im Zusammenbrechen begräbt es ihn unter der wuchtigen Masse des Körpers. Schon haben ihn die Mecklenburger erkannt und beeilen sich, diesen Unfall auszubeuten. Zwei riesenhafte Krieger springen heran, reißen ihm seinen Helm mit den schwarzen Adlerflügeln vom Haupte, entwinden ihm das Schwert, zerren ihn unter dem Rosse hervor und suchen ihn als Gefangenen zu entführen. Aber noch zur rechten Zeit wird ihm Hülfe. Die Grafen von Regenstein, Wernigerode und Mansfeld brechen sich mit den Schwertern zu dem Markgrafen Bahn, schlagen jene beiden Mecklenburger nieder und befreien unsern Herrn. Der Mansfelder springt von seinem Pferde, hilft dem Fürsten hinauf, und während dieser sich eilend rückwärts wendet, halten die Grafen von ihm die Feinde zurück. Es waren nur Augenblicke, aber sie brachten eine gewaltige Wendung. Leider gerieten an des Markgrafen Stelle und um dessen Rettung die Grafen von Mansfeld und Regenstein in Gefangenschaft ...

Einen Augenblick hielt Kopkin inne.

Frohlocken dürfen wir also nicht! — sagte Albrecht Krähenfuß.

Noch verhältnismäßig glücklich hat sich's gestaltet! — wendete Konrad von Köthen ein.

Auch Heinrich der Löwe von Mecklenburg, der Führer der Feinde, — fuhr der Knochenhauer fort — ist in harte Bedrängnis geraten. Während die Mecklenburger, heftig erbittert, weil der Fang unsers Markgrafen ihnen mißglückt war, mit verdoppelter Wut gegen uns vordringen, gelingt es mir ganz wider Erwarten, bis zu dem Herzoge heranzustürmen. Mit der Streitaxt streck' ich ihn vom Pferde nieder. Schon hoff' ich, von den Unsrigen unterstützt, seiner mächtig zu werden. Leider kommt man mir nicht schnell genug zur Hülfe. Unterdessen hat sich Graf Johann von Holstein zu dem „Löwen" hindurch gearbeitet. Während ich mich gegen zahlreiche Gegner verteidigen muß, hebt er diesen empor und entreißt ihn dem Getümmel. Als die Unsrigen endlich in meiner Nähe sind, ist der Herzog entronnen, und wir können nur noch den Grafen von Holstein gefangen nehmen ...

Und ihr habt noch *gesiegt*? — forschte Hans Sone.

Das *Schlachtfeld* mußten wir den Gegnern überlassen, doch unverfolgt zogen wir uns zurück, und heute Morgen meldete mir ein Reiter unsers Heeres, der, ehe ich weiterritt, in Werbellin ankam, daß die Mecklenburger, offenbar im Gefühl ihrer Schwäche, bereits gegen Norden hin abgerückt sind!

Gott sei Dank! — sprach der Propst.

Kopkin aber leerte noch einmal seinen Becher, dann brach er auf.

Entschuldigt, ihr Herren; — sprach er — es drängt mich, mein Weib und meine Kinder zu umarmen, die wohl noch in banger Sorge um mich beben mögen!

Grade 3 Jahre waren vergangen; man schrieb den 16. August 1319. Draußen auf den Fluren der Mark war die Roggen- und Gerstenernte vorüber; schon erschienen Bauern aus den umliegenden Dörfern, um frisches Korn in die Berliner Mühlen zu bringen. Die Ernte war einigermaßen befriedigend ausgefallen, zahlreicher als sonst hatte daher die ländliche Bevölkerung den Köllner Laurentius-Markt, der gestern ein Ende genommen, besucht, und alle Bürger hofften auf billigere Brotpreise als bisher. Der Tag war heiß; kaum ein kühlendes Lüftchen nahm von den Spreearmen her durch die Straßen und Gassen der Schwesterstädte hindurch seinen Weg zu den Höfen und Häusern der Bevölkerung. Doch in diesen herrschte emsige Thätigkeit. Die Handwerker förderten fleißig ihre Arbeit; hier und da tönte Pochen und Hämmern nach außen, ja, hin und wieder, wo ein schattiger Baum vor der Thür stand, bemerkte man wohl auch im Freien einen Meister mit Gesellen und Lehrlingen am Werke. Die wenigen Männer und Frauen, welche über die Plätze und durch die Gassen dahinschritten, gingen Geschäften nach, und außer den Kindern, welche auf den Kirchhöfen unter Lindenbäumen spielten, wurde lange Zeit hindurch kein müßiger Mensch sichtbar.

Erst gegen Abend veränderte sich das Bild in den Spreestädten. An vielen Häusern wurden die sorglich geschlossenen Läden und Fenster geöffnet, Mädchen- und Frauengesichter schauten forschend hindurch; dann erschienen auch ältere Männer der Patrizierfamilien auf den Gassen und wanderten würdevoll den Marktplätzen oder der Langen Brücke zu, wobei sie die Blicke umherschweifen ließen, als suchten sie Gevattern und Freunde zum Plaudern. Allmählich bildeten sich in der That einzelne Gruppen von Bekannten.

Auf dem alten Berliner Marktplatze, nahe dem Roland, sah man jetzt Hans Rode und Konrad von Borch beisammen.

Du ängstigst mich — sprach ersterer — wahrscheinlich ohne Grund! Wär' es doch auch schrecklich, wenn wieder ein Unheil übers Land kommen sollte! Ist's nicht genug, daß vor etwas über 2 Jahren der Markgraf Johannes, den wir alle so herzlich liebten und der seines gutherzigen Vaters würdiger Nachfolger zu werden versprach, zu Spandow plötzlich starb? Damals gedieh es uns wahrlich zum Troste, daß sein Ohm und Schwager Waldemar, den mancher hier in Berlin anfangs nicht gern hatte, noch in rüstigster Manneskraft stand, obenein als ein Held geachtet im ganzen römischen Reiche und drüber hinaus in allen nordischen Ländern!

Wir hatten alle Ursache dazu, — nahm von Borch das Wort — uns Waldemars herzlich zu freuen, denn nachdem er die Freiheit Stralsunds durch seinen Heldenmut gesichert und einen ehrenvollen Frieden mit seinen zahlreichen Feinden errungen hatte,[1]) nahm er sich des brandenburgischen Landes mit väterlicher Fürsorge an und bemühte sich, die Schäden des Krieges zu heilen. Namentlich die Städte hat er sorglich gefördert, und unter ihnen standen unsre Gemeinwesen seinem Herzen ganz besonders nahe . . .

Hans Rode nickte zustimmend:

Habe erst gestern mit meinem Freunde Hans Wiprecht drüber gesprochen. Andere Fürsten haben uns zwar auch unsere alten Privilegien bestätigt, aber vieles hat Herr Waldemar hinzugefügt, wovon wir vordem nichts wußten. Unserm

1) Zu Wordnigborg am 13. Dezember 1317.

Stadtschulzen gab er das Recht, auch über Juden und Edelleute zu richten, die doch vordem vor des Fürsten eigenes Gericht gehörten, befreite unsere ganze Bürgerschaft ausdrücklich von allen fremden Rechtssprüchen, hob den Niederlagsanspruch auf, den Oderberg an unsre Waren gehabt hatte, und verlieh unsern Bürgern die Vergünstigung, in guten Jahren, wie das heurige ist, Korn überall hin ausführen zu dürfen.[1])

Solche Freiheiten — bestätigte Konrad von Borch — besitzt selbst das reiche Stendal, welches schon lange vor Berlin, man sagt durch Albrecht den Bären, Stadtrecht empfangen hat, bis zum heutigen Tage noch nicht . . . Rühmen müssen wir es auch, daß er unsern Städten das Dorf Rosenfelde[2]) verkauft und bei seinem letzten Hiersein[3]) dem heiligen Geist-Spital das Dorf Heinersdorf überlassen hat.

Und wie die ganze Gemeinde haben ihm auch einzelne Bürger viel zu verdanken! — fügte der andere hinzu — Wenn Thilo von Hameln, unser Nachbar, nicht genug des Markgrafen Leutseligkeit preisen kann, so weiß er, warum. Auf des Fürsten Jagdschlosse Breden im wildreichen Walde am Werbellin ist er freundlich von diesem empfangen worden, und seine Schenkung an das Jungfrauenkloster zu Spandow ward ihm alsogleich vom Fürsten bestätigt . . . Als ich Herrn Eberhard, unsern Propst, letzthin traf, erzählte derselbe mit lebhaften Worten, daß der Markgraf die Köllner Propstei ganz aufgelöst und die Kirche St. Peters in Kölln für immer unter den Berliner Propst gestellt habe. Die ganze Bürgerschaft kann dies nur freudig begrüßen!

Sicherlich! — sagte Konrad von Borch — Hätte nur dem edlen Fürsten und uns selber gewünscht, daß seine Ehe mit unsers alten Markgrafen Hermann holdseliger Tochter nicht ohne blühende Nachkommenschaft geblieben wäre! Das suchte er durch viele milde Stiftungen zu fördern — aber es hat nicht eintreten wollen!

Könnte noch immer geschehen! — setzte trüben Blickes Hans Rode hinzu — Ein Mann von 28 Jahren und so kräftig, wie er bislang gewesen, sollte solchen Wunsch wohl noch erfüllt erhalten dürfen; aber wenn es sich so verhält, wie du gesagt hast, — dann freilich hat die Hoffnung ein Ende!

Von der Stralower Straße her kam Kopkin, der Knochenhauer, eilig heran; er wollte mit einem flüchtigen Gruße vorüber.

Wohin so schnell? — rief ihm Konrad von Borch zu.

Zu Herrn Hans Wiprecht . . . Heinrich Uden . . . oder aufs gemeinsame Rathaus an der Langen Brücke! — erwiderte, den Kopf nur halb umwendend, der Riese. Hat mir da Thilo von Hameln vorhin eine Mär zugeraunt, die ich nicht glauben kann, weil sie zu fürchterlich ist . . .

Von Waldemar, unserm Markgrafen? — forschte Hans Rode.

Kopkin war stehen geblieben:

Daß unser großer, heldenmütiger Fürst, mit dem ich so manchmal im Felde gestanden . . . nein, ich kann es nicht glauben . . . todkrank in Bärwalde darniederläge . . .

---

1) Diese Rechte erhielten die Spreestädte am 5. April 1307.
2) Jetzt Friedrichsfelde; Urkunde vom 12. Januar 1319.
3) den 13. April 1319.

Priester Berthold — gab Konrad von Borch düster zurück — brachte heute Mittag diese Kunde in die Stadt, und er hatte sie vom Propst Eberhard, der bei dem Fürsten verweilt!

Ich muß ihn selber sprechen, den Priester — rief Kopkin — O es wäre schrecklich; — er darf uns nicht sterben!

Kopkin eilte dem Mühlendamm zu, der Kirche St. Peters entgegen.

Wohl hat er recht! — Es wäre schrecklich! — sprach Hans Rode und schlug den nämlichen Weg ein; Konrad von Borch folgte ihm langsam.

Allmählich hatten sich in den Straßen und auf den Plätzen immer größere Gruppen gebildet. Mit vornehmen Patriziern standen Handwerksmeister und einfache Leute aus dem Volke zusammen. Auch Frauen traten aus den Häusern heraus und umringten die Gruppen. Alle redeten eifrig und unterstützten ihre Worte durch lebhafte Geberden. Unaufhörlich ward der Name des Fürsten vernommen; man bemerkte, wie sehr aller Herzen ihm anhingen.

In einem größeren Kreise befand sich Dietrich Mann.

Wir müssen uns — sprach er gesenkten Hauptes — in das Entsetzliche finden: Vor wenigen Augenblicken sind Propst Eberhard und Ritter Burchard von Grevelhut durchs Georgenthor eingeritten, und als ich ihn mit Fragen nach dem Markgrafen bestürmte, neigte der Propst schmerzlich den Kopf und sagte: Unerforschlich sind die Wege des Herrn! .... Was soll das heißen? — rief ich bestürzt — Der Markgraf sollte? ... nein, er wird nur krank, vielleicht schwer krank sein! ... Ehegestern, — versetzte Herr Eberhard — in später Stunde der Nacht, ward er seinem Volke entrissen! ...

Uns entrissen! Unser Markgraf Waldemar tot! — tönte es im weiten Kreise wieder. Über den Marktplatz pflanzte die traurige Kunde sich fort — fort durch die Straßen und Häuser. Allenthalben erhob sich jetzt lautes Wehklagen, und in dieses mischte sich das laute Lob des heimgegangenen Fürsten, der des Landes Feinde mannhaft besiegt, ein Herz für die Unterthanen besessen und weit und breit Gutes gewirkt habe.

Da begannen plötzlich auf dem Turme von St. Nicolaus die Glocken zu läuten. Sie tönten nicht feierlich hell, wie zu den drei großen Festen der Christenheit, sondern dumpf und traurig — eine Totenklage.

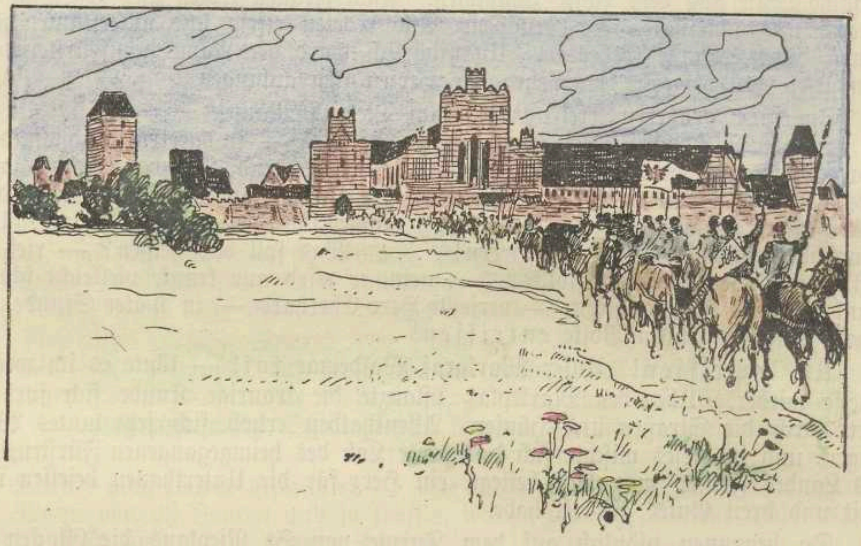
An dem Kirchhof der Hauptkirche Berlins drängte sich die Volksmenge zusammen; Kopf an Kopf stand sie im Umkreise der Propstei. Da erschien Herr Eberhard oben an dem geöffneten Fenster.

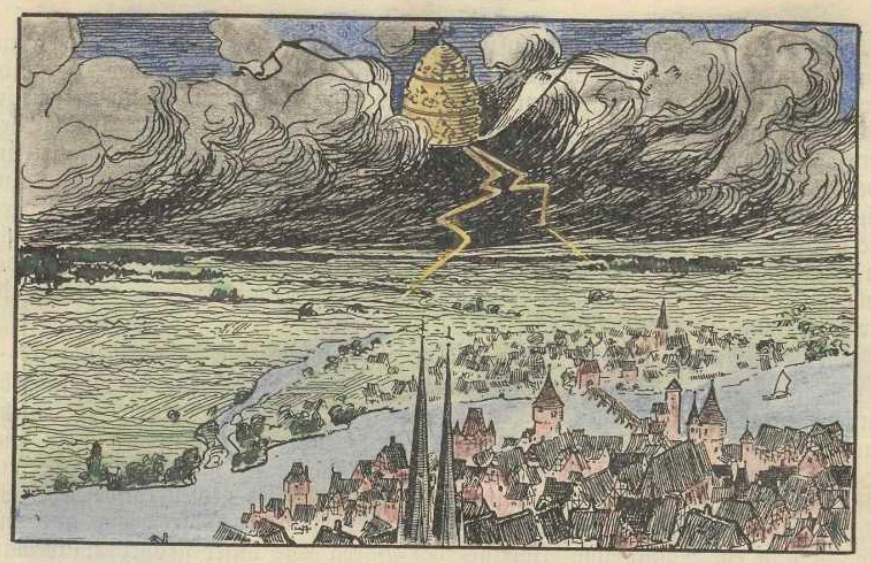
Wie steht es um unsern Markgrafen? ... Ist es wahr, was erzählt wird? — tönten viele Stimmen hinauf.

Fasset euch, — sagte der Propst — und betet für die Seele eures Fürsten, denn er verdient es um euch!

Nun erhob sich aufs neue unermeßliches Wehklagen, nicht bloß unter den Frauen und Kindern, — auch ernste, durch des Lebens Schicksale gereifte Männer schämten sich der Thränen nicht, die sie dem Heimgegangenen weihten. Und die Glocken der St. Nicolauskirche tönten fort, bald auch stimmten die Glocken von St. Marien am Neumarkt in den Klagegesang ein, dazu die von St. Peter drüben in Kölln, und selbst die helleren Glöcklein der grauen und schwarzen Mönche sowie des St. Georgen- und des Heiligen-Geist-Spitals.

Unterdessen bewegte sich von Bärwalde im Lande jenseits der Oder der stille Trauerzug, welcher die irdische Hülle des letzten großen Ballenstädters mit sich führte, durch Wald und Flur dem einsamen Kloster Chorin entgegen, wo sie neben den Gebeinen der Vorfahren gebettet werden sollte.





6.

Propst Nikolaus von Bernau.

Wieder war der Augustmonat zur Hälfte verflossen; man stand im Jahre 1325. Die Regenschauer, welche am Ende des Julimonats niedergegangen und von denen Spree und Havel mächtig angeschwollen waren, hatten veränderliches, unfreundliches Wetter im Gefolge gehabt. Damals war der Hof des jungen Markgrafen Ludwig von Wittelsbach von den kühlen Jagdhäusern bei Eberswalde wieder nach den Stadtschlössern zurückgekehrt; er hatte sich einige Zeit in Spandow aufgehalten und war dann nach dem Hohen Hause zu Berlin gekommen, woselbst er auch schon in der ersten Hälfte des Juli verweilte. — Nun war heißes Wetter zurückgekehrt, welches erneute Sehnsucht nach kühlen Wäldern und Seeen erweckte; da rüstete sich der Fürst, den Spreestädten aufs neue den Rücken zu kehren.

Der Laurentiusmarkt drüben in Kölln ging seinem Ende entgegen; die Händler begannen ihre Waren einzupacken; nur verspätete Käufer feilschten hier und da noch um den Preis eines Gegenstandes, den sie vor Thoresschluß billiger als vordem zu erstehen hofften. Die Straßen und Gassen waren etwas belebter als an gewöhnlichen Wochentagen, denn manche Handwerker, die sonst emsig an der Arbeit standen, rechneten den 15. August noch zu den halben Feiertagen und meinten, der Heilige, welcher ein so trauriges Ende auf dem Roste gefunden, habe am letzten Tage des ihm geweihten Jahrmarktes ein gewisses Anrecht darauf, in Kölln-Berlin fröhliche Gesichter und feiernde Hände zu finden.

So kam es denn, daß der Aufzug des jungen Markgrafen vom Hohen Hause zum Spandower Thore hin mehr Beachtung als sonst fand. Standen da an der Georgen- und Mittelstraße allenthalben Kinder und Frauen, Handwerksmeister und Knappen umher und schauten auf die Vorüberreitenden. Eine Anzahl Trabanten eröffnete den Zug, dann folgte Markgraf Ludwig, von seinen Räten umgeben, von denen Graf Berthold von Henneberg ihm zur Seite ritt; in einer Sänfte wurde die junge Fürstin Margarete, des Dänenkönigs Tochter, getragen; eine weitere Schar von Trabanten und markgräflichen Dienern mit Gepäck machte den Schluß. Einzelne der Berliner Bürger lüfteten grüßend die Kappen, andere standen unbeweglich, allenfalls den Ausdruck der Neugier, wohl gar den der Geringschätzung in ihren Blicken.

Als der Aufzug vorüber war, schienen sich plötzlich die Zungen zu lösen.

Solchen „Markgrafen" — begann ein Knappe der Schuster zu einem neben ihm stehenden Knochenhauer — hätten wir nicht erst von Bayern zu beziehen brauchen! Ein brauner Knabe von 13 Jahren, über dessen Lippen noch nicht der erste Bartflaum zu sprießen beginnt! Sein Vater — nun ja, der ist König, aber trotzdem wäre uns doch mit einem Manne besser gedient gewesen! War nicht Herzog Rudolf von Sachsen ein stattlicher Herr, dazu freigebig und leutselig — und ein Nachkomme Albrechts des Bären wie unser großer Waldemar?

Recht magst du ja haben; — erwiderte der Knochenhauer — gefallen hat's mir auch nicht, daß wir dieses königliche Kind herbekamen! Lobe mir die Jungherren mit schönen blonden Locken, deren wir genug im Lande haben; ihre blauen Augen schauen treuer und zuverlässiger drein, als die braunen dieses Bayern. Und dazu die Markgräfin! . . .

Kamerad, braucht so ein junger Bursch schon eine Frau? — hob wieder der Schuster an — Hätte wohl warten können, bis er ein Mann ward! Bis dahin wäre die flachshaarige Dänin auch wohl herangewachsen, die jetzt noch wie ein Püppchen ausschaut, und wie es heißt, auch noch mit Püppchen spielt!

Ein Knappe der Bäckerinnung war hinzugetreten und hatte die letzten Worte gehört.

Hans, das will ich dir zugeben, — sprach er — daß solch fürstlich „Ehepaar" zum Lachen ist! Doch daß ein Markgraf trotz junger Jahre schon tüchtig sein und viel Gutes schaffen kann, hat sich hier zu Lande mehrfach erwiesen. War da des alten Fürsten Hermann Sohn Johannes — hat es leider nur auf 14 Jahre gebracht und ist vor 8 Jahren plötzlich verschieden —; dem wohnte in früher Jugend schon Verstand und tapfrer Mut bei, wie man ihn selten findet. Und dann Markgraf Waldemar, um den wir allenthalben in Stadt und Land trauern, der es im Kriege mit allen nordischen Fürsten aufgenommen hat, — war er nicht fast noch ein Knabe, als man im ganzen Reiche von ihm rühmend sprach? Mit 28 Jahren ist er in Chorin bestattet worden — und hat bis dahin bewirkt, daß sein Andenken im brandenburgischen Lande nie aussterben wird!

Ja, das waren auch Nachkommen des alten „Bären" von Ballenstädt! — meinte der Schuster — Was hat man denn bisher von den Wittelsbachern gehört? . . . Man sagt, der Vater dieses Knaben sei ein tüchtiger Mann und habe dem Könige Friedrich von Österreich bei Mühldorf Krone und Freiheit

geraubt,[1]) — doch weiß ich zufällig, daß der Burggraf von Nürnberg und der Nürnberger Feldhauptmann Schweppermann dabei das Meiste gethan haben! Und wollte der König sich der Marken annehmen, warum kam er nicht selber, und sandte uns diesen unmündigen Sohn?

Der König wird wohl mehr zu thun haben; — warf der Knochenhauer ein — es stehn ihm noch genug Feinde gegenüber: der Herzog Leopold von Österreich — der heilige Vater in Rom . . . Nun, wenigstens hat er seinem jungen Sohne den alten Grafen von Henneberg als Vormund mitgegeben. Den kennt man von des großen Waldemar Zeiten als ausgezeichneten Herrn, klug im Rate, kühn und tapfer im Kampfe; — sein Sohn ist der Schwager des heimgegangenen Markgrafen . . .

Glaube nicht, daß er hier 'was ausrichten wird! — sagte geringschätzend der Schuster — Nun, vielleicht bekommen wir doch noch den Herzog Rudolf zum Fürsten; — das Beste wär' es schon! . . . Er wendete sich nach der Mittelstraße, dem alten Markte zu.

An demselben Tage hielt der Rat der Spreestädte auf dem gemeinsamen Rathause eine Nachmittagssitzung, welche sich sehr in die Länge zog.

Nikolaus von Asperstädt eröffnete die Verhandlungen mit einer ernsten Ansprache.

Seit 6 Jahren — sagte er — stehen wir in bangen Sorgen; wissen nicht recht, wie wir handeln sollen. Als unser Markgraf Waldemar das Zeitliche gesegnet hatte und seine Witwe, des teuern Fürsten Hermann erlauchte Tochter, den Herzog Rudolf von Sachsen ins Land brachte und als ihren Vormund zum Regenten empfahl, schien dies den meisten von uns gut, da der Herzog gleichfalls dem Geschlechte der edlen Ballenstädter angehörte, und wir huldigten ihm.[2]) Doch die Fürstin verließ uns, als sie des jungen Herzogs Otto von Braunschweig Ehegattin wurde,[3]) und wir gedachten uns deshalb dem edlen Sachsenfürsten ganz zuzuwenden, als des neuen Königs Entscheidung ihnen beiden das Erbrecht absprach. Grade damals war der junge Heinrich von Landsberg gestorben, welchem der König das Land zuwenden wollte, und wir entschieden uns daher im Einverständnisse mit den übrigen märkischen Städten,[4]) bei Herzog Rudolf in Treue zu verharren. Damals begannen im Lande bereits schreckliche Zustände einzureißen, während benachbarte Herren sich Grenzgebiete aneigneten. Deshalb ersehnten wir es heiß, daß der König nunmehr den erlauchten Sachsenfürsten als Herrscher der Marken anerkennen möge. Leider sollte dies nicht geschehen. Vielmehr ward uns hernach die überraschende Kunde, daß selbiger König, Ludwig vom Bayernlande, nachdem er seines Gegenkönigs mächtig geworden, dem eigenen minderjährigen Sohne unsre Marken bestimmt habe.[5]) Die Fürstin Agnes fügte sich dieser Entscheidung und nahm mit einer Geldzahlung sowie mit der

1) 1322.
2) Am 30. September 1319.
3) Im Laufe des Jahres 1320.
4) Auf dem Städtetage zu Berlin am 24. August 1321.
5) Im Frühjahre 1323.

Alten Mark vorlieb; Herzog Rudolf aber bestand auf seinem Anspruche. Was sollten wir thun? Mit den übrigen Städten beschlossen wir, unsre Thore zwar jeglichem Flüchtlinge, doch keinem der beiden streitenden „Machthaber" zu öffnen.[1]) Es wäre zu wünschen gewesen, daß wir in Verfolg dieses Schlusses bei dem Streite der beiden Herren hätten parteilos bleiben können. Aber war dies möglich, als der König seinen Sohn feierlich mit den Marken belehnte und dann mit einer stattlichen Begleitung von Fürsten und edlen Herren hierher sandte?[2]) Durften wir dem Oberhaupte des heiligen römischen Reiches Trotz bieten? Nein, wir mußten uns fügen, und huldigten daher dem 12jährigen Fürsten, nachdem er uns alle Privilegien bestätigt hatte . . . Fast schien nun alles besser zu werden, zumal einer der weisesten Fürsten dem jungen Markgrafen als Vormund zur Seite stand. Haben wir nicht mancherlei Beweise wohlwollender Gesinnung der neuen Herrschaft für unser Gemeinwesen erfahren? . . . Sprecht, ob ich nicht recht habe? . . .

Zustimmende Worte ertönten aus dem Kreise der Ratsherren; nur vereinzelter Widerspruch wurde vernommen.

Alle Wünsche — fuhr der Altermann fort — können natürlich nicht erfüllt werden, doch im allgemeinen war man zufrieden. Schade nur, daß Herzog Rudolf nicht Verzicht leisten wollte und daß dem neuen Herrn unerwartete Feindschaften von außen her erwuchsen. Der heilige Vater Johann XXII., welcher König Ludwigs Wahl von Anfang an mißbilligt und, weil dieser ihn nicht um deren Bestätigung gebeten, hernach für ungültig erklärt hatte, belegte den Herrscher mit dem Bannfluche, forderte die Könige von Frankreich, Böhmen und Polen sowie die Fürsten von Pommern, Schlesien, Mecklenburg und Littauen zu Einfällen in unsre Marken auf und gebot allen Unterthanen, dem jungen Markgrafen gleichfalls Anerkennung und Gehorsam zu versagen.[3]) Da mußten ängstliche Gemüter zweifelhaft werden, und allsogleich begann der Krieg mit den Pommerherzögen im Uckerlande. Dort ward schon zu Anfang mit anderen trefflichen Männern Graf Heinrich von Schwarzburg eine Beute des Todes, der bei den grauen Brüdern zur ewigen Ruhe gebettet worden ist.[4]) . . . Inzwischen haben wir auch eine Markgräfin erhalten, und beide junge Herrschaften mit ihrem Hofe mehrfach, noch in den letzten Tagen, in unsrer Mitte gesehen . . . Verordnete und berufene Vertreter der Schwesterstädte Berlin-Kölln, sprecht, haben wir ernstlichen Anlaß mit der neuen Regierung unzufrieden zu sein?

Nein, nein! — tönte es kräftig durch die Versammlung; eine entgegengesetzte Meinung konnte nicht zur Geltung gelangen.

Nun gut! — begann nochmals der Bürgermeister — So will ich euch jetzt eine Bulle mitteilen, welche der Papst am 1. Tage dieses Augustmonats von Avignon aus gesandt hat; heute ist mir dieselbe vom Magdeburger Erzbischof übermittelt worden, und alle Priester haben Weisung, sie in ihren Kirchen zu verkündigen . . .

Der Altermann verlas jene Bulle, durch welche „alle Edelherren, Vasallen,

1) Städtetag zu Berlin am 21. Dezember 1323.

2) Die Belehnung geschah zu Nürnberg am 24. Juni 1324; zum ersten Male zu Berlin war der junge Ludwig am 8. September 1324.

3) Der Bannfluch gegen König Ludwig erging von Avignon am 23. März 1324; die Absetzung des Königs sprach der Papst unterm 11. Juli 1324 aus.

4) Der Graf fiel im Herbste 1324 und ruht in der Kirche der Franziskaner (Klosterstraße).

Bürger und Bauern der Marken" unter Androhung der schwersten Kirchenstrafen nochmals aufgefordert wurden, den jungen Ludwig von Wittelsbach weder als ihren Markgrafen anzuerkennen noch ihm irgendwie zu gehorchen.

Zahlreiche Worte des Unwillens begleiteten diese Mitteilung, am Schlusse aber sprach Nikolaus von Asperstädt:

Zwar scheint mir schon jetzt die allgemeine Meinung der päpstlichen Bulle entgegen zu sein, doch müssen wir einen förmlichen Beschluß fassen. Deshalb möget ihr euch des Näheren aussprechen!

Da nahm Johann von Heckelwerk das Wort:

Was hat den König geleitet, als er den verwaisten Thron unsers Landes besetzte? Etwa getreue Fürsorge für das Wohl der Unterthanen? Ich sage: nein! Vielmehr gedachte er nur daran, sich selbst und sein Haus zu bereichern! Deswegen hat er auch Herzog Rudolfs Rechte mißachtet und nicht nach des Papstes Meinung gefragt! . . . Nun weiß ich zwar, daß manch einer damals geurteilt hat: was gehet das uns an; wir kommen zum königlichen Hause, und der Herrscher des römischen Reiches wird für unsre Sicherheit sorgen! Doch seit das Königskind bei uns weilt, ist's immer schlimmer im Lande geworden. Handel und Wandel liegen darnieder; kaum noch zu den Thoren wagt man sich hinaus, um nicht in die Hände von Strauchräubern zu fallen, — und nun sollen wir um dieses gottvergessenen Königs willen sogar noch den Kirchenbann auf uns nehmen? . . .

Er hatte so heftig gesprochen, daß er inne hielt, um Atem zu schöpfen.

Was willst du uns also raten? — fragte Asperstädt ernst.

Besser, wir erklären uns aufs neue für den Sachsenherzog, rufen diesen herbei und gehorchen dem Papste! — rief Heckelwerk — Der Knabe Ludwig ist heute abgezogen, wenn er zurückkommen sollte, müssen wir ihm die Thore verschließen!

Das wäre Empörung gegen des römischen Reiches Majestät, nicht minder gegen den neuen Landesfürsten, dem wir gehuldigt haben! — schrie Peter von Moskau.

Immer noch besser, als wenn wir unser eignes Seelenheil und das unsrer Mitbürger aufs Spiel setzen! — entgegnete Willekin Krähenfuß — Den Kirchenbann von uns abzuwenden, muß unsre vornehmste Aufgabe sein!

So werden wir die Reichsacht über uns heraufbeschwören! — gab Jakob von Rathenow zurück.

Und der König hat befohlen, daß jeder, der des Papstes Weisungen gehorcht, des Todes sterben soll! — fügte Arnold von Schönhausen hinzu.

Immer stürmischer ward die Verhandlung; immer heftiger gerieten die beiden Parteien aneinander. Zwar waren die Anhänger des jungen Markgrafen in der Mehrheit, aber dessen Gegner lärmten am meisten.

Da erhob sich Hermann von Wildenbruch. Einen Augenblick kämpfte er vergeblich gegen die brandende Flut der feindseligen Reden, doch seine kräftige Stimme fand dann Gehör.

Laßt uns — sprach er — das Für und Wider verständig prüfen: Es ist gesagt worden, daß wir am besten daran gewesen wären, wenn wir den Herzog Rudolf zum Landesherrn bekommen hätten. Ich glaube es auch, denn ich habe zu dessen Anhängern gehört. Daß es anders geworden ist, können wir bedauern,

aber nicht ändern. Was sollten wir denn machen, als der junge Herr mit großem Gefolge, von den Magdeburger Bürgern ehrenvoll geleitet, ins Land kam? Ihm die Thore sperren oder gar mit Bewaffneten entgegentreten? . . . Auch Johann Heckelwerk und Willekin Krähenfuß haben das der Zeit nicht geraten — und es wäre mindestens Thorheit gewesen! . . . Nachdem der junge Herr nun einmal von uns aufgenommen und anerkannt worden ist, kommt der Papst und fordert, daß wir von ihm wieder abfallen sollen, widrigenfalls er uns in den Bann thun will. Ich kann wohl sagen: gebannt möcht' ich nicht werden. Aber aus Furcht vor dieser Kirchenstrafe den Markgrafen zu verlassen, behagt mir ebenfalls nicht, — und dann würd' mich der König für „vogelfrei" erklären, mich greifen und richten lassen. Das ist auch um keinen Deut besser! — Deshalb wollen wir die Angelegenheit von einer andern Seite betrachten und zusehen, was uns die Klugheit rät. Der junge Bayer, oder vielmehr dessen Vormünder und Räte, haben nun einmal das Heft in den Händen; können wir sie vertreiben? Nein, denn wir würden viel zu schwach dazu sein! Willekin Krähenfuß meint vielleicht, daß es mit der Unterstützung andrer möglich wäre; — von wem hätten wir dieselbe aber zu erwarten? Etwa von den übrigen märkischen Städten, die vordem mit uns zusammengestanden haben? — Frankfurt und Brandenburg halten jetzt treu zu der neuen Herrschaft, die altmärkischen Städte gehorchen der Witwe Waldemars und ihrem neuen Gemahle; — die kleineren Städte denken gar nicht daran, sich wider des Königs Willen aufzulehnen. Wir würden also auf uns allein angewiesen sein und der markgräflichen Macht sofort unterliegen! . . . Vielleicht würde der Papst uns helfen können. Doch Avignon ist sehr weit von hier, und seine Bischöfe und Priester kämpfen mit Schwert und Speer für uns nicht. Der Herzog Rudolf — nun ja, ist ein ritterlicher Herr, doch seine Macht ist nur schwach. Auch auf die auswärtigen Fürsten, welche der Papst gegen den jungen Markgrafen und seinen Vater aufbieten will, mag ich mich als auf gute Bundesgenossen nicht verlassen, denn wenn die Franzosen, Böhmen, Polen und Littauer hierher kämen, was Gott verhüten wolle, so würden sie um des Markgrafen willen das ganze Land übel zurichten und uns, obgleich wir dessen Feinde wären, gleichfalls als Feinde behandeln . . . So finde ich denn, daß es Gründe genug giebt, in dem jetzigen Zustande auszuhalten, und wenn jemand fürchtet, daß ihm der Zorn des Papstes den Trost der Kirche ganz rauben werde, so mag er sich dessen getrösten, daß die grauen Brüder in der Klosterstraße zu den Bayern halten und die Befehle des heiligen Vaters nicht ausrichten werden!

Wildenbruchs Rede war fortwährend von Beifall begleitet worden, und als er schloß, schien kein Widerspruch mehr vorhanden zu sein. Schon wollte Nikolaus von Asperstädt die Verhandlungen schließen, als Heckelwerk nochmals Einwendungen machte. Aber wiewohl auch Krähenfuß wiederholt das Wort nahm, standen doch alle übrigen so vollkommen unter dem Eindrucke der Ausführungen Wildenbruchs, daß sie nur noch mißfällige Bemerkungen machten und in heftiger Weise auf Abstimmung drangen. Als der Altermann also die Frage stellte: Was soll mit der Bulle des Papstes geschehen? riefen fast alle Stimmen: Wir folgen ihr nicht! Nur Peter von Lietzen, Heckelwerk und Krähenfuß protestierten dagegen.

Als die Ratsherren den Sitzungssaal auf der Langen Brücke verließen, traten die meisten noch in den Ratskeller des Berliner Rathauses ein; nur die drei Gegner des jungen Landesherrn lenkten ihre Schritte seitwärts, der Berliner Propstei zu. Herr Eberhard kam ihnen auf dem Hausflur entgegen.

Bringt ihr günstige Kunde? — fragte er schnell.

Wir blieben mit unsrer Meinung allein! — entgegnete Lietzen.

Ich hätte es anders gewünscht! — sprach der Propst — Noch mehr hatte mein Gast Verlangen darnach.

Wer ist es? — forschte Krähenfuß.

Dort kommt er schon! — gab der Hausherr zurück.

Propst Nikolaus von Bernau war in der Öffnung des Wohnzimmers erschienen. Er hatte eine schlanke Gestalt, sein Gang war elastisch, seine Bewegung lebhaft; sein scharf geschnittenes, bleiches Antlitz mit großen, hellblickenden Augen und einer hochgewölbten Stirn deutete auf kühle Überlegung und eiserne Willenskraft. Wie er so dastand, stolz aufgerichtet, die prüfenden Blicke den Ankömmlingen zugewendet, bot er das Bild eines Priesters im Sinne Gregors VII., fest entschlossen, den Ansprüchen der Kirche zum Siege zu verhelfen, und nur deshalb den weltlichen Dingen aufmerksam zugewandt, um dieselben dem Willen der römischen Kurie zu beugen.

Der Rat von Berlin-Kölln will die Bannbulle zurückweisen und im Gehorsam gegen die gottvergessenen Fürsten verharren? — fragte er erregt.

Laß uns, lieber Bruder, erst in das Innere des Gemaches zurückkehren, — drängte Propst Eberhard — und den genauen Bericht unsrer Freunde vernehmen!

Alle folgten der Aufforderung, dann teilte Lietzen den Verlauf der Ratssitzung mit.

Unterdessen wuchs die Erregung des Bernauers zusehends, und als der Ratsherr geendet hatte, rief er:

Man sieht: irdische, vergängliche Vorteile sind bei der Mehrheit der Stadtleitung maßgebend; Heil und Seligkeit der Bürgerschaft sind ihr gleichgültig!

Wir müssen auf einen Umschwung der Gesinnung hoffen und denselben durch stille Thätigkeit in unserm Amte vorzubereiten suchen! — urteilte der Berliner Propst — Sobald die schreckhaften Folgen des Bannes hervortreten, wird mancher zur Erkenntnis kommen!

Auch Krähenfuß meinte:

Ja, abwarten müssen wir; es ist nicht zu ändern!

Da richtete sich Propst Nikolaus hoch empor; aus seinen Augen zuckten Blitze und mit raschem Tonfall stieß er die Worte hervor:

Nicht jeder mag die Kraft haben, den Ernst der Lage zu erfassen und ohne Rücksicht auf sich selbst seine Pflicht zu erfüllen! Ich will euch drum nicht schelten, — doch für mich ist die Bahn vorgezeichnet, die ich einschlagen muß: Unser Amt hat aufgehört, die Losung des Friedens zu verbreiten; Verkündiger des göttlichen Fluches sind wir fortan! Darum will ich nicht zögern, mit flammenden Worten die schlummernden Gewissen zu wecken; will den Drachen des Unglaubens zertreten!

Mit bewundernden, doch auch erschrockenen Blicken schauten die anderen auf den kühnen Mann, und Propst Eberhard sagte:

Möge meinem streitbaren Bruder bei seinem Entschlusse die höhere Erleuchtung nicht fehlen, die zum Glaubensmute gehört, wenn die Kirche über die Welt siegen soll!

Wir werden unsrer Überzeugung treu bleiben, — gelobte Peter von Lietzen — aber für den Augenblick sind wir gebunden!

Nun, so haltet euch wenigstens bereit, — mahnte der Bernauer — mir zur

Hülfe zu kommen, so bald ich meinen Schlag gegen das gottlose Fürstengeschlecht geführt habe!

Wir werden erwartend nach der Stunde ausschauen, — versicherte Heckelwerk — die uns zum thatkräftigen Handeln aufruft!

So schieden die Verbündeten von einander.

Der Vormittag des 16. August war ohne besondere Ereignisse vergangen. Wohl war in den Kreisen der Bürgerschaft der gestrige Ratsbeschluß vielfach besprochen worden, aber da die meisten Männer, mochten sie patrizischen Familien angehören oder zu den Gewerken zählen, denselben billigten, so hatte man an öffentlichen Orten darüber kaum Worte des Tadels vernommen. Und doch schien eine dumpfe Schwüle über den Spreestädten zu lagern. Unter der Hand erfuhr man, daß von den schwarzen Brüdern zu Kölln die päpstliche Bulle verlesen worden war, und die zahlreichen älteren Frauen, welche den regelmäßigen Besuch jener Klosterkirche ausmachten, hatten von der Gottlosigkeit zu erzählen begonnen, durch welche König Ludwig und sein ganzes Geschlecht, insonderheit auch der junge Markgraf, den Zorn des heiligen Vaters und das Strafgericht Gottes erregt hätten. Aber darüber wurde von den Anhängern der Wittelsbacher gelacht. Wenn der Papst — sagten sie — keine anderen Schildknappen findet, als Weiber und Mönche, so wird er nicht weit kommen, denn gegen Speere und Schwerter können die nichts ausrichten. Bedenklichere Gemüter freilich wendeten ein: Wenn die Priester mit dem Banne Ernst machen, ist's schlimm genug, denn nur wenige von uns sind's zufrieden, daß die Glocken schweigen, die Kirchenthüren versperrt bleiben und ehrsame Leute sang- und klanglos bestattet werden, als wären sie Räuber und Mörder!

Gegen Mittag verbreitete sich das Gerücht, daß der Bernauer Propst, den man als Herzog Rudolfs Kapellan und Vertrauten sehr wohl kannte, nicht ohne Grund anwesend sei; er führe etwas gegen den jungen Markgrafen im Schilde. Und als nun gar verlautete, daß dieser Priester in der Marienkirche den Vespergottesdienst abhalten werde, drängte sich am neuen Markte eine erwartungsvolle Menge zusammen. Wiederum waren es vorzugsweise Frauen, aber auch viele Männer hatten sich eingefunden, und zwar keineswegs nur Guelfen![1])

Nach einer kurzen Messe bestieg Propst Nikolaus die Kanzel, um eine markerschütternde Ansprache zu halten. Zunächst verlas er die päpstliche Bannbulle, dann fuhr er also fort:

Da König Ludwig und sein Sohn, der Markgraf, göttliches und menschliches Recht verletzt und sich gegen den heiligen Vater, das gottverordnete Oberhaupt der Kirche, in teuflischer Verblendung aufgelehnt haben, so sind sie Erzketzer, welche keine Gemeinschaft mehr mit den Kindern Gottes besitzen. Hinter ihnen her geht der Fluch, vor ihnen gähnt der Abgrund ewiger Verdammnis! Aber nicht sie selber bloß sind Söhne des Verderbens, sondern auch alle diejenigen, welche ihnen huldigen und Gehorsam erweisen!... Eure Ratsherren, Bewohner

---

1) Seit der Hohenstaufenzeit nannte man damals noch immer die Anhänger des Papstes also, zum Unterschiede von den Ghibellinen (Waiblingern), den Parteigängern des Kaisers.

Berlins und Köllns, haben beschlossen, auch ferner zu dem Markgrafen Ludwig zu stehen; durch den Satan verführt, stürzen sie ihm nach auf dem Wege zur Hölle, und was das Schrecklichste ist, euch alle wollen sie mit sich in das ewige Feuer unrettbar hinabreißen! Euch die Augen zu öffnen, rede ich zu euch: Noch ist es Zeit; ergreift den Augenblick, den letzten, der euch vergönnt ist! Von dem Erzketzer reißet euch los, verweigert euerm verblendeten Rate den Gehorsam, zwingt eure Obrigkeit, dem Befehle des Papstes zu folgen — und wenn sie in der Verstocktheit beharrt, so ersetzt sie durch gottesfürchtige Männer!... Wollt ihr noch zögern? Wisset: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen!

Alsobald ergriff er zwei brennende Kerzen, schleuderte sie von der Kanzel in den Kirchenraum hinab und rief mit donnernder Stimme:

Fluch, Fluch den Verächtern des Heiligen, Fluch, Fluch den Ketzern! Mögen ihre Leiber faulen auf allen vier Straßen der Welt und ihr Gedächtnis ein Spott und ein Fluch sein!

Dann stieg er herab von der Kanzel und verschwand in der Sakristei.

In atemloser Spannung hatte die zahlreiche Versammlung den Worten des Propstes gelauscht. Wie von Entsetzen gelähmt, saß sie noch einige Augenblicke in tiefer Stille da; selbst die anwesenden Anhänger der Wittelsbacher schienen niedergeschmettert zu sein. Aber plötzlich entstand eine heftige Bewegung. Zornige Stimmen erhoben sich; Fäuste wurden geballt, und selbst Männer, die vordem nicht auf des Markgrafen Seite gestanden oder noch nicht Partei ergriffen hatten, zeigten heftigen Unmut in den Mienen.

Was will dieser hergelaufene Priester in unsrer Kirche! — rief Peter von Moskau und drängte sich durch die Menge der Sakristei zu — Wir bedürfen nicht seiner Belehrung und wissen besser als er, was recht ist und uns frommt!

Aus dem wachsenden Tumulte erklang laute Zustimmung zu diesen Worten des Ratmannes.

Da trat Propst Nikolaus wieder aus der Sakristei hervor. Stolz und Verachtung für die Menge in seinen Blicken, schickte er sich an, mitten durch sie hin die Kirche zu verlassen. Viele wichen unwillkürlich zurück. Fast hatte es den Anschein, als werde er durch seine Unerschrockenheit die feindselige Erregung bezwingen. Aber schon war ihm Moskau nahe gekommen.

Folgt ihm! Draußen, vor dem Gotteshause, wollen wir mit ihm abrechnen!

Ein dichter Knäuel bildete sich um den Priester und drängte sich mit ihm durch das Portal. Hier aber, auf dem neuen Markte, machte man Halt. Schon hatte sich die Kunde von dem Geschehenen in der Nachbarschaft verbreitet. Von allen Seiten wälzte sich daher das Volk heran und vermehrte den Tumult. Unfähig, sich dem Gedränge zu entziehen, erhob der Propst seine Stimme. Ist das der Erfolg meiner nachdrücklichen Warnung, — rief er — daß ihr euch gegen mich erhebt, statt gegen die, welche euch dem Verderben überantworten wollen?

Schlagt ihn nieder! Reißt ihm seine Lästerzunge aus! — tönte es aus der Menge zurück.

Eine geraume Zeit wurden die Worte des Priesters vom Geschrei erstickt, doch endlich konnte er sich wieder vernehmbar machen:

Ihr alle zeigt, daß ihr Ketzer seid, wie der Markgraf und euer Rat, der diesem treu bleiben will; — deshalb wird auch euer Lohn das höllische Feuer sein!...

Die Volkswut brach immer furchtbarer los.

Sollen wir das noch länger ertragen? ... Hinweg mit ihm! ... Schlagt ihn nieder! — klang es aus tausend Kehlen. Wo ist Peter von Moskau; er soll die Sache entscheiden! — riefen andere.

Da erhob der Ratmann seine Stimme:

Laßt uns ihn zum Rathause bringen; der Stadtschulze muß ihn richten!

Ja, ja, der Stadtschulze! — tönte es aus der Menge zurück.

Schon wollte sich der Strom des Volkes nach der Mittelstraße hin wenden, als ein unerwartetes Hemmnis eintrat. Von dem hohen Steinwege her arbeitete sich eine kühne Schar in das Gedränge, dem Propste entgegen. Sie war eigentümlich zusammengesetzt: an der Spitze einige Mönche von den schwarzen Brüdern; in deren Gefolge Weiber verschiedenen Alters, der Sakristan und die Glöckner von St. Marien, dazu einzelne Gegner des Markgrafen, namentlich Krähenfuß und Heckelwerk ... Waren es folgsame Ehemänner, die vor der weiblichen Hülfstruppe des Propstes zurückwichen? oder wurde man nur durch die ungewöhnliche Erscheinung vorübergehend bewogen, von jener Absicht zu lassen? Jedenfalls schien es, als sollte dem kühnen Bernauer Luft gemacht werden.

Aber grade jetzt nahte auch von der andern Seite eine stattliche Rotte. Es waren kräftige Jünglinge, mit Knütteln und Speeren bewaffnet, ein hochgewachsener Bursche mit langem Lockenhaar führte sie an.

Kopkin von Rode! — rief man; aller Augen wendeten sich voll Spannung den Ankömmlingen zu, und auch die Hülfstruppe des Propstes stutzte.

Gebt den Priester heraus! — befahl in gebieterischem Tone der jugendliche Führer.

Wir wollen ihn zum Stadtschulzen bringen; der soll ihn richten! — rief man zurück.

Kopkin schüttelte sein Lockenhaupt:

Dauert zu lange! ... Wer uns mit dem ewigen Feuer bedroht, soll selber im Feuer umkommen, und alsogleich! ... Hier, am Eingange der Kirche, in der er seinen Bannfluch verkündet hat, soll er sterben! ... Tragt Bretter, Balken und Holzscheite zusammen; dann hebt ihn hinauf, und werft die Brandfackel hinein!

Vergeblich protestierten die Anhänger des Propstes mit lauter Stimme; vergeblich suchten sie sich schützend um Propst Nikolaus zu drängen. Jetzt fanden sie aber allenthalben unüberwindlichen Widerstand. Wie eine eherne Kette umringten die Gegner den Priester, indes hunderte von Händen in wilder Lust den Befehl Kopkin's von Rode vollführten.

Schon war der Scheiterhaufen erbaut, schon hob man mit derben Fäusten den Bernauer Propst hinauf und brachte Feuerbrände, um das Strafgericht zu vollenden. Da stürzte Jacob von Lietzen herbei.

Haltet ein, ihr Unseligen! — schrie er — Was wollt ihr thun? Einen Priestermord begehen? Wißt ihr nicht, daß solcher nimmer zu sühnen ist?

Selbst die Schar Kopkin's stutzte, doch es währte nur einen Augenblick.

Das ist auch einer von den schlimmsten Feinden des Markgrafen! — rief eine Stimme — Man hat ihn mit dem Bernauer zusammen gesehen! ... Setzt ihn mit auf den Scheiterhaufen!

Wirklich griffen starke Arme nach dem Ratmanne; er kam in harte Bedrängnis. Doch Kopkin von Rode trat dazwischen:

Vergreift euch nicht an einem Mitgliede des Rates — einem Mitbürger! Nur der Schuldige büße!

Man ließ von Lietzen ab; auf einen Wink Kopkins wurde dieser schnell beiseite geschoben, und nun ward das Rachewerk ohne Aufenthalt zu Ende geführt. Nach wenigen Augenblicken schossen die Flammen aus dem Holzstoße hervor und ließen die hohe Gestalt des Propstes in greller Beleuchtung erscheinen. Mit dem violetten Priestergewande angethan, schaute er ungebeugt und voll Verachtung auf die Menge seiner Feinde.

Fahrt in euern Sünden dahin, ihr verruchten Ketzer! — rief er — Gott wird mich rächen!

Die Flammen ergriffen sein Gewand; da begann er, die Hände gefaltet, Sterbegebete zu sprechen, bis er, von Flammen und Rauch erstickt, tot zusammenbrach. Unfähig, ihm zu helfen, knieten seine Anhänger betend nieder, bis der Holzstoß zu verglimmen begann. Man ließ sie gewähren ...

Unterdessen hatte sich wie sonst eine Anzahl von Gästen im Ratskeller des gemeinsamen Rathauses zum Abendtrunke eingefunden. Neben angesehenen Bürgern und Ratsherren saßen diesmal auch mehrere Landjunker. Natürlich wendete sich die Unterhaltung dem Zwiespalte des Markgrafen mit der römischen Kurie zu.

Das bayrische Königskind — sprach in höhnischem Tone Ritter Heinrich von Gladow — wird auch euch nächstens große Ärgernisse bereiten, da ihr, wie ich höre, zu ihm halten wollt!

Wir fürchten uns nicht davor! — entgegnete Jakob von Rathenow — Auch schon früher haben Fürsten des Landes unter dem Banne gestanden, und unsre Stadt hat sich trotzdem kräftig fortentwickelt!

Nun, nun, das ist doch jetzt etwas anderes! — fuhr jener fort — Die früheren Ballenstädter waren kampferprobte Männer und keine unreifen Kinder, auch ging dazumal der Bann nicht von dem Papste, sondern nur von Bischöfen aus. Überdies will der heilige Vater, wie man hört, über das ganze Land das Interdikt verhängen ...

Über das ganze Land? — lachte Rathenow — Dann sind auch die nicht besser daran, welche sich dem päpstlichen Befehle fügen!

Der Junker machte eine trübe Miene:

Leider muß ich dies zugeben! — Um so entschiedener sollten sich daher alle kirchlich gesinnten Leute gegen den gottlosen Landesherrn auflehnen, damit solche furchtbaren Strafen wieder aufgehoben werden könnten!

Ihr seid jetzt auch kirchlich gesinnt? — warf Hermann von Wildenbruch ein — Früher hab' ich das nicht an euch bemerkt!

Gladow zuckte die Achsel:

In jungen Jahren habe ich verflucht wenig nach den Priestern gefragt; jetzt, da mir die Haare ergraut sind, denk' ich anders: möchte ohne Sakrament nicht abfahren und dann vollends nicht auf ungeweihtem Boden den langen Todesschlaf schlummern!

Bei uns kann's nicht schlimm werden! — lachte Rathenow — Wir haben noch die grauen Franziskanerbrüder, die dem Markgrafen nicht feindlich gesinnt sind und uns, wenn wir's nötig haben, von unsern Sünden absolvieren. Habe zwar mein Erbbegräbnis in der Kirche St. Nikolaus, aber wenn's nicht anders angeht, nehm' ich auch mit einem stillen Plätzchen bei den grauen Brüdern vorlieb! Der Prior ist mein Freund und würd' es mir sicher nicht verweigern! ...

Plötzlich wurde lauter Lärm von der Georgenstraße her vernommen.

Wo ist der Bürgermeister? Der Schulze? ... Das darf sich Berlin nicht bieten lassen! — klang es von draußen herein.

Alle sprangen auf und eilten vor die Thür.

Was ist geschehen! — rief Rathenows laute Stimme unter die Menge.

Der Bernauer, der bei unserm Propste zu Gast ist, hat die päpstliche Bulle verkündet, dazu den Markgrafen, den Rat und uns alle verflucht! — lautete die Antwort.

Ist's möglich? — schrie Rathenow — Sollte der verblendete Priester es gewagt haben, so unsre gastliche Stadt zu beschimpfen?

Er stürmte die Treppe zu den oberen Ratszimmern hinauf, den ersten Altermann und den Stadtschulzen zu suchen. Aber er fand keinen derselben anwesend, und auch die Stadtknechte waren größtenteils außerhalb. Wieder herabeilend begegnete er dem Ritter von Gladow.

Darf ich euch raten, — sagte dieser — so sucht dies aufgeregte Volk zu beruhigen, damit nichts Unbedachtes geschieht!

Ich weiß, was ich zu thun habe! — tobte der Ratmann und trat unter die Menge:

Wo ist der Bernauer Propst zu finden? — Antwortet, wenn ihr es wißt!

In der Marienkirche ist's geschehen; — schrie man — jetzt wird er sich bei Propst Eberhard versteckt haben!

Gut, so wollen wir ihn aus der Propstei hervorholen!

Rathenow eilte der Menge voraus, auch Wildenbruch und andere Ratsherren begleiteten ihn. Unterwegs wuchs der Haufe unaufhörlich; Speere und Äxte tauchten unter den Erregten auf.

Man fand die Propstei verschlossen. Heftig wurde gegen das Thor geschlagen, Flüche und Drohungen mischten sich in das wilde Geschrei. Da erschien Propst Eberhard an einem Fenster des Obergeschosses.

Was begehrt ihr von mir? — fragte er unerschrocken.

Gebt uns den Bernauer heraus, den ihr bei euch versteckt habt, sonst sprengen wir mit den Äxten die Thür!

Der Geistliche blieb unerschütterlich:

Wenn ihr Klage wider meinen Gast habt, so bringt sie beim Stadtschulzen an, aber haltet euch frei von Gewaltthat!

Den Markgrafen, den Rat, uns alle hat er gebannt und verflucht! — antwortete die Menge.

Liefert euern Gast aus; — mahnte Rathenow dringend — es könnte euch selbst sonst übel bekommen!

Der Propst schüttelte sein Haupt:

Mein Gastfreund ist schon seit mehreren Stunden abwesend; ich weiß nicht, wo er jetzt weilt!

Nun denn, so öffnet! — befahl Rathenow — Wir müssen uns durch den Augenschein überzeugen! ...

Sucht ihr den Bernauer Propst? — rief ein herzukommender Bürger — Er ist nach der Marienkirche gegangen; dort muß er noch weilen!

Gut, so suchen wir ihn dort! — entschied der Ratsherr.

Soeben hatte der Berliner Propst die Hausthür geöffnet, um dem Ansuchen Rathenows zu entsprechen.

Wir wollen euch glauben, Herr Eberhard; — sprach dieser jetzt — gegen euch haben wir keine Beschwerde!

Hütet euch vor verblendeten Thaten! — warnte milden Ernstes der Propst abermals.

Doch seine Worte verklangen in dem Getobe der Menge.

Rache, Rache dem Bernauer! — schrieen zahlreiche Stimmen.

So wälzte sich der Haufe unter Rathenows Führung dem neuen Markte entgegen. Er fand dort nur noch den zusammengesunkenen Scheiterhaufen, mit den verkohlten Gebeinen des gesuchten Priesters.

Wir haben den Bernauer gerichtet... verbrannt! — rief Peter von Moskau seinem Freunde Rathenow entgegen — Kopkin von Rode gab das Zeichen dazu!...

Ein jäher Schrecken zuckte über das Antlitz des herantretenden Ratsherrn.

Es ist eine schwere That! — sagte er dumpf — Doch der tollkühne Priester hat die Leidenschaften entfesselt!

Merkwürdig, wie jetzt plötzlich die Stimmung der Menge umschlug. Sämtliche Schreier, die den Tod des Bernauers gefordert, die Kopkins Worten zugejauchzt und seine Befehle vollzogen, nicht minder die tosende Menge, die den Bernauer in der Berliner Propstei gesucht und die Mitglieder des Rates, welche ihn dem Gericht zu überliefern beabsichtigt hatten, waren gänzlich verstummt. Einer nach dem andern verschwand von dem Platze, als fürchte er sich, für die schreckliche That die Verantwortung zu tragen. Selbst die Anführer zogen sich eilig zurück. Nur einige Gesinnungsgenossen des Gerichteten blieben. Sie löschten die Flammen vollends aus und suchten die Gebeine des kühnen Mannes zu sammeln, der ihnen als Märtyrer galt.

Jetzt erst erschienen auch Altermann Nikolaus von Asperstädt und der Stadtschulze mit Stadtknechten. Sie hatten nichts mehr zu thun.

Wehe uns, — sprach der Bürgermeister zu seinem Begleiter — daß wir außerhalb der Stadtmauern weilten, als die Gewaltthat sich abspielte! Was hier einzelne in schwerer Verblendung gesündigt, wird die ganze Bürgerschaft lange Zeit hindurch furchtbar zu büßen haben!

In der That folgten bedenkliche Zeiten. Zwar schien es anfangs, als sollten die Berliner für den Priestermord straflos bleiben, denn nur die Brüder des Bernauer Propstes, Pfarrer Heinrich von Eberswalde und Albrecht, Adelholds Sohn, traten als Kläger gegen die Bürgerschaft auf, die geistlichen Oberbehörden hingegen verhielten sich vorläufig still. Aber es hatte dies nur darin seinen Grund, daß es damals eine Zeit lang an berufenen Vertretern der kirchlichen Interessen überhaupt fehlte. War doch kurz vor der unseligen That der Brandenburger Bischoffitz durch Todesfall erledigt worden, und dann eine zwiespältige Wahl erfolgt, die zu langwierigen Streitigkeiten zweier Domherren führte, der Magdeburger Oberhirt, Erzbischof Burchard, ein unversöhnlicher Feind König Ludwigs, aber war bald nach dem Berliner Gewaltakt gleichfalls erschlagen worden. Später freilich gerieten die Bewohner der Spreestädte in um so ärgere Bedrängnis. Zu dem päpstlichen Banne, den sie um des Markgrafen willen zu tragen hatten, kam nun ein zweiter, welchen sie sich selbst wegen Priestermordes

zugezogen, und erst nach 22jährigen mühseligen Verhandlungen und sehr schweren Opfern konnten sie sich von letzterem wieder befreien. Während durch den Streit der päpstlichen mit der markgräflichen Partei das ganze Land zerrüttet wurde, drangen damals, von dem Oberhaupte der Kirche als Rächer herbeigerufen, aus den Nachbarländern wilde Kriegsscharen in die Marken ein und richteten furchtbares Verderben an, namentlich die Polen, welche erst vor den Mauern von Frankfurt einem ernstlichen Widerstande begegneten. Und da gleichzeitig allenthalben an Wegen und Straßen Schnapphähne und Buschklepper den Kaufleuten auflauerten, obenein viele Plätze, mit denen vorher reger Handelsverkehr bestanden hatte, z. B. Magdeburg, mit den zwiefach Gebannten nichts zu thun haben mochten, geriet die in sich selber zerklüftete Bürgerschaft in schreckliche Not.

Als eine Aussicht auf bessere Zeiten mag es den Bürgern der Spreestädte erschienen sein, als nach zehnjährigen vergeblichen Verhandlungen des Rates mit den kirchlichen Oberhirten Markgraf Ludwig die Angelegenheit in die Hand nahm und ein Schiedsgericht zu deren Beilegung ernannte (1335). Doch erst am 18. August 1347 wurde zu Bernau im Beisein des gesamten Rates von Berlin-Kölln ein Vertrag zu stande gebracht, welcher die Ansprüche der Kirche befriedigte und diese mit den Berliner Priestermördern wieder versöhnte.

7.

Wie man unter dem ersten Wittelsbacher lebte.

Am Nachmittage des 1. Juli 1335 saß der Rat von Berlin-Kölln auf dem gemeinsamen Rathause zu einer wichtigen Sitzung beisammen.

Wir haben heute — hob Altermann Henning von Lietzen nach Eröffnung der Verhandlungen an — einen Gast zu begrüßen, welcher zum Nutzen unsrer Bürgerschaft eine lange und rührsame Thätigkeit ausgeübt hat und nun erschienen ist, um uns eine, wie es scheint, erfreuliche Botschaft zu überbringen: Herr Johannes von Buch wünscht uns den Spruch mitzuteilen, welchen das von unserm Markgrafen eingesetzte Schiedsgericht zur Beilegung unsers Streites mit den Erben des Bernauer Propstes soeben gefällt hat . . .

Gespannt schauten alle auf den Ritter, welcher bei dem Fürsten und dem Volke der Marken in gleich großem Ansehen stand.

Ihr wißt, — sprach dieser — daß auf unsers gnädigen Fürsten Geheiß mit dem hochwürdigen Bischof von Brandenburg drei Männer, welche ghibellinisch gesinnt sind, — nämlich der Hofmeister Diepolt Gusse, Ritter Altmann von dem Degenberge und ich selber, über die vor nunmehr 10 Jahren auf euerm Neumarkte geschehene Gewaltthat eine genaue Untersuchung angestellt haben, um die auf euch lastenden Kirchenstrafen endlich zu beseitigen. Nach sorgfältiger Prüfung haben wir dahin erkannt, daß ihr gehalten sein sollt,

erstlich zum Seelenheile des getöteten Propstes in St. Marien einen Altar zu stiften und mit 12 Wispeln Roggen für alle Zeiten auszustatten,

sodann an dem Orte, da selbiger Propst sein gewaltsames Ende gefunden, bis zu seinem bald wiederkehrenden Todestage ein 12 Fuß hohes Steinkreuz zu errichten, und

endlich in Zukunft an jenem traurigen Tage (den 16. August) das Gedächtnis des Propstes mit Vigilien und Seelenmessen regelmäßig zu feiern.

Dafür verspricht der hochwürdige Bischof euch allesamt vom Banne zu lösen . . . Unser Herr Markgraf erwartet, daß ihr euch diesem Schiedsspruche sofort unterwerfen werdet. Dafür aber, daß der hochwürdige Bischof, dessen gottverordnete Würde allhier gleichfalls verletzt worden ist, sich also entgegenkommend gezeigt hat, werdet ihr ihn selbst auch entschädigen müssen . . . Damit geht — schloß der Ritter — mein Auftrag an euch zu Ende!

Nachdem der Altermann für die Mitteilung gedankt hatte, entfernte sich Johannes von Buch und die Sitzung nahm ihren Fortgang.

Es ist aller Anlaß, — bemerkte Henning von Lietzen — diese Entscheidung mit Genugthuung aufzunehmen, da sie die Beendigung langer Irrungen endlich verheißt. Freilich werden wir noch schwere Opfer zu bringen haben, denn Bischof Ludwig fordert eine Entschädigungssumme von 750 M.,[1]) die in Teilzahlungen sofort, sowie zu St. Marien Wurzmesse (16. August), zu Martini (10. November) und zu Walpurgis (1. Mai) erlegt werden sollen . . .

Ein Gemurmel, welches wenig nach Beifall klang, ging durch die Versammlung, und Johann Reiche rief:

Man will die Bürgerschaft gänzlich zu Grunde richten, denn wie sollen wir in diesen trüben Zeiten eine so gewaltige Summe aufbringen?

Weshalb ward denn der Bernauer Propst gerichtet, — bemerkte in demselben rauhen Tone Ratmann Theißen — wenn nicht, weil er des Markgrafen Feind und ein Guelfe war? Alles, was wir seitdem gelitten — es ist Not und Elend genug —, kommt also auf Rechnung des Landesherren; dieser müßte daher auch die Kosten für unsre Loslösung zahlen!

Henning von Hameln erhob sich:

Ja, für den jungen Markgrafen haben wir büßen müssen — nicht bloß wegen des Bernauers, sondern auch sonst! Kann man die Opfer an tüchtigen Männern zählen, die seinetwegen gegen die Scharen der Polen, und namentlich am Cremmer Damm[2]) gegen Herzog Barnim von Stettin gefallen sind? Und dann haben wir ihm noch zu seinen unglücklichen Kriegen unsre letzten Sparpfennige als „Bede" hergeben müssen! Wahrlich, man fragt sich endlich, wozu es geschah! Ein gutes, treues Volk sind wir fürwahr und wollen auch in Zukunft für den Landesherrn einstehen, denn wenn es keinen Markgrafen gegeben hätt', gäb's auch kein Berlin und kein Kölln; — aber eine Treue ist wohl der andern wert! . . . Was haben wir denn seither an dem jungen Markgrafen aus Bayernland erlebt? Als er noch ein Kind war, mußten wir Geduld haben, doch jetzt hat er die Jahre, in denen wir einige Ansprüche an ihn stellen dürfen! Was, frage ich euch, thut er nun? Im Lande umher klagt manch schönes Weib, daß er ihm mehr, als schicklich, nachgestellt hat, und in unseren Spreestädten ist's nicht besser! Inzwischen sitzt seine blonde Dänin einsam und vergießt heiße Thränen! . . .

Du gehst von der Sache ab, um die es sich handelt, — unterbrach ihn der Altermann — und die vor dir sprachen, thaten dies, wie mir scheint, gleichfalls! Haben wir hier über des Markgrafen Regierung zu urteilen und ihm Vorwürfe zu machen? Das ich nicht wüßte, — im Gegenteil hat der Fürst auf den Brandenburger Bischof eingewirkt und dafür Sorge getragen, daß nun endlich Aussicht auf Lösung des Bannes vorhanden ist! Wir sollten daher den Schiedsspruch gern annehmen und ernstlich erwägen, wie wir auch des Bischofs Forderung befriedigen!

Ganz recht, — hob Johann Reiche abermals an — aber da wir unter den Verhältnissen, die durch das bayerische Regiment aufgekommen, ganz verarmt sind, wird dies wohl schwer fallen! — Vielleicht sagt uns der Altermann selbst, wie er sich die Beschaffung des Geldes denkt!

---

1) Ungefähr 120000 M. heutigen Geldes.
2) Im März 1331.

Henning von Lietzen blickte gar ernst drein, doch in Verlegenheit kam er nicht. Gebe ja zu, — sprach er — daß jeder von uns die trüben Zeiten vollauf empfindet, aber den Mut zu verlieren brauchen wir trotzdem nicht; das wäre überhaupt ganz gegen die Art der Berliner! Sollen bessere Verhältnisse eintreten, so muß zunächst die Blutschuld getilgt werden, und hierfür ist das größte Opfer noch immer nicht zu groß . . . Wenn wir uns in unseren Spreestädten umblicken, so merken wir wohl, daß für Dinge, die nicht grade notwendig sind, noch immer Geld genug ausgegeben wird. Wer das nicht durch Handel und Gewerbfleiß verdienen kann, weil die Zeiten zu schlecht sind, muß es doch von früher erworbenem Gute nehmen. Also laßt uns ernstlich darauf sehen, daß kein unnützer Aufwand getrieben, das dadurch ersparte Geld aber der allgemeinen Wohlfahrt zugänglich gemacht wird . . .

Otto von Buch, welcher früher als Altermann die Spreestädte geleitet hatte, seitdem durch das Vertrauen des Markgrafen zum Münzmeister von Berlin berufen, aber damals noch Ratsmitglied war, nahm jetzt das Wort:

Ich wollte erst euch alle reden lassen, ehe ich meine Ansicht darlegte, doch länger kann ich nicht schweigen: Nicht viel mehr als ein Jahr ist vergangen, seit wir eine Verordnung gegen den allzugroßen Aufwand erlassen haben.[1]) Mag sein, daß der Rat dazumal etwas weit gegangen ist, doch gut ist's gewesen: Es sollen unsre Frauen keine Möwenspangen[2]) tragen, die mehr als eine halbe Mark Silbers[3]) kosten, sollen die Tracht goldgestreifter Gewänder und goldner „Rysen" (Kopfbinden) meiden, und wenn unsre Jungfrauen ihre Häupter mit Kränzen zieren, woran wir alle Gefallen finden mögen, soll der Preis nicht mehr als 1 Mark Silbers betragen, auch teure Borten und Zobelfell an Kleidern und Mänteln sollen verboten sein. Überdies ist bestimmt worden, daß die Hochzeitmahle und die Kirchgänge der Kindbetterinnen einfacher als vordem gefeiert, die Zechgelage in den Bierschänken im Sommer nur bis 10, im Winter nur bis 9 Uhr ausgedehnt, beim Kegel- und Würfelspiele höchstens 5 Schillinge[4]) eingesetzt werden dürfen. Obwohl wir nun diejenigen, welche diese Verordnung übertreten würden, mit 10 M. Silbers, an den Rat zu zahlen, bedroht haben, ist's doch fast ganz so geblieben wie vordem! . . . Darum urteile ich also: der Altermann hat recht, wenn er sagt, daß manch Geldstück, das unnütz ausgegeben wird, für das gemeine Wohl gespart werden könnte! Laßt uns daher mit aller Strenge auf die Beobachtung jener Verordnung achten, und diejenigen, welche sie übertreten, zwingen, daß sie gehörig zu den Kosten des Gemeinwesens beitragen . . .

Billig mag's sein, — unterbrach ihn Henning von Hameln — aber gar böses Blut würd' es machen!

Und ausreichen würd' es auch nimmer! — fügte Theißen hinzu.

Laßt uns zunächst — ermahnte Henning von Lietzen — entscheiden, ob nach dem Vorschlage Otto's von Buch gehandelt werden soll, um das nötige Geld aufzubringen. Denn darüber, daß wir den Schiedsspruch annehmen müssen, scheint doch kein Zweifel obzuwalten!

1) Nach Ostern 1334 erschien diese Verordnung, welche noch vorhanden ist. Sie trägt das Siegel der Stadt Kölln mit dem roten Adler Brandenburgs neben dem Berlins, einem von gewappneten Bären bewachten brandenburgischen Adlerschilde.

2) Spangen an den Handgelenken.

3) Jetzt etwa 75 M.

4) Jetzt etwa 40 M.

Alle stimmten jetzt zu, und nur Johann Reiche bemerkte nachträglich:

Vielleicht rät nun der Altermann, woher wir weitere Mittel hernehmen, denn auskommen werden wir, wie Theißen gesagt hat, damit noch nicht.

Die Zeiten werden nicht immer so ungünstig sein wie jetzt, — begann Lietzen wieder — deshalb dürfen wir getrost ein Darlehn aufnehmen, das später zurückgezahlt wird. In unsern Jüdenhöfen verbirgt sich Gold und Silber genug, und selbst heutzutage, da die Geschäfte brach liegen, machen diese Fremdlinge, die wir nur ungern bei uns dulden, gute Geschäfte. Gegen unerhörten Zins leihen sie den besten unsrer Bürger, und jeder zahlt, was sie fordern, um nicht in übles Gerede zu kommen. Dazu haben sie zum Nachteile der ehrsamen Knochenhauer den Fleischhandel an sich zu reißen gesucht; verkaufen das Fleisch billiger als die Meister in ihren Scharren — natürlich nehmen sie es von allzu jungen, ja auch von alten und ungesunden Tieren, die sie den Bauern noch vor den Thoren für wenig Geld abkaufen.[1]) — Und so meine ich, daß wir von den Juden gegen Schuldschein zahlen lassen, was wir für die dringlichen Ausgaben der Stadtgemeinden brauchen!

Mag sein, daß die Juden das erforderliche Geld hergeben können, und wohl noch mehr, — lachte Theißen — aber besser wär's, wenn wir diese Geldverleiher für den Bedarf der einzelnen Bürger schonen könnten! — Giebt es keine anderen Mittel und Wege, den Gemeinden zu helfen?

Möchte auch nicht von Juden das Geld genommen haben; — meinte Otto von Buch nachdenklich — sagt man doch, daß es dem keinen Segen bringe, der sich von ihnen helfen läßt. Daher hört mich an: Wir wollen zusehen, wie viel wir aus den Einnahmen der Stadtgemeinden, namentlich auch aus Strafgeldern von allen, die Verschwendung treiben, zusammen bekommen; — das Fehlende will ich selber dann aufzubringen suchen — gegen Schuldschein von euch allen und gegen mäßigen Zins . . .

Da kam eine zuversichtliche Stimmung in die Versammlung. Viele riefen dem wackeren Manne Beifall zu, andere drückten ihm die Hand, und der Altermann sagte:

Haben wir sonst schon den biederen Sinn unsers Freundes Buch geschätzt, so erkennen wir heute, daß er vor keinem Opfer zurückschreckt, wenn das Gemeinwohl in Frage kommt! . . . So werde ich denn dem Markgrafen mitteilen, daß der Rat den Schiedsspruch annimmt und auch dem Brandenburger Bischof die geforderte Entschädigung zahlen will! . . .

Mit dem Ausdrucke der Befriedigung, ja der neuen Hoffnung kehrten die meisten Mitglieder des Rates von der Langen Brücke heim; nur Henning von Lietzen, der Altermann, schien diese Stimmung nicht völlig zu teilen. Langsam schritt er seinem an der Mittelstraße gelegenen Hofe entgegen, und während er sonst wohl bei Bürgern, die ihn artig gegrüßt, stehen geblieben war, um ein kurzes freundliches Gespräch zu führen, ließ er sich diesmal nicht aufhalten. Daheim trat ihm seine Gattin herzlich entgegen und sprach:

Kommst du erst vom Rathause, Henning, oder hast du schon für den nahenden Festtag weitere Vorsorge getroffen?

---

1) Gegen dieses Treiben der Berliner Juden ist eine Verordnung vom 7. April 1343 ausdrücklich gerichtet.

Vom Rathause komm' ich; du hast es erraten! — entgegnete der Altermann einsilbig — Es waren schwierige Angelegenheiten zu erledigen!

So wirst du nun auch Zeit für unsre eigenen Bedürfnisse finden! — fuhr sie lebhaft fort — O wir haben die Hände fleißig gerührt, und vieles ist fertig geworden, während du abwesend warst! . . . Margaret hättest du sehen sollen, — es ist ein herrliches Mädchen! Zwar selbst das einfachste Kleid steht ihr prächtig, doch wenn sie erst die Gewänder trägt, die des ersten Altermanns Tochter gebühren, und den kostbaren Schmuck, welcher sich von ihren Ahnen wohlverwahrt in der Truhe findet, . . .

Lietzens Blicke waren noch ernster geworden:

Sie hat das Brautgewand — und dazu den Familienschmuck angelegt? — unterbrach er die Hausfrau.

Vater, lieber Vater, wie gefall' ich dir jetzt? — ließ sich eine helle, fröhliche Stimme vernehmen, denn Margaret, des Altermanns einzige Tochter, war unbemerkt eingetreten und stand plötzlich vor diesem. Sie bot einen wunderbaren Anblick dar. Diese schlanke, ebenmäßig gebildete Gestalt mit dem prächtigen Lockenköpfchen von üppigen Blondhaaren, mit den feinen, lebensfrohen Zügen, der hohen weißen Stirn, den seelenvollen blauen Augen und den frischen Rosenwangen war gekleidet, wie sie mit dem Erwählten ihres Herzens vor den Traualtar zu treten gedachte. Ihr lichtblaues Gewand mit breiten Goldborden fiel tief zur Erde hinab; der über den Oberkörper geschlungene Überwurf war mit kostbarem Zobelfelle gefüttert; eine goldene Kette schmückte den Hals, goldene Spangen mit edlem Gestein die Armgelenke, und auf dem edlen Haupte glänzte zwischen einem duftigen Kranze von roten Rosen ein herrliches Stirnband von Gold und edlem Gestein.

Die Tochter war von dem ernsten, fast düstern Antlitze ihres Vaters betroffen.

So bist du nicht zufrieden mit mir? — fragte sie gepreßt.

Unwillkürlich strich er mit der Hand über ihre blühenden Wangen, suchte zu lächeln, aber erwiderte mit unfroher Stimme:

Wen sollte meine Grete nicht entzücken? . . . Doch, Kind, ward soeben auf dem Rathause beschlossen, daß die Verordnung vom vorigen Jahre unbedingt in Kraft treten soll, und so darf ich auch *dir* nicht den kostbaren Schmuck gestatten!

Nicht einmal zur *Hochzeit* des Kindes? — rief betroffen die Mutter.

Margaret aber schmiegte ihr Köpfchen an die Brust des Altermanns und sprach halb wehmütig halb bittend:

Lieber Vater, das wirst du mir doch nicht anthun?

Wieder streichelte Lietzen die Wangen der Tochter, doch er blieb fest:

Margaret, kann ich Altermann sein, wenn ich selber die Bestimmungen, welche ich erlassen, offenkundig übertreten will?

Laß nur jetzt sein, Margaret; — tröstete die Mutter im Flüstertone die Tochter — ich will hernach zusehen, was sich thun läßt! . . .

Das holde Mädchen küßte dem Vater die Hand und eilte von dannen.

Als sich Lietzen mit seiner Gattin allein sah, sprach er zu dieser:

Katharin', du hast vernommen, wie die Dinge liegen! Ich möchte dem Kinde die Freude nicht verderben, doch hohe Strafe ward auf die Übertretung der Verordnung gesetzt — erst in der heutigen Ratssitzung wieder —, und wie würd' es sich ausnehmen, wenn ich der *erste* wär', der die Geldbuße entrichten müßte? Möcht' lieber mein Amt niederlegen, als dergleichen auf mich nehmen!

Henning, — entgegnete die Gattin — ich widerspreche dir nicht gern und sehe ja wohl auch ein, daß du recht hast, aber Otto von Hameln's — und dann Johann Reiche's Tochter trugen sich noch vornehmer . . . Wenn's überhaupt sein könnt', wäre Margaret's Hochzeit eine Gelegenheit, dem Gesetz gegenüber eine Ausnahme zu machen!

Der Altermann schüttelte das Haupt:

Ausnahmen kennt das Gesetz nicht! — Er wendete sich seitwärts, um sein Arbeitszimmer aufzusuchen.

Frau Katharine folgte ihm nach.

Hast du schon Aushülfe gesucht? — fragte sie schnell — Es ist noch vielerlei nötig — und du kannst dir denken, daß ich mit dem Gelde, welches du mir gegeben hast, nicht ausgekommen bin!

Ich bemerkte dir schon, daß ich von Amtsgeschäften in Anspruch genommen war; — überdies kann der Altermann von Berlin-Kölln nicht in den Judenhof gehen, so lange es noch Tag ist!

Sie zuckte zusammen:

Ist es so weit gekommen, daß du dort Geld suchen mußt?

Es bleibt mir kein andrer Weg übrig, — und den Stirn- und Halsschmuck wirst du dem Kinde abnehmen müssen, weil ich kein wertvolleres Versatzstück habe! . . . Benutze die Verordnung des Rates als Vorwand und vertröste das Mädchen, so gut du kannst! Andernfalls vermögen wir die Hochzeit nicht auszurichten . . .

Wenn es denn sein muß! — sagte schmerzlich die Gattin und eilte zur Tochter.

Unterdessen war Lietzen in seinem Zimmer, welches nach dem Hofe zu lag, an das Fenster getreten. Es schien, als ob er die Gegenstände dort draußen eifrig beobachtete. Lag da der Hofhund behaglich ausgestreckt vor seiner Hütte, zwei junge Hündchen spielten in der Nähe mit einander, und droben, in den Zweigen einer hohen Linde, welche mit zahlreichen Blüten bedeckt war, sang ein Fink sein Abendliedchen, denn schon begann die untergehende Sonne die Giebel der Häuser mit Purpurglanz zu übergießen. — So unverwandt jedoch der Altermann hinausschaute, — seine Gedanken schienen ganz anderswo zu verweilen, denn plötzlich drehte er sich um, begann im Gemache hin und her zu wandeln und führte ein halblautes Selbstgespräch:

Wenn manch einer mit dem bayerischen Herrn unzufrieden ist, kann man's ihm schwerlich verdenken; ich selber habe wenig Veranlassung, mich seines Regimentes zu freuen! Die Lietzen — waren sie nicht vormals reich wie Fürsten? Und nun? . . . Um mein einzig Töchterlein würdig auszustatten und bei dessen Hochzeit hinter anderen Bürgern nicht allzu weit zurückzustehen, muß ich, der erste Altermann, bei einem habgierigen Juden einen Teil unsrer Erbstücke versetzen! . . . Würde viel lieber die Strafgelder zahlen, wenn ich diese Geschmeide dem Kinde geben, und es darin wie eine Königin strahlen lassen könnte! . . . Vielleicht leiht mir der Jude auf einen einfachen Schuldschein; — ich will's versuchen! Doch einen Bürgen kann und mag ich meinem Namen nicht hinzusetzen, und ohne einen solchen wird er keinen Pfennig hergeben! Will zusehen, was ich erreiche!

Eben war er wieder ans Fenster getreten, als seine Gattin zurückkehrte. Schnell wendete er sich zu ihr. In ihren Händen trug sie ein Kästchen.

Henning, hier ist es! Mir wird's schwerer, die Kostbarkeiten hinzugeben als dem Kinde; — nicht daß ich mich selbst damit schmücken möchte, wie vor 20 Jahren, als ich an deiner Seite zum Brautaltare schritt, sondern weil ich unsre Margaret darin an ihrem Ehrentage schauen möchte, die solchen Geschmeides vor anderen würdig ist!

Sie sprach diese Worte mit bebender Stimme, und als der Altermann genauer hinsah, bemerkte er Thränen in ihren Augen. Das machte ihn selbst weicher, als ihm recht war. Einen Kuß drückte er auf ihre Lippen und sagte:

Katharin', nicht immer war das Geld bei uns so knapp, und es wird uns wohl bald wieder reichlicher zufließen! Auch geb' ich Schmuckstücke nur pfandweise fort, wie ich denn hoffe, sie in Kürze wieder einlösen zu können!

Sie lächelte noch halb in Thränen:

Thu', wie es sein muß; Gott helfe uns wieder empor! . . .

Als die Schatten der Nacht sich über die Straßen und Plätze der Spreestädte herniedergesenkt hatten, eilte Lietzen hinaus. Er trug ein möglichst unansehnliches Gewand; die Kappe hatte er sich tief in die Stirne gedrückt, und in der Tasche barg er das Kästchen. Als er den Thorweg wieder geschlossen, schaute er sich verstohlen um; es war ihm, als gehe er auf unrechten Wegen, die er vor anderen verbergen müsse. Noch huschten hier und da Gestalten vorüber, Bürger, welche von den Herbergen heimkehrten, aber sie achteten nicht auf ihn und schienen ihn nicht zu erkennen.

Vorwärts! — ermutigte er sich — Schon manch einer ist diesen Weg gegangen — Theißen hat's deutlich verraten —, und wer weiß, ob mich nicht die bösen Zeiten zwingen werden, ihn gleichfalls noch öfter zu gehen!

Rasch lenkte er zu dem Berliner Jüdenhofe hinüber; er lag nicht fern. Das war eigentlich keine Gegend, die man des Nachts gern betreten mochte. Zwar auch in Straßen, in denen die angesehensten Patrizier ihre Höfe hatten, fehlte das Pflaster und brannten im Sommer keine Feuerbaken, durch die sich der nächtliche Wanderer hätte zurecht finden können, aber etwas geebnet war wenigstens der Boden, und an der Seite der Häuser für schlechtes Wetter ein Fußweg von Feldsteinen gebildet, auf welchem man nicht vom Kote belästigt wurde. Wer jedoch bekümmerte sich um die Gasse der Juden? Dort durfte jeder Anwohner getrost seinen Unrat hinauswerfen samt den Scherben zerbrochener Töpfe, und wenn sich noch so tiefe Lachen vom Unwetter bildeten, man achtete ihrer nicht, sondern umging oder übersprang sie, wie es grade paßte.

Der Altermann war vordem wohl auch nur dorthin gekommen, als es einmal galt, das Stadtregiment gegen Ungebührlichkeiten eines Israeliten zur Geltung zu bringen, aber er hatte ein gutes Gedächtnis und fand trotz der Dunkelheit das Haus, welches er suchte. Es lag etwa in der Mitte der engen Gasse auf der nach der Klosterstraße hinübergehenden Seite. In den hölzernen, meist recht ärmlich aussehenden Gebäuden waren alle Läden und Thüren fest geschlossen, nur ganz vereinzelt schimmerte durch einen Spalt noch ein heimlicher Lichtstrahl nach außen. Auf der Gasse selbst regte sich nichts.

Einen Augenblick stand Lietzen vor der niedrigen Thür des gesuchten Hauses, prüfend, ob er sich nicht irre. Dann pochte er vorsichtig an. Drinnen vernahm man jetzt flüsternde Stimmen; man beriet, wie es schien, ob man öffnen sollte. Drauf nahten sich schlürfende Schritte der Hausthür, und eine männliche Stimme fragte:

Wer begehrt in dieser späten Stunde Einlaß zu finden bei einem Sohne Israels?

Wohnt hier Jakob, der Jude, und ist er zu sprechen?

Kommt ihr in Frieden, oder dem armen Sohne Israels gewaltsam zu stören die Ruhe der Nacht? — tönte es zurück.

Fürchte nichts; nur ein Geschäft gilt es, wie du es sonst treibst!

Vorsichtig ging die Hausthür auf; ein Blick genügte dem Juden, dann sagte er demütig:

Tretet ein in meine niedrige Hütte, und laßt euch führen, bis das Licht eures Knechtes euern Weg beleuchtet!

Also leitete er den Bürgermeister durch den dunkeln Flur und die schmale Holztreppe hinauf in ein niedriges Gemach, das nach dem Hofe zu lag. Als sie sich in dem erleuchteten Raume befanden, nahm Lietzen seine Kappe ab und fragte kurz:

Kennst du mich?

Der Jude verneigte sich tief und entgegnete mit unterwürfigem Tone: Gott meiner Väter, wie hätt' ich mir lassen träumen, daß der gestrenge Herr Altermann Henning von Lietzen noch in dieser Stunde würde eingehen unter mein niedriges Dach? ... Kann nur hoffen und wünschen, daß der gnädige Herr nicht in schlimmer Sache seinen niedrigen Knecht aufsucht!

Der Bürgermeister verzog keine Miene:

Du sollst mir einen Dienst thun, und nicht umsonst! Was du dafür zu fordern pflegst, soll dir von mir werden, dazu mein Dank obenein!

Jakob lachte verschmitzt:

Wie sollte euer Knecht nicht dem gestrengen Herrn bereit sein zu dienen, wenn es ihm möglich wäre? Aber ich weiß nicht, wie es wäre möglich ...

Du sollst mir Geld borgen, um einer vorübergehenden Verlegenheit abzuhelfen!

Welch eine Ehr', gnädigster Herr! ... Einer vorübergehenden Verlegenheit — wer käme nicht in eine vorübergehende Verlegenheit, zumal in diesen schlimmen Zeiten? ... Das kenn' ich selber, gestrenger Herr, ich selber! Können mir glauben: bin auch in Verlegenheit jetzt, weiß oft nicht, woher ich's nehmen soll, um mein Weib Sarah zu erhalten, dazu ihre sieben Kinder! Sollten nicht von den reichen Herren in Berlin und in Kölln viele sich freuen, wenn sie könnten aushelfen dem Herrn Bürgermeister? Ich meine Herrn Henning von Hameln, Otto von Buch, Johann Reiche und alle die anderen ...

Da ich zu dir komme, — versetzte Lietzen barsch — so siehst du, daß ich andere um das Geld nicht angehen will; also entscheide dich rasch! ... Übrigens fordre ich von dir unbedingte Verschwiegenheit über diese Angelegenheit ...

Wie werd' ich wohl reden gegen andere, wenn der gnädige Herr von mir gewünscht hat einen Dienst? Eher wollt' ich gleich heute in die Grube hinabsinken und ein Fraß werden der Würmer, als daß ich darüber nur ein Wörtlein ließe gehen über meine Lippen! Sind auch andre große Herren zu mir gekommen und bedient worden von mir, — die kehren immer wieder und sind zufrieden ...

Aber, gestrenger Herr, wo nehm' ich allweil' Geld her? Bin nur ein armer Mann, und was ich gehabt hab', ging größtenteils verloren . . .

Sträube dich nicht, Jakob, denn du mußt mir helfen! Ich weiß, daß du reich bist — und reichliche Zinsen sollst du kriegen und Sicherheit, die dir genügen wird!

Der Jude that sehr erschrocken:

Reich . . . ich selber? — Was wohl der gestrenge Herr da denkt? Geht mir längst erbärmlich genug; — aber Sicherheit und Zinsen, wie sie üblich sind, — nun ja, dann kann ich umhergehen bei meinen Brüdern, den Söhnen Israels, und das Geld auftreiben!

Es handelt sich nur um 40 Mark Silbers, und das ist, wie ich weiß, eine Kleinigkeit für dich! . . . Kann auch nicht bis morgen warten, sondern muß das Geld jetzt gleich mitnehmen!

Gnädiger Herr, 40 Mark — wenig ist's grade nicht! Nein, sehr viel ist's für euern niedrigen Knecht, aber zusehen will ich ja! Gebe für unsern gestrengen Herrn Altermann hin, was ich habe; — freilich die Sicherheit . . . Wenn ich stürbe, und meine Sarah müßt' für die Kinder allein sorgen und brauchte das Geld zurück, — was sollte sie anfangen, wenn keine Sicherheit da wäre?

So setz' einen Schuldschein auf, der die Bedingungen angiebt; ich will ihn unterschreiben!

Einen Schuldschein, gnädiger Herr? einen Schuldschein? Den mögt ihr brauchen können, wenn eures Gleichen einer, der reich und mächtig ist wie ihr selber, euch Geld leiht! Wer aber würde auf einen armen Sohn Israels achten, wenn der käme und solchen Schuldschein wollte geltend machen?

Achtest du meinen Schuldschein nichts, Kerl? Meinetwegen will ich dir mein Gut in Wilmersdorf verpfänden!

Das Gut in Wilmersdorf, mehr als das Zehnfache ist's wert, aber, gestrenger Herr, wenn ich Anspruch drauf wollte erheben, würd' man mich nicht auslachen?

Da wurde der Altermann ungeduldig:

Mach' mir nicht so viele Umstände, — rief er — denn es könnte dich reuen! . . . Schaff' mir das Geld sofort, und wenn du keine andere Sicherheit gelten lassen willst, so nimm dieses!

Er zog das Kästchen aus der Tasche und händigte es dem Juden ein. Dieser öffnete es eilig. Ein heiteres Lächeln glitt über seine Züge:

Dafür, gestrenger Herr, gäb' ich wohl auch 50 Mark, wenn ich's behalten könnte!

Es ist mehr als das Doppelte wert! — murrte Lietzen — verkaufen will ich dir's nicht; nur um ein Darlehn handelt es sich — und 40 Mark genügen mir! Nun aber beeile dich: hol' das Geld und schreib' den Schuldschein!

Da war das Geschäft rasch erledigt, und der Ratsherr eilte von dannen.

Nochmals: daß du verschwiegen bist! — sprach er ernst, als er zur Hausthür hinaustrat.

Befürchtet nichts, gestrenger Herr! — gab der Jude zurück — Zu seiner Tochter Hochzeit braucht er's; — setzte er hernach kopfschüttelnd hinzu — es ist weit gekommen mit ihm! . . .

Als am folgenden Tage die Meister der Wollen- und Leinweber in ihrer Herberge versammelt waren, gab es anfangs gar viel zu plaudern, denn der Innungsmeister zögerte noch, die Verhandlungen zu Nutz und Frommen des Gewerks zu eröffnen. Von dem Schiedsspruche in Sachen des Bernauers sprach man da, den der Rat angenommen habe, und was für Opfer von den Spreestädten verlangt würden, dann auch von der Hochzeit im Hause des Altermannes Henning von Lietzen, die wohl trotz ungünstiger Zeiten glänzend genug ausfallen werde.

Da sagte ein alter Meister der Wollenweber:

Droben am Rathause auf der Langen Brücke ist eine Schrift angeschlagen, — seit heute Morgen, glaub' ich, — die schärft die Verordnung wieder ein, die erlassen ward, als Otto von Buch Altermann war, — von wegen des Aufwandes, so bei Hochzeiten, Kirchenbesuch der Kindbetterinnen u. dgl. nicht mehr soll betrieben werden. Möchte wohl wissen, ob Henning von Lietzen selber darnach handeln wird! . . .

Ein anderer lachte dazu:

Vielleicht hat er's grade so eingerichtet, weil er drauf Bezug nehmen und ordentlich sparen will! Soll jetzt recht geizig geworden sein!

Wenn er bei der Hochzeit spart, Kone, — meinte ein dritter — so mag's wohl guten Grund haben, denn die Lietzen stehn nicht mehr so hoch und gesichert da wie ehemals!

Was willst du, Reineke? — hob wieder der erste an — Heutzutage muß sich auch sonst mancher mehr einrichten als zu der Ballenstädter Zeiten! . . . Übrigens hat Henning Lietzen seine Margaret dem Peter Hoges in Kölln verlobt, — der eher eine Mark Silbers ausgeben kann als die anderen Herren einen Silberpfennig! . . .

Da rief der Innungsmeister zur Ruhe, denn die Verhandlungen sollten beginnen. Er sprach also:

Ehrsame Meister, vielliebe Genossen von unserm trefflichen Gewerbe! Ihr wißt, daß vor fast 4 Jahren uns ein „Brief" vom Rate verliehen ward, durch welchen Ordnung geschaffen werden sollte über das Leben unsrer Knappen.[1]) Wir selber hatten's gewünscht, denn wie kann ein ehrlich Handwerk bestehen, wenn Unordnung einreißt? . . . Doch nun frage ich euch: Ist die Wirkung erreicht worden, welche wir wünschten? Ich antworte: nein! Verwilderung, wie sie wohl auch mit den unruhigen Zeiten zusammenhängen mag, zeigt sich immer häufiger, und ich meine, daß es nicht also weiter gehen darf. Der jetzige Altermann, mit welchem ich gesprochen, urteilt, daß wir selber drauf dringen sollen, jenem „Briefe" Beachtung zu geben — und deshalb sind wir hier beisammen. Möge nun jeder sagen, was er darüber denke!

Zuerst hob jener alte Wollenweber an:

Was über die Bestattung unsrer Knappen bestimmt ward, ist gut und muß unbedingt gelten: Ein Geselle soll, wenn er beigesetzt wird, 4 große, ein Lehrling 4 kleine Wachskerzen haben; 12 Leute sollen ausgewählt werden, die Leiche zu tragen und alle Kosten für die Bestattung der gemeinsamen Kasse zur Last fallen. An allen Sonn- und Festtagen soll auch für unsre Knappen je eine große Kerze vor dem heiligen Kreuze in der St. Marienkirche zu Berlin und in der St. Petri-

1) Der „Brief" datiert vom 19. November 1331. Knappen hießen die Gesellen.

kirche zu Kölln brennen, wofür jeder Knappe am Quartalstage einen Pfennig beizutragen hat. Laßt uns dafür sorgen, daß diese kirchliche Ordnung nicht außer Übung kommt!

Beifall wurde dem Redner zu teil, und der Innungsmeister erklärte:

Wir werden darnach verfahren!

Mit Recht — begann ein andrer Meister — wird Klage geführt, daß sich die Knappen in ihrem Leben häufig unordentlich zeigen. Laßt uns dies ändern! Wenn ein Fremder unsers Gewerkes nach Berlin oder Kölln kommt, so dürfen wir ihn nicht eher wieder fortgehen lassen, als bis er seine Zehrung berichtigt hat. — Lose Knappen sind hier vorhanden, die das gute Geld, so sie bei uns Meistern als Lohn empfangen haben, leichtfertig im Würfel- und Kegelspiel durchbringen. Halten wir streng darauf, daß, wie des Rates „Brief" bestimmt, fortan keiner an einem Tage mehr als 3 Pfennige verspielt, andernfalls er an die Kasse seiner Genossenschaft 1 Pfund Wachs zahlen muß. Es soll sogar vorkommen, daß Knappen unsers Gewerks in zügelloser Leidenschaft Stiefel und Schuhe, Hemd und Hosen verspielen. Ein solcher Gesell muß sofort um ein Pfund Wachs gestraft werden ...

Als er einen Augenblick inne hielt, fuhr ein dritter also fort:

Leider sind auch sonst Zucht und Sitte mannigfach gelockert worden: Darf ein Knappe seinen Meister ungerecht beschimpfen und anklagen? Es ist geschehen! Sorgen wir dafür, daß ein solcher Bube die nämliche Strafe erleidet, die der also Beschimpfte, wenn er schuldig gewesen wäre, hätte empfangen müssen. Damit aber unser Gewerk nur ehrsame Mitglieder enthält, die ihm bei achtbaren Menschen guten Leumund verschaffen, müssen Knappen, die eines Diebstahls überführt worden sind oder gleichzeitig zwei Frauen in Ehe haben, für das ganze Gebiet der Mark aus dem Gewerke *ausgestoßen* werden!

Wieder nahm der Innungsmeister das Wort:

Es ist sicherlich notwendig, daß diese Bestimmungen streng zur Geltung gebracht werden, aber mit anderen Vorschriften, die in unserm „Briefe" verzeichnet stehen, wird es sich ebenso verhalten: Wer sich gleichzeitig bei *zwei* Meistern verdingt, muß um 1 Pfund Wachs gestraft werden, ebenso jeder, der von dem Gelde seines Meisters einen Teil mit nach Hause nimmt. Dieser soll auch nicht eher wieder arbeiten, als bis er jenes Geld zurückbezahlt. Hört ein Knappe zu arbeiten auf, um von hier wegzugehen, so hat ihn sein Meister sofort abzulohnen. Halten wir ferner ganz sorgfältig darauf, daß am Sonnabend, sobald in Berlin-Kölln die Zeit des Vespergeläuts erschienen ist, weder Meister noch Knecht zu arbeiten fortfahre, widrigenfalls der Meister den Meistern, der Knecht den Knechten 1 Pfund Wachs zu geben hat. Ebenso ist zu bestrafen, wer abends bei Licht zu arbeiten fortfährt. Um der zunehmenden Völlerei zu begegnen, soll jeder, der bis zum Ausspeien in den Schenken trinkt, zur Strafe ein „Trageviertel" [1]) Bier geben ... Willigt ihr ein, daß in diesen Dingen rechte Strenge zur Anwendung komme?

Alle gaben in lärmender Weise ihre Zustimmung zu erkennen. Darauf sagte ein jüngerer Meister, der, weil er als letzter erschienen war, seine Kumpane zu bedienen hatte:

---

1) d. h. ein *kleines* Viertel.

Von den Zunftgenossen sitzen viele mit leeren Krügen; erlaubt, daß ich dieselben füllen darf!

Also unterbrach man die Verhandlungen einige Augenblicke, denn im heißen Julimonat sitzt man nicht gern mit trockenen Kehlen beisammen. Hernach, als jeglicher mit dem braunen Getränk wieder versehen war und der Innungsmeister aufs neue Ruhe geboten hatte, meldete sich ein kleiner Mann in mittleren Jahren zum Worte und sagte unter lebhaften Geberden:

Man soll, wie ich meine, auch andere Punkte nicht vergessen: Ein Knappe, der gegen seinen Meister ungehorsam ist, gebe gleichfalls 1 Pfund Wachs. Dulde man auch nicht, daß jemand, er sei Meister oder Knappe, in seinem äußern Auftreten die gute Sitte verletze. Wer also barfüßig oder im bloßen Hemde über die Straße geht, werde um 1 Pfund Wachs gebüßt; desgleichen, wer sich untersteht, auf der Straße mit Gauklern, Schauspielern und ähnlichen bescholtenen Leuten Knöchelspiel zu treiben. — Damit Ordnung herrsche in jedes Meisters Werkstatt, darf hinfort kein Knappe an den Platz kommen, wo sich die Arbeitsuchenden versammeln, bevor er die ihm von seinem Meister übertragene Arbeit bis zum letzten Reste gebührend vollendet hat.[1]) Sollte es vorkommen, — und mir sind solche Fälle bekannt — daß jemand zu den regelmäßigen Versammlungen der Knappen nicht erscheint, so ist's recht, ihn für solchen Verstoß an seinen Meisterknappen zur Strafe 3 Pfennige zahlen zu lassen ...

Wiederum fragte der Innungsmeister:

Wollt ihr, daß auch diese Bestimmungen gewissenhaft beobachtet werden?

Nachdem alle solche Meinung kundgethan hatten, fuhr der Altmeister fort:

Liebe Genossen unsers ehrsamen Gewerks! Wenn wir mit einander eins sind darin, daß Leinweber und Wollenweber der Bürgerschaft in aller guten Sitte und musterhaften Ordnung voranschreiten, so wollen wir uns nicht bloß jener Vorschriften heute wiederum erinnert haben, sondern in unsern Werkstätten und Häusern auch genau auf deren Befolgung halten. Je ernster die Zeiten sind, desto mehr hat jeder die Pflicht hierzu! ...

Als der Innungsmeister mit diesen Worten die eigentliche Morgensprache geschlossen hatte, blieben die Meister noch eine Stunde beisammen und führten manche Rede untereinander, bis sie den Krug völlig geleert und die Zeit gekommen, da ein guter Hausvater zusieht, was ihm die Hausfrau daheim zum Mittagsmahle bereitet hat.

Im Hause Hennings von Lietzen herrschte an diesem Morgen noch immer emsige Thätigkeit, denn die Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier Margarets waren noch nicht ganz vollendet.

Es war gegen Mittag, als ein junger Mann von schöner, kräftiger Gestalt und in der Kleidung eines vornehmen Patriziers durch die Hausthür trat. Kaum hatte er den Flur erreicht, so hüpfte ihm Margaret entgegen. Da schlang er den Arm um ihren weißen Hals und küßte sie herzlich auf die Stirn.

---

1) Die Arbeit bis zur sogenannten „Havelreke" der Leinweber oder zur „Gherwende" der Wollenweber.

Hast du gut geschlafen, mein Schatz, und dich nicht gar zu sehr in der Wirtschaft abgemüht?

Noch hatte sie nicht geantwortet, als er, ihr ins Antlitz schauend, rasch fortfuhr:

Was seh' ich, Margaret? Bist nicht so heiter wie sonst; glaube gar, daß du Thränen vergossest!

Abwehrend entgegnete sie: Laß gut sein, Peter; es hat nichts zu sagen, da du gekommen bist!

Doch er ließ sich so nicht abweisen, sondern forschte weiter.

Es war nur um der Verordnung willen, — sprach sie endlich — die der Rat erlassen hat — wegen des Schmuckes; — du kennst sie ja! Und der Vater meint, sie müsse streng befolgt werden, weil er Altermann ist! ... Nun soll ich ohne Hals- und Stirngeschmeide einhergehen, denn die hat er verschlossen ...

Da war Zornesrot auf seinem Antlitze erschienen:

Meinst du, Margaret, daß ich's zulassen werd'? Hat sie dein Vater verschlossen, weil er Bürgermeister ist, so bin ich dein Bräut'gam — und morgen, so Gott will, dein Ehemann! Werd' dich schmücken, wie ich will, und niemand soll's wehren!

Ach, Peter, lieber Gesell; ich seh', wie gut du bist und mich lieb hast! Aber beruhige dich, damit nicht Unfried' und Leid zwischen uns kommen, jetzt, wo wir unserm Glücke so nahe sind!

Wohl ward er ruhiger, und sein Zorn begann zu weichen, denn er lächelte wieder und streichelte ihr zärtlich die Wangen, aber er antwortete:

Ungelegenheiten will ich dir nicht machen, und deinen Vater werd' ich auch nicht erzürnen, aber schmücken will ich dich dennoch, — und wenn's zu Strafen führen sollte, trag' ich sie gern! Solch geringen Betrag können die Hoges wohl noch aufbringen! ...

Als nun Frau Katharine hinzutrat, that er, als wäre nichts Besonderes vorgefallen, grüßte sie freundlich, und ebenso hernach den Altermann. Lange mochte er nun freilich nicht mehr bleiben.

Heute Abend, wenn wir das Verlobungsmahl und den Brauttanz hier halten, bin ich rechtzeitig da; — sprach er — bis dahin habe ich auch noch mancherlei zu thun. Deshalb lebt vorläufig wohl; wollte mein Bräutlein nur im Vorbeigehen begrüßen!

Damit war er rasch zur Hausthür hinaus. Margaret sah ihm einen Augenblick sinnend nach. Henning von Lietzen betrachtete sie ernst:

Hast ihm von des Rates Verordnung gesprochen?

Er wollt' es wissen, Vater; drum that ich's. Aber fürchte nichts, denn ich hab' mich in deinen Willen ergeben!

Das ist löblich, mein Kind! — sagte er freundlich und ging in sein Zimmer.

Nicht allzu groß war der Kreis der Gäste, welcher sich gegen Abend in des Altermanns Hof versammelte, denn dieser hatte allen, die es wissen sollten, schon lange vorher gesagt, weil die Zeiten so ernst seien, solle die Verlobungsfeier nur ganz einfach ausfallen. So kamen denn mit dem Bräutigam dessen Eltern und nächsten Verwandten aus Kölln herüber, dazu Otto von Buch, Henning von Hameln und Johann Reiche mit ihren Frauen sowie einige Freunde Peters und die Jugendgespielinnen der Braut. Niemand hatte es aber bemerkt, was die beiden Brautleute, als sie einander wieder begegnet, unter vier Augen verhandelt

hatten. Sicher nur war, daß Margaret überaus fröhlich drein schaute, und die Mutter bemerkte alsbald, daß eine prächtige Perlenkette um ihren weißen Hals hing.

Was ist das, Margaret? — fragte sie beiseite die Tochter.

Mein Peter hing sie mir eben um, doch er hat mir die Versicherung gegeben, daß ich sie getrost tragen darf, weil sie nur eine halbe Mark gekostet hat, und solche gestatte der Rat, — sagte er ...

Kind, sie ist viel mehr wert! — lächelte die Mutter — Doch wenn er das versichert hat, mag's ja sein! ...

Mangel sah man dem Hause der Lietzen wahrlich nicht an, als in dem großen Zimmer, das im Erdgeschoß von der Straße her hindurch bis zur Hofseite reichte, die Gäste an der Tafel saßen. Waren's gleich nur fünf Gänge, die aufgetragen wurden: allerhand gesottenes und gebratenes Fleisch und guter Flußfisch, dazu leckerer Gewürzkuchen; — es hätten doch noch zehnmal soviel Gäste geladen sein können, so reichlich war alles vorhanden. Und dann wurden große Krüge köstlichen Gewürzweines oftmals gefüllt, damit jeder auf das Wohl des Brautpaares redlich trinken konnte. Ehe sich aber die Gesellschaft zu Tische gesetzt, hatten die Brautleute mit einander die Ringe getauscht und sich vor aller Augen den feierlichen Brautkuß gegeben. Auch an Musik fehlte es nicht; es waren freilich nur 6 Mann, weil des Rates Verordnung deren nicht mehr zuließ. Mitten bei dem Mahle ergriff der Brautvater das Wort und trank auf das Wohl der Verlobten.

Hernach — es mochte eine halbe Stunde nach 9 Uhr sein — standen die Gäste auf, damit sie Kräfte für den kommenden Tag sammelten. Nochmals küßte Peter seine Margaret, flüsterte ihr ein Wort ins Ohr, darüber sie errötend lächelte, drückte ihr beide Hände, grüßte auch ihre Eltern und schritt mit den übrigen Gästen von dannen.

Als die holde Braut mit Vater und Mutter allein war, trat der erstere zu ihr und sprach, indem er lächelnd mit dem Finger drohte:

Margaret, ich sah da plötzlich die Perlenkette an deinem Halse; steht dir nicht übel, das muß ich einräumen, aber was hab' ich gestern von der Verordnung des Rates mitgeteilt?

Vater, ich weiß es genau, aber als mir Peter die Kette um meinen Hals legte, meint' er: Damit keine Strafe bezahlt werden muß, ist dies Kleinod grad' nur soviel wert, wie der gestrenge Rat gestattet; das kannst du allen sagen, die's wissen wollen. Würd' ja die Geldbuße deinetwegen auch gern zahlen, aber um des Geredes willen hab' ich sie vermieden!

Henning von Lietzen lächelte noch immer:

Nun, hier zu Haus bei uns thät' es ja nichts, wenn dein Geschmeid' kostbarer wär', als es sein darf, aber morgen, beim Hochzeitszuge mußt' dich einschränken!

Wie könnt' ich denn strafbaren Aufwand treiben, nachdem mir der schöne Schmuck genommen ist, den einst die Mutter getragen hat?

Sie sprach diese Worte mit heitrer Miene und ohne Bitterkeit, aber der Altermann wurde doch ernst, denn er dachte daran, daß die Geschmeide nun da waren, wo sie nicht sein sollten.

Häng' dein Herz, mein Kind, nicht an dergleichen Dinge, — antwortete er sanft — denn sie machen nicht glücklich! Ist's doch die Hauptsache, daß du einen rechtschaffenen Eheherrn bekommst!

Vater, deß' bin ich sicher! — sagte das Mädchen mit holdem Lächeln.

Als er nun fortgegangen war, trat die Mutter zu Margaret und fragte: Was hat Peter Hoges dir noch zugeflüstert? Es schien dir gar nicht unlieb zu sein.

Mütterchen, zwar war's eigentlich nur für mich, doch warum sollt' ich dir's verschweigen? ... Margaret, sagt' er, heute trennen wir uns noch, aber morgen giebt's keine Trennung mehr! Und wenn ich dich nach Kölln hinüberführ', sollst du noch besser geschmückt sein als jetzt!

Kann mir denken, was der gute Bursche damit andeuten will; — gab die Mutter zurück — wollen's ihm nicht wehren! ...

Am nächsten Vormittag war in den Straßen der beiden Städte muntres Treiben, wie sonst kaum an hohen Festen. Konnte man es doch keinem verdenken, wenn er die Werktagsarbeit unterbrach, denn des ersten Altermanns Tochter hat nicht alle Tage Hochzeit. An dem Mühlendamme, der von Kölln nach Berlin hinüberführt, standen viele Männer und Frauen umher, die dem Handwerkerstande angehörten; in den Häusern am alten Berliner Markte waren alle Fenster mit Gaffern besetzt, nicht minder in den Patrizierhöfen an der Mittelstraße wegen der Nähe des Hochzeithauses. Wollte man doch zunächst Peter Hoges, den Bräutigam, schauen, wie er von Kölln her seinen Einzug dort hielt.

Und nun ward es in der Menge lebendig, und alle Köpfe reckten sich aufwärts. Erklangen doch die Töne von Pfeifern und Geigern, eine Musik, die man heutzutage schwerlich schön finden würde, — aber damals hatte man sie nicht besser und wollte sie bei solchen Anlässen nicht entbehren. Wieder waren es nur sechs Spielleute, damit des Rates Gebot nicht übertreten wurde, die dem Zuge voranschritten; ihnen folgten Bräutigam und Brautführer und hinten nach die älteren Leute, Männer und Frauen in Paaren, soweit sie der Familie Hoges angehörten oder derselben befreundet waren.

Da ward zunächst des Bräutigams Anzug bewundert, und dieser war vornehm genug. Sein Wams war von hellbraunem Tuch, darüber trug er einen kurzen Mantel von rotem Sammet, mit kostbarem Pelzwerke verbrämt; von zweifarbigem Stoffe aber waren die Hosen, mehrfach geschlitzt, wie man es damals beliebte, und die Kappe, welche er auf dem Haupte hatte, bestand auch aus schönem roten Sammet. Nur wenig standen seine Gefährten an Pracht der Kleidung hinter ihm zurück, und was die älteren Personen anlangt, so sah man ihrem Aufzuge wohl an, daß sie trotz der schweren Zeiten mehr Geld übrig hatten als die meisten anderen Bürgersleute. Das besprach da manch einer der Zuschauer, zum andern gewendet, nicht immer freundlichen Blickes, denn zu allen Zeiten hat's Leute gegeben, die den Reichen ihren Reichtum mißgönnten und meinten, daß sie selbst den nämlichen Anspruch erheben dürften wie jene. Namentlich von den Gewerken dachten schon damals viele: Wenn die Patrizier mehr Mittel haben als wir, so kommt es nur daher, daß sie sich „mästen" von unsrer Arbeit, denn arbeiten sieht man sie nicht, und recht und billig ist's auch nicht, daß wir zwar, wenn es not thut, Speer und Schwert für die Stadt führen müssen, aber in den Rat nicht gewählt werden. — Trotzdem muß gesagt werden, daß bei diesem Aufzuge in der Menge eine freundliche Gesinnung vorherrschte und viele, die da umherstanden, nicht bloß aus Neugier gekommen, sondern auch weil die Familien, zwischen denen die Ehe geknüpft ward, allgemein beliebt waren. Die Hoges von Kölln thaten viel Gutes an den Armen, und Henning von

Lietzen, der erste Altermann, stand in dem Rufe, daß er ein gerechter und volksfreundlicher Mann sei.

Nicht lange währte es, so war der Zug bei dem Hochzeithause in der Mittelstraße angelangt. Von dem alten Markte bis dorthin waren die Wege sauber gekehrt und mit weißem Sande bestreut, auch hingen aus den Fenstern der Patrizierhäuser, dem Brautpaare zu Ehren, bunte Tücher und Blumengewinde, ja hin und wieder sah man an den Thüren auch Zweige von grünen Kiefern. Das hatte der Altermann nicht befehlen können, sondern die Nachbarn hatten es freiwillig gethan.

Nur zur Hälfte ging die nächste Stunde vorüber, bis aus Henning von Lietzens Hofe der feierliche Gang zur Kirche St. Nikolaus erfolgte, denn bloß ein kurzer Willkommentrunk ward den Gästen aus Kölln dargebracht, dann faßte Peter seine Margaret unter, und alle traten ins Freie.

Wie schön sie ist und wie prächtig sie aussieht! — ging nun das Geflüster durch die Menge. Und in der That stand der hohen, anmutigen Braut ihr lichtblaues Gewand gar wohl, dazu die Perlenkette, die „Möwenspangen" und der Kranz duftiger roter Rosen auf dem Lockenhaupte. Das aber schien Frauen und Mädchen unerhört, daß des ersten Bürgermeisters Tochter kein Geschmeide im Kranz hatte.

Solche Sparsamkeit kann man nicht billigen! — sagten die einen. — Es kommt von der Verordnung des Rates! — belehrten die anderen.

Aber was war das? Von dem hohen Turme St. Nikolaus' begannen plötzlich die Glocken ein volles, helles Geläut, und nun setzten auch auf St. Marien die Glocken ein, und von St. Peter in Kölln erhob sich das gleiche Feiergetön.

Lastet nicht auf unsrer Gemeinde — ging durch das Volk die erstaunte Frage — noch immer der doppelte Bann der Kirche, die unsre Seelen der Rache des Himmels, dem Feuer der Hölle anheimgegeben hat? Ist's um Margaret Lietzen, des Altermanns Tochter, daß heute die Kirchenglocken ihren Mund wieder aufthun — Gott zum Lobe und unsern Herzen zur Freude?

Da stand Theißen, der Ratmann, der auch zuschaute. Ihn bestürmten viele mit Fragen.

Wisset, daß wir nicht so viel gelitten haben durch Bann und Interdikt, — entgegnete er — wie andere, welche der Zorn der Kirche traf, ist besondere Gnade. Haben doch die Thüren unsrer Gotteshäuser nie völlig verschlossen gestanden, denn es gab immer etliche Geistliche, die mehr dem Markgrafen als dem Papste gehorchten. Und neuerdings haben Bernd von Zuden, unser Abgesandter beim Papste, dazu Nikolaus von Breslau, der für unsere Sache zu den Kardinälen nach Rom ging, manches wieder gut machen können. Gekostet hat es freilich Geld genug, aber der Brandenburger Bischof wäre nicht hergekommen, dem Schiedsgerichte vorzusitzen, wenn wir die Opfer nicht gebracht hätten . . .

Und nun ist alles in Ordnung gekommen und der Bann von uns genommen? — fragten mehrere.

Auf dem besten Wege ist's wenigstens, — fuhr der Ratmann fort — denn nachdem der Schiedsspruch dieser Tage gefällt ist, haben wir ehegestern ihn im Rate angenommen . . . Da steht uns wohl nichts mehr entgegen, daß die Glocken läuten — und wenn's bei Margaret Lietzens Hochzeit zum ersten Male geschieht, ehrt's nicht bloß unsern Altermann, sondern auch unsre ganze Gemeinde, der er

vorsteht, — und der Margaret gönn' ich's auch, denn sie ist ein holdseliges und ein herzensgutes Mädchen [1]) ...

Als nun die Braut das herrliche Glockengeläut vernahm, schaute sie ihren Peter voll Glückseligkeit an:

Peter, meinst du nicht auch, daß dies ein günstiges Vorzeichen ist? Haben die Glocken so lange geschwiegen, so müssen sie viel, viel Segen aufgesammelt haben, den sie nun in unsre Ehe hineinklingen!

So wollen wir's nehmen, Margaret! Wenn das Herz voll Liebe ist wie das unsrige, glaubt es wohl alles Gute und fürchtet nichts Schlimmes! ...

Wie drängte sich die Menge nach, als der Brautzug im Portal der Nicolauskirche verschwand! Denn wie heutzutage wollten viele hören, ob Bräutigam und Braut die Frage des Priesters mit einem deutlichen „Ja" beantworteten, und ob der Wechsel der Ringe ohne Zwischenfall von statten ginge, dagegen auf des Geistlichen Traurede achteten sie schon damals weit weniger. Übrigens gab es diesmal gar keinen weiteren Zwischenfall, es sei denn daß der greise Propst Eberhard sehr eindringlich von Gottes Gnade sprach und diesen Tag als einen so festlichen bezeichnete, wie ihn Berlin-Kölln seit lange nicht erlebt hätte. Darüber wurde hernach viel geredet, ob er es auf die Hochzeit im Hause des Altermanns oder hauptsächlich auf die Erneuerung des Glockengeläuts bezogen habe.

Als hierauf die jungen Eheleute sich zum Heimwege anschickten, machte sich Peter Hoges einen Augenblick um seine Margaret zu schaffen. Hatte aus der Tasche ein Kästchen gezogen, und das hellleuchtende Geschmeide, welches drin gelegen, in dem Rosenkranze auf ihrem Haupte befestigt:

Jetzt bist du mein lieb Eheweib; nun darf ich dich schmücken, soviel ich will, — und niemand geht es etwas an als mich — auch deinen Vater nichts, ob er gleich Altermann ist!

Aber das Verbot, Peter, — die Strafe? ...

Laß gut sein, Margaret, — ich will sie schon abmachen! ...

Nun hatten die guten Leute wieder etwas Neues zu bereden. Denn das Geschmeide glänzte von Gold und Rubinen gar hell in der Sonne, daß es allen auffiel und einer den andern fragte, woher das plötzlich gekommen, und ob es wohl mit dem Erlasse des Stadtrates in Einklang zu bringen sei.

Henning von Lietzen, der Brautvater, aber that, als ob er nichts davon sähe. Und Freude und Festlärm ließen wohl nicht lange auf dergleichen achten.

Bei dem Hochzeitsmahle ging es gar hoch her, — doch nicht höher, als es erlaubt war. Die Zahl der Festgenossen betrug grade 80, die von 20 Drosten bedient wurden, und 5 Gerichte wurden aufgetragen, während jene 6 Spielleute tapfer musizierten. Der edle Wein, der aus Welschland und vom Rheinstrome herstammte, — denn was an den Bergen Thüringens oder gar am Tempelhofer Berge über Kölln gewachsen war, wäre bei diesem Feste im Hause des Altermanns von Kölln-Berlin nicht gut genug gewesen — floß in Strömen, sodaß bald viele Gesichter rot wurden. Gegen Abend jedoch, als es kühler zu werden anfing, zog die Festgesellschaft in den geräumigen Hof. Der war schön mit Grün und

1) Bernd von Zuden wurde 1334 an den Papst nach Avignon, Nikolaus von Breslau 1335 nach Rom entsandt. Daß die Glocken der Marienkirche seit Sommer 1335 wieder geläutet wurden, ist jedenfalls sicher. Die Annahme des Schiedsspruches stellte dies auch für die übrigen Kirchen in Aussicht.

Blumen geputzt und dick mit weißem Sande bestreut; im Umkreise standen Bänke für die Gäste. Dort, unter dem Blätterdache der alten Linde, die wohl schon stand, als Marsilius die ersten Ansiedler hereinführte, und die damals in voller Blütenpracht war, belustigten sich nun die Festgenossen am fröhlichen Reigen, nicht bloß die jungen, sondern auch die alten; letztere allerdings nur hin und wieder, und dann nur auf ganz kurze Zeit. Meist saßen diese zur Seite und schauten dem Treiben der Jugend zu, wobei sie nicht versäumten, dem guten Getränk des Hochzeitvaters fleißig zuzusprechen.

Endlich sank die Sommernacht auf die Spreestädte hernieder. Schnell wurden Fackeln entzündet, aber nicht, um bei ihrem rötlichen Scheine das frohe Treiben noch späthin fortzusetzen, wozu die laue Sommernacht einzuladen schien. Das verbot die Verfügung des Rates selbst für die Hochzeit in Patrizierhäusern. Als die „letzte Glocke" die 10. Stunde verkündete, schieden auch die letzten Gäste aus dem Hofe Hennings von Lietzen. Kurz vorher war das junge Ehepaar seinem freundlichen Heim entgegengezogen. Das war ein Anlaß, der nochmals die Bevölkerung in lebhafte Bewegung versetzte. Pfeifer und Geiger voran und von zahlreichen Dienern mit hellen Fackeln begleitet schritten die jungen Leute über den alten Markt und den Mühlendamm hinüber nach Kölln. Singend und scherzend gaben Verwandte und Freunde ihnen bis vor die Hausthür das Ehrengeleit; aber nachdem sich hinter den Neuvermählten dieselbe geschlossen hatte, zerstreuten sich schnell alle Teilnehmer, und noch bevor die 11. Stunde verstrichen war, breitete sich auch an diesem Tage lautlose Stille über die Spreestädte aus.

8.

Aus der Zeit des falschen Waldemar.

Am letzten Augustsonntage des Jahres 1348 war die St. Petrikirche in Kölln äußerst stark besucht. Die Predigt nach dem Hochamte sollte, wie es hieß, der Priester Dietrich von Eimbeck halten, der seit kurzer Zeit hier amtierte und sich den Ruf eines guten Kanzelredners erworben hatte. Wer in den Spreestädten mit dem Regimente der Wittelsbacher unzufrieden war, hing ihm an, weil er mit großer Offenheit die Schäden desselben zu tadeln pflegte, aber auch von den Gegnern kam mancher zu ihm in den Gottesdienst, sei es aus Neugierde, sei es weil die eindringliche Redeweise des Mannes eine besondere Anziehung ausübte. Die Erwartung, auch diesmal von dem eifrigen Priester einen eigenartigen Redeerguß zu vernehmen, sollte noch übertroffen werden. Er begann mit heftigen Angriffen gegen das herrschende Fürstenhaus.

Seit 24 Jahren — rief er — ist der Markgraf im Lande, welcher uns aus der Ferne gesandt ward, den Thron des Ballenstädter Bären einzunehmen; Gott und die Heiligen haben uns bisher Geduld gegeben, ihn zu ertragen. Aber Zeit ist's, nun endlich zu prüfen, ob es nicht Gottes Wille sei, das Joch abzuwerfen! . . . Höret mich an: Als der große Ballenstädter in den Marken erschien, fand er wenig bebautes Land, wohl aber endlose Waldgründe und ausgedehnte Sümpfe darin, und heidnische Wenden führten ein ärmliches Dasein auf unwirtlicher Scholle. Wie griff er da ein mit kräftiger, geschickter Hand, von Klosterbrüdern und Priestern redlich unterstützt! Allenthalben erwuchsen blühende Dörfer und Städte; aus der Einöde ward ein großer Garten des Herrn, und von dem Elbstrom dehnte sich das Staatswesen unter seinen Söhnen, Enkeln und Urenkeln über die Oder hin zur Warta aus, ja näherte sich dem baltischen Meere im fernen Pomerellen. In jenen Zeiten ward an der Stätte wendischer Fischerhütten auch der Grund zu euern Schwesterstädten gelegt, und unter weiser Fürsorge des gottbegnadeten Fürstengeschlechts wuchsen dieselben schnell zu kräftigen Gemeinwesen empor . . . Männer und Frauen von Kölln und Berlin, ich frage euch: wie steht es nun? Sind eure Städte seit des edlen Hermanns, seit des großen Waldemars glücklichen Zeiten in der gesegneten Entwicklung weiter fortgeschritten, — haben sie sich auch nur auf der Stufe zu erhalten vermocht, welche sie damals eingenommen? Zwar Gut und Blut habt ihr unausgesetzt für den fernher ge-

kommenen Fürsten geopfert, aber euerm Gemeinwesen ist's nimmer zu statten gekommen. Inner- und außerhalb eurer Städte herrschen Not und Elend. Euer Handel und eure Gewerbe liegen völlig darnieder; wer sich nur wenige Schritte vor die Thore hinauswagt, fällt Strauchdieben und Mordgesellen zum Opfer. Wo durch das märkische Land hin ehedem weite Strecken üppige Fruchtfelder trugen, welche nicht nur die einheimische Bevölkerung mit reichlichem Brote versahen, sondern auch die Schiffe eurer Kaufleute für die Fahrt gen Magdeburg und Hamburg befrachteten, hat die Wildnis längst vergangener Zeiten wieder Platz gegriffen, und wo der Landmann, dem wachsenden Unheil zum Trotz, noch immer Samenkörner auszustreuen wagt, da verweigert der zürnende Himmel die Ernte, indem er die Halme durch Sonnengluten verdorren oder durch wilde Wasserwogen untergehen läßt! Ist's zu verwundern, wenn zahlreiche Bürger von Kölln und Berlin, die einst reichliche Nahrung hatten, jetzt nur noch von den Almosen mitleidiger Freunde und Nachbarn leben — und diese selbst nicht mehr wissen, wie sie die nötigsten Erfordernisse des irdischen Daseins befriedigen sollen?

Einen Augenblick hielt er inne, als wollte er den Eindruck seiner Worte beobachten. Und wie zu erwarten war, fühlten sich die Hörer ergriffen. Leise, aber doch vernehmbar rauschte durch die Versammlung die Überzeugung, daß die Zeiten sich unaufhörlich verschlimmert hätten. Und nun fuhr der Priester mit erhobener Stimme also fort:

Erkennet die Zeichen der Zeit: Dieses Markgrafen Vater, der dem Willen Gottes zuwider das königliche Szepter an sich gerissen, gegen des heiligen Vaters Gemahnen auch zu Rom die Kaiserkrone sich angemaßt und das deutsche Land dann mit den Schrecknissen des Bürgerkrieges erfüllt hat, — ein seiner würdiges Ende hat er gefunden: Als er nach üppigem Mahle der Bären Fährte nachjagte, ward er selber plötzlich von Tod und Teufel erjagt, indem er jählings vom Pferd sank! Nicht einmal die Gruft seiner Väter ward dem Gebannten zum ewigen Schlummer geöffnet! . . . Aber mehr noch: Von den Seestädten her, und nicht minder über Land vom fernen Süden nahen die Würgengel einer rasch hinmordenden Seuche; schon schweben düstere Schatten vor ihnen her; schon vernimmt man aus der Ferne ihr gräßliches Rauschen! Was soll aus euch werden, wenn sie über die Spreestädte herfallen? . . .

Abermals unterbrach er den schnellen Fluß seiner Rede. Da bebte und zuckte es noch lauter durch die dichtgedrängte Menge. Auf den Gesichtern der Frauen lagerte sich Furcht und Entsetzen, auch viele Männer fühlten sich ergriffen. Hin und wieder vernahm man, wenn auch gedämpft, den Ruf: Er redet die Wahrheit! Es ist ganz furchtbar!

Ich weiß, — begann der Priester aufs neue — daß viele von euch in der unsäglichen Not, die das märkische Land überkommen, betend die Hände gen Himmel erhoben haben, Hülfe und Rettung ersehnend. Ich selber habe oftmals den bebenden Ausruf vernommen: Möchte der große Waldemar zurückkehren, der uns vor 29 Jahren in frischester Manneskraft zu Bärwalde dahinstarb! . . . Männer und Frauen von Kölln und Berlin, öffnet eure Augen, um zu schauen: Jenen schrecklichen Zeichen der Zeit stehen andere gegenüber, die eine Wendung zum Bessern verheißen! An des gottvergessenen König Ludwigs Statt, der jäh in seinen Sünden dahinfuhr, hat König Karl zu walten begonnen, der ein frommer Diener der Kirche, ein Freund und Vater der Bedrängten und mit göttlicher Weisheit

gesalbt ist. Von dem Böhmerlande her, das sein Szepter mit reichem Segen erfüllt, nimmt er auch zu euch seinen Weg, um euer langjähriges Elend zu bannen!... Aber noch Größeres: Habt ihr die Wundermär nicht vernommen, die seit Jahren durch die Gaue des märkischen Landes flog? Woher sie kam, — wer wird's ergründen? Bald in den Klosterkirchen von Lehnin und Chorin, wo die edlen Ballenstädter, die Begründer eurer Städte, die unvergeßlichen Wohl-

thäter des Vaterlandes, schlummern, bald in den Domen von Brandenburg und Havelberg, die noch zu des großen Bären Lebzeiten erbaut worden sind, sah man eine hohe, würdige Gestalt mit langem, weißem Barte und im Gewande eines Pilgers. Wer ihn bemerkte, der ward wunderbar ergriffen von dieser achtunggebietenden Person, und die, so den großen Waldemar noch geschaut, wurden von der Ähnlichkeit überrascht, die mit dessen Antlitz das jenes Greises hatte. Wenn er angeredet ward, winkte er schweigend und war plötzlich wieder verschwunden. Wohl schüttelte mancher bedenklich das Haupt und sprach bei sich selbst: Was soll das bedeuten? Waldemar ward in Chorin bei seinen Vätern bestattet, —

woher kommt die Ähnlichkeit dieses Greises mit ihm? ... Männer und Frauen von Kölln und Berlin! Das Volk, welches im Lande umher unter dem Drucke der Wittelsbacher seufzt, hat schon die Frage beantwortet: der große Waldemar — sprach es — ist zur Rettung seiner Märker wiedergekommen! ...

Die Aufregung der Gemeinde hatte ihren Höhepunkt erreicht. Unwillkürlich hatten sich die Leute von den Sitzen erhoben; von den Lippen vieler kamen Ausrufe des Erstaunens, der tiefsten Bewegung und unterbrachen den Redner. Als endlich die Ruhe allmählich zurückkehrte, schloß der Priester:

Ja, der große Waldemar ist wirklich wiedergekommen; heute morgen empfing ich die Gewißheit davon! Ihr aber betet mit mir zu Gott und den Heiligen, daß der einst schmerzlich beweinte, nun zurückgekehrte Fürst auch zu eurer Rettung in den Spreestädten baldigst erscheine! ...

Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Predigt. Wie ein Lauffeuer pflanzte sich ihr Inhalt durch Straßen und Gassen hin fort. Allenthalben bildeten sich Gruppen, welche mit lebhaften Geberden darüber sprachen. Daß der Priester die Ungunst der Zeiten in Zusammenhang mit dem Markgrafen Ludwig und dessen Vater gebracht, daß er seine Hoffnung auf den neuen König, Karl von Luxemburg, gesetzt hatte, war nichts so Außerordentliches, wohl aber die schreckliche Weissagung von dem Nahen der schnell tötenden Pest — und ihr gegenüber die ganz bestimmte Kunde von dem Wiedererscheinen des schmerzlich beweinten Markgrafen Waldemar. Hatte man bisher ungläubig den Kopf geschüttelt, wenn hier und da das Auftauchen eines rätselhaften Pilgers verlautet hatte, so nahmen jetzt viele die Sache für sicher, andere rangen zwar noch mit Zweifeln, aber sie hofften, daß das Gerücht sich demnächst bewahrheiten werde; nur ein kleinerer Teil urteilte spöttisch: Das ist nur ein Märchen für leichtgläubige Weiber und Kinder! Noch niemals ist ein Mensch, nachdem man ihn vor aller Augen in die Gruft gesenkt, nach nahezu einem Menschenalter wieder in Fleisch und Blut erschienen! ... Merkwürdig, daß an diesem Tage nichts Näheres zu erfahren war. Wo und wie der große Waldemar wieder erschienen sei, fragte man allenthalben vergeblich. Schade, daß es grade Sonntag war; sonst wäre die Menge nach dem Rathause auf der Langen Brücke geeilt, um sich bei dem ersten Altermann oder dem Stadtschulzen nähere Auskunft zu holen. Aber heute waren die Sitzungszimmer dort oben geschlossen, und wenn man ein Mitglied des Stadtrates befragte, hieß es: Es ist nichts Genaueres bekannt; wer weiß, woher Priester Dietrich seine Kunde hat! — Und dieser? Vielfach bestürmt, gab er immer nur die eine Antwort: Verlaßt euch darauf, daß ich die Wahrheit gesprochen: Ja, der große Waldemar ist wirklich wieder erschienen; das übrige weiß ich selber noch nicht; Gott wird uns, wie ich hoffe, bald des Weiteren unterrichten!

In der That erfolgte sehr schnell genauerer Aufschluß über das viel besprochene Ereignis. Am nächsten Morgen luden Stadtdiener mit größter Eile die Mitglieder des Rates zu einer Sitzung ein. In aller Frühe, hieß es, sei ein berittener Bote von Magdeburg her angekommen, welcher wichtige Nachrichten überbracht habe.

Wundersam — begann der Altermann Jakob von Rathenow, nachdem er die Versammlung eröffnet, — ist der Inhalt eines Schreibens, welches mir heute zugegangen ist. Es ward zu Wolmirstedt geschrieben und stammt aus des Erzbischofs Kanzlei ...

Der Erzbischof ist unsers Markgrafen Feind, — rief Peter Moskow — und wir haben keine Gemeinschaft mit ihm!

Trotzdem werden wir dieses Schreiben nicht ungelesen beiseite legen dürfen, — begann Rathenow wieder — ja, wir haben alle Ursache, dessen Inhalt sorgsam anzuhören ... Vor fünf Tagen — so wird hier berichtet — erschien in dem Schlosse zu Wolmirstedt, allwo der Erzbischof jetzt Hof hält, ein greiser Pilger von hoher Gestalt und begehrte den Prälaten zu sprechen. Nur am Vormittage, entgegneten die Diener, hält der Fürst Empfang ab, und jetzt sitzt er mit erlauchten Gästen beim Mahle. Komm also morgen wieder, denn selbst nach Aufhebung der Tafel läßt unser Herr niemand mehr vor! Aber der Pilger ließ sich nicht abweisen, verlangte wiederholt, bei dem geistlichen Herrn angemeldet zu werden, und als er dies nicht erlangen konnte, erbat er sich einen Becher Weins, der ihm wie jedem Pilger ohne Umstände zu teil ward. Schnell leerte der Fremdling den Becher, ließ dann in denselben einen großen goldnen Siegelring gleiten und forderte, daß das Gefäß dem Erzbischof selber überbracht werde. Das thaten die Diener ohne Widerrede. Ein seltsamer Pilger; — sprach der Prälat, als er das Gefäß entgegennahm und den Vorgang erfuhr, zu seinen Gästen — er hat meine Gabe mit einer Gegengabe vergolten, die wertvoll zu sein scheint! ... Damit schüttet er den Ring auf die Tafel, schaut diesen aufmerksam an und sagt unter Kopfschütteln: Das Kleinod ist von schwerem Golde und auf seinem Steine befindet sich das Wappen der Ballenstädter Fürsten! ... Siehe da: Um das letztere lese ich auch des großen Waldemar Namen! — Nun geht der Ring an der Tafel von Hand zu Hand; alle betrachten denselben erstaunt, ein alter Ritter aber, der unter dem Markgrafen Waldemar selber gedient hat, erklärt, daß er sich gar wohl erinnere, den nämlichen Ring an dieses Fürsten Hand erblickt zu haben. Man ruft den Pilger herein. Woher hast du den Ring, — forscht der Erzbischof — und wer bist du? — Mein ist das Kleinod, — erwidert er — und nur mein Erbe soll es empfangen! Wer aber denjenigen gekannt hat, dessen Name das Wappen umgiebt, möge euch verkünden, für wen ihr mich zu halten habt! — Während er mit ruhiger Würde also spricht, schaut ihm der alte Ritter in sein Antlitz, und sofort tönt es von dessen Lippen: Er ist's — Waldemar, der große, unvergeßliche Markgraf, welchen das Brandenburger Volk noch immer schmerzlich beweint! ... Ihr habt mich erkannt; — antwortet der Pilger — ja, ich bin der totgeglaubte Markgraf Waldemar! Eine unbeschreibliche Aufregung hat sich der Tischgesellschaft bemächtigt, doch der Erzbischof bewahrt seine Fassung. — Beweise deine Behauptung, — ruft er — denn nicht sind wir leichtgläubige Weiber und Kinder, sondern Fürsten des Reiches und der Kirche! Wie willst du beglaubigen, daß vor 29 Jahren selbiger Markgraf nicht gestorben ist, daß sich Fürstin Agnes und all' die Ritter und Geistlichen getäuscht haben, als sie dessen entseelten Körper im Kloster Chorin zu bestatten glaubten? — Bei dir, der du denjenigen nicht gekannt hast, dessen Namen zu führen mein Recht ist, — versetzt mit Würde der Pilger — wird es stehen, durch zuverlässige Richter meine Angaben prüfen zu lassen. Schon jetzt sei bemerkt: Nach kurzer, schwerer Krankheit ward ich von einem Starrkrampfe niedergeworfen und lag gleich einem Toten auf meinem Lager mit völlig geschlossenen Augen. Während ich nun schmerzlich beweint ward, faßte ich den Entschluß, sofern ich aus meinem todesähnlichen Schlummer noch vor dem Begräbnisse erwachen würde, der weltlichen Macht zu entsagen und ein gottgeweihtes Leben zu

beginnen. Und siehe, wirklich lösten sich noch rechtzeitig bei Nacht, als mein Sarg in der Klosterkirche Chorin vor dem Altare stand, um am folgenden Tage in die Gruft versenkt zu werden, die Fesseln, welche meinen Geist und Körper bleiern bedrückten. Zum Schrecken meiner Wächter erhob ich mich plötzlich im Leichengewande, und durch Bestechung gelang mir's, sie zu bewegen, daß sie den Sarg sofort wieder schlossen und durch feierliche Eide gelobten, bis zu ihrem eigenen Tode das Geheimnis treu zu bewahren. Also wurde der künstlich beschwerte Sarg *ohne* meinen Körper der Gruft übergeben, ich aber zog im Pilgergewande unerkannt in die Ferne ... Schwer ist dies alles zu glauben! — unterbrach ihn der Erzbischof — Dieser Waldemar war, wie man hört, ein thatkräftiger Fürst, der das Leben liebte und im Kriege Heldenwerke vollbrachte; wie sollte er sich zu solcher Entsagung entschlossen haben? — Ruhig entgegnete der Fremdling: Früh zur Herrschaft und durch vorzeitigen Tod meiner Verwandten in den Besitz des gesamten Erbes Albrechts des Bären gelangt, begann ich meine eigenen Wege zu wandeln, die der göttlichen Ordnung widersprachen. Meine Muhme, des Markgrafen Hermann jugendliche Tochter, begehrt' ich hartnäckig zur Gattin, wiewohl die Kirche eine Ehe in so naher Verwandtschaft verbietet. Zwar gewährte der heilige Vater auf meinen dringenden Wunsch den erforderlichen Dispens und ich liebte die Fürstin, wie sie es verdiente. Aber bald zeigte mir Gott durch schwere Strafen mein Unrecht. Während der vordem so saftreiche Stamm Albrechts des Bären Blätter auf Blätter verlor und dadurch in mir immer stärker die Sehnsucht ward, demselben neue frische Triebkraft zu geben, mußte ich erkennen, daß unsre Ehe unfruchtbar blieb. Vergeblich suchte ich alle heiligen Stätten des Landes auf, um durch Gebete das schwere Verhängnis zu bannen; vergeblich stattete ich viele geistliche Stifter, insonderheit Chorin, mit Schenkungen aus, damit die Fürbitte von Mönchen und Priestern mein eignes Flehen verstärkte; da verlor ich endlich den Mut und gelangte zu jenem Entschlusse, wenigstens meine *Seele* zu retten. Nachdem ich das Pilgergewand angethan, zog ich die einsame Straße gen Avignon, warf vor dem Papste mich nieder und erflehte mir Rat und Hülfe. Dieser billigte meinen Entschluß, den fürstlichen Purpur niederzulegen, und gebot mir, an den heiligen Stätten im Morgenlande demütig vorüber zu wandeln, bis mein Herz zum Frieden gelange. Ist's Gottes Wille, — setzte er tröstend hinzu — so kann er dich später wohl wieder über Land und Leute erheben ... Schon begann in dem Erzbischof der Zweifel zu weichen, und ruhiger stellte er die Frage: Und wo hast du die langen Jahre bisher verbracht? — Betend zog ich rastlos im gelobten Lande von einem der Orte, die durch des Heilands oder seiner Apostel Wirken geweiht sind, zum andern, — hob wieder der Pilger an — bis meine Seele des Friedens Rückkehr verspürte. Eben begann in mir der Entschluß zu reifen, den Seeweg zur Heimat zu suchen, da fiel ich in der Ungläubigen Hände und mußte nun viele Jahre hindurch eines Sklaven harte Knechtschaft ertragen. Endlich rührte Gottes linde Güte durch ein Wunder der Ungläubigen Herz, daß sie die Freiheit mir schenkten und für die Heimkehr mit Geldmitteln mich ausrüsteten. In Venedig stieg ich ans Land. Dort forscht' ich bei dem ersten Deutschen, der meinen Pfad kreuzte, nach dem Lande meiner Väter, der Mark. Ach, er wußte nur von des Vaterlandes Verödung, von des Volkes Elend zu sagen, und wo ich sonst noch fragte, ward mir dieselbe schreckliche Antwort zu teil. Da sucht' ich aufs neue den Rat des Papstes zu Avignon. Der hörte gerührt den Bericht meiner Schicksale, dann rief er: *Darum* hat Gott die Schuld

dir vergeben und dich durch alle Fährnisse hindurch geleitet, daß du deinem unglücklichen Lande als Retter erschienest! Ziehe hin in Frieden! — Und er entließ mich mit dem apostolischen Segen ... Also bin ich gekommen, und will das Werk nun vollführen. — Worin besteht dies, mein Freund? — fragte sinnend der Erzbischof. Lebhaft versetzte der Pilger: Nicht mehr trachtet mein Sinn, wie vordem in irdischer Hoheit prunkvoll zu thronen, doch mein märkisches Volk vom schrecklichen Elend zu befreien, das der gottlose Zwingherr verschuldet hat, und das brandenburgische Land in die Hände meiner rechtmäßigen Erben, des Herzogs Rudolf von Sachsen und der Fürsten Waldemar und Albrecht von Anhalt, zu übergeben, soll meine Aufgabe sein. — Da versprach der Gebieter des Magdeburger Hochstiftes: Sofern du deine Echtheit zu erweisen vermagst, will ich dich bei diesem Werk unterstützen! — Der Prälat behielt den Pilger als Gast in seinem Palaste, ordnete aber an, daß die Wahrheit jener Angaben geprüft werde ...

In atemloser Spannung hatten die Mitglieder des Rates den Mitteilungen des Bürgermeisters gelauscht, und auch die ausgesprochenen Anhänger des Markgrafen Ludwig nicht gewagt, dieselben zu unterbrechen. Verband doch ein jeder von ihnen, mochte er auch sonst von den Anschauungen des andern wesentlich abweichen, mit Waldemars Namen die Erinnerung großer und glücklicher Zeiten und empfand eine unwillkürliche Neigung an die wunderbare Kunde zu glauben. Als aber Jakob von Rathenow schwieg, erhoben sich schnell die lebhaftesten Bedenken und Zweifel.

Alles klang gar schön, — rief Peter Moskow — und keiner hat wohl um den großen Waldemar mehr Thränen vergossen als ich; — aber solche Geschichte zu glauben, ist doch ein gar starkes Stück!

Will der Erzbischof die Angaben prüfen, — urteilte Ebel Dobler — kann's uns recht sein, und wir wollen's vorerst noch abwarten!

Da sprach der Bürgermeister:

Eine Nachschrift find' ich hier noch; sie besagt kurz und bündig: Tags darauf sei es dem Pilger gelungen, alle Zweifel des Erzbischofs an der Echtheit des „wiedergekehrten" Markgrafen Waldemar zu zerstreuen!

Jetzt grade erwachte jedoch ein stärkerer Widerspruch, als vorher.

Der geistliche Herr hat sich, wie mir scheint, die Untersuchung nicht schwer werden lassen! — bemerkte Thilo von Campen — Müßten nicht alle, die dem großen Waldemar nahegestanden haben, sofern sie noch leben, zur Prüfung des fremden Pilgers versammelt werden?

Und wenn der Herr Erzbischof nebst zehntausend Weisen — setzte Bethke Jüterbogk heftig hinzu — sagen sollte, der Fremdling sei Waldemar, so müßten wir selber es gleichfalls noch prüfen!

Nach 29 langen Jahren soll der Fürst wiedergekommen sein; — spottete Klaus von Britzke — überlassen wir's der Geistlichkeit, solch ein Wunder zu glauben!

So und ähnlich lauteten die Urteile.

Der Herr Erzbischof — hob nun der Altermann an — hat geglaubt, diesen Bericht übersenden zu sollen; wir wollen's ihm danken, denn derselbe ist merkwürdig genug. Aber eine weitere Folge können wir der Sache nicht geben. Fürst Ludwig von Wittelsbach ist nun einmal unser Markgraf, und dabei muß es bleiben, wenn nicht besondere Umstände es ändern ... Seid ihr der nämlichen Ansicht?

Als sich allgemeine Zustimmung kund that, erklärte Jakob von Rathenow:

Beschlossen ist, vorläufig alles beim Alten zu lassen! — Und damit hob er die Sitzung des Rates auf.

Mit lebhafter Spannung hatte die Bürgerschaft den Schluß dieser außergewöhnlichen Ratsversammlung erwartet. Denn nachdem der Priester Dietrich von Einbeck schon am Vortage durch seine Rede eine begreifliche Aufregung erzeugt hatte, war an diesem Morgen das Gerücht in Umlauf gekommen, daß durch Briefe an den Rat die Wiederkunft Waldemars bestätigt werde. Deshalb fanden die heimkehrenden Ratsherren eine tausendköpfige Menge auf der Langen Brücke und wurden aus deren Mitte durch Fragen bestürmt. Da zeigte sich denn sofort, daß die Entscheidung des Stadtregiments nur wenig Beifall hervorrief, vielmehr von den meisten die Wiederkehr des großen Waldemars geglaubt und demgemäß geurteilt wurde, daß nach dem Ergebnisse der erzbischöflichen Untersuchung eine abwartende Haltung nicht mehr zulässig sei. Als dann selbst Gegner des herrschenden Fürsten beruhigend sagten, damit, daß man vorläufig nicht Partei für den Fremdling ergriffen, habe man sich keineswegs für alle Zeiten *gegen* denselben erklären wollen, beruhigten sich die Leute ein wenig, aber sie zerstreuten sich doch nur, um hier und da kleinere Gruppen zu bilden, in denen eine Vergleichung der früheren mit den jetzigen Zeiten angestellt wurde, welche natürlich sehr zu Ungunsten des Wittelsbachers Ludwig ausfiel. In den Herbergen drehte sich die Unterhaltung ausschließlich um den nämlichen Gegenstand.

Inzwischen gingen die Ereignisse schnell vorwärts. Nachdem sich der Erzbischof für die Echtheit des wiedergekehrten Waldemars entschieden, waren die Grafen von Anhalt bei ihm eingetroffen, und auch Herzog Rudolf von Sachsen hatte sich der Verbindung angeschlossen, welche darauf abzielte, den rätselhaften Pilger als Herrn der Marken einzusetzen, damit er dieselben auf seine „Vettern“ weiter vererben könne. Nach dem in Wolmirstädt beratenen Plane und mit einem von den Ballenstedtern aufgebrachten Heere begann dieser Waldemar sofort seinen Zug ins brandenburgische Land. Zunächst fand er nur geringen Widerstand. Die Städte der alten Mark öffneten ihm nicht nur ihre Thore, sondern holten ihn auch unter Vortritt der Ratsherren und Geistlichen mit Kreuzen und Kirchenfahnen feierlich ein. Und wenn auch einzelne Burgen zwischen der untern Havel und Elbe, wie Sandow, Jerichow, Plaue erstürmt werden mußten, so stand doch bald der Weg nach der Mittelmark offen. Nachdem er noch ein Bündnis mit den Fürsten von Mecklenburg, Pommern und Holstein geschlossen, richtete er an die Städte der östlichen Landesteile die Aufforderung, sich ihm zu ergeben. In der That beugten sich Brandenburg, Rathenow sowie die Städte der Priegnitz, nachdem er deren alte Rechte nicht nur bestätigt, sondern noch erweitert hatte.

Es war zu Anfang September, als in den Spreestädten gleichzeitig mit der Nachricht von dieser Unterwerfung eine Botschaft Waldemars eintraf, welche Ratmannen und Innungsmeister ersuchte, ihm gleichfalls zu huldigen. Dieses Schriftstück war sehr mild abgefaßt, denn es „bat und mahnte die Berliner bei Treue und Ehre“, verhieß, daß ihnen die Bereitwilligkeit zur Huldigung „mit Dank anerkannt werden“ solle, und schloß mit den eigentümlichen Worten: „Huldiget ihr uns nicht, so müssen wir euch weiter gemahnen.“

Noch immer zögerte der Rat der Schwesterstädte, denn die Wittelsbacher Partei hatte in ihm die entschiedene Mehrheit. Doch um so eifriger waren die Gegner des Markgrafen Ludwig bei der Arbeit, um in gewaltsamer Weise eine Wendung zu Gunsten Waldemars herbeizuführen. Geleitet wurden diese Be-

strebungen durch den Propst Friedrich von Berlin, dem Priester vom Schlage Dietrichs von Eimbeck und einige Bürger, namentlich Nikolaus Ulemann, Johann von Heckelwerk, helfend zur Seite standen. Endlich glaubten diese „Guelfen" ihre Stunde gekommen.

Am Spätnachmittage des 18. Septembers fand sich auf dem Kirchhofe bei St. Nikolaus eine zahlreiche Menge zusammen. Eben noch hatte der Rat eine wiederholte Aufforderung Waldemars, ihm zu huldigen, mit Stimmenmehrheit abgelehnt, und nun war das Gerücht entstanden, daß der allerorten siegreiche „Ballenstedter" im Bunde mit dem Erzbischofe sowie den Fürsten von Sachsen und Anhalt ein gewaltiges Heer gegen die widerspenstigen Spreestädte heranführe. Das erregte in den einen Furcht und Schrecken, in den anderen heftige Erbitterung gegen den Rat, und als die Anhänger Waldemars, wohl wegen der Nähe der Propstei, nach jenem Kirchhofe zogen, schloß sich ein großer Teil der übrigen Bürgerschaft an. Jetzt erschien Dietrich von Eimbeck, um in seiner packenden Redeweise die Gemüter des Volkes zu entflammen. Mit lauter Stimme sprach er:

Habe ich euch früher als andere das wunderbare Ereignis verkündet, daß euer großer Waldemar wiedergekommen sei, so frage ich euch jetzt, wo niemand mehr diese Thatsache bestreiten kann, ob *ihr allein* nicht teil haben wollt an dem Glücke, das dem märkischen Volke aufs neue heraufsteigt! Euer Rat widerstrebt trotzig dem milden Mahnrufe des hochherzigen Retters; — warum? Weil er mehr nach der Patrizier Vorteil als nach dem Heile des Landes und Volkes fragt!... Und ihr *duldet* das ruhig? Auf den Pfaden des Unheils seid ihr bis zum jähen Abgrund gelangt; wollt ihr dem tödlichen Sturze entrinnen, so ermannet euch endlich; tretet entschlossen dem Rate entgegen — *zwingt* ihn, mit dem *Wittelsbacher* zu *brechen*!

Laute Rufe gingen durch die Menge; sie bewiesen, daß die beabsichtigte Wirkung erzielt worden war.

Fort mit dem gottlosen Wittelsbacher! Es lebe Waldemar, unser teurer, unvergeßlicher Markgraf!

Doch dieses Geschrei, welches von lebhaften Handbewegungen begleitet war, erlitt eine unerwartete Unterbrechung. Eine kleine Schar verwegener Männer stürmte heran und suchte sich durch den dichten Menschenknäuel zu dem Redner hindurchzuarbeiten. Kopkin von Rode und Heinrich Hemmerer, von früher her bekannt als kühne Parteigänger des Markgrafen Ludwig,[1]) führten sie an und schienen es unmittelbar auf die Person des Priesters abgesehen zu haben.

Folgt ihm nicht, Mitbürger! — stieß Kopkin hervor — Rechtschaffene Leute hassen *Untreue* gegen ihren Fürsten!

Erstaunt stand die Menge; einen Augenblick verstummten selbst die ärgsten Schreier, während Dietrich von Eimbeck sich zu einer heftigen Entgegnung anschickte. Aber schon hatte Kopkin ihm das Wort vorweggenommen.

Pfui über dich, Priester, — wendete er sich an jenen — der du arglose Leute, welche deinem Gewande vertrauen, verführen willst, jenem *Betrüger*, welcher sich Waldemar nennt, zu huldigen! Noch leben im ganzen Lande, auch in Kölln-Berlin, zahlreiche Zeugen, die vor 29 Jahren den echten Waldemar tot auf der Bahre geschaut haben und aus eigner Beobachtung bestätigen können, daß er selbst auch in das Grab seiner Väter versenkt ward! Wann seit Menschen-

1) Vgl. Nr. 6 (Propst Nikolaus von Bernau).

gedenken ist jemals ein Verstorbener nach langer Jahre Verlauf wieder dem Grabe entstiegen? ... Wisset, daß grimmige Feinde des jetzigen Landesherrn, — jene, die ihm bisher unaufhörliche Schwierigkeiten bereitet, — dieses elende Possenspiel ersonnen haben, um die Herzen zu bethören, welche noch immer um der Ballenstedter jähes Dahinsterben bluten! Als der große Waldemar noch am Leben war, haben auch ihm oftmals Priester die Wege gehemmt; jetzt wollen sie den Schatten des Verblichenen mißbrauchen, um seinem Nachfolger, dem Markgrafen Ludwig, das brandenburgische Land zu entreißen!... Fort mit dir, du Verführer! Vor dem Stadtschulzen sollst du gerichtet werden, denn du wiegelst auch das Volk gegen den Rat auf, welcher unsre Städte regiert!...

Schon winkte er seinen Begleitern zu und machte Anstalt, den Priester zu ergreifen. Nun aber erhob sich ein schrecklicher Tumult.

Hinweg mit ihm! Wir wollen nichts mehr von seinem Wittelsbacher wissen! — schrie man von allen Seiten, und gleichzeitig bildete sich eine feste undurchdringliche Schutzwand gegen Kopkin und seine Genossen, so daß Dietrich von Eimbeck nichts zu befürchten hatte. Mit kühnem, unerschrockenem Blicke schaute dieser auf seine Gegner und winkte lebhaft mit der Hand, um Gehör zur Entgegnung zu finden. Die brandenden Wogen der Menge legten sich schnell, und selbst die Parteigänger des Wittelsbachers verhielten sich auf einige Minuten ruhig.

Die elenden Verdächtigungen dieses verwegenen Mannes im einzelnen zu widerlegen, — sprach mit dröhnender Stimme der Priester — ist müßig, denn auf des hochwürdigen Erzbischofs von Magdeburg und vieler erlauchter Fürsten Zeugnis darf ich mich stützen! Nur das eine sei noch gesagt: Die Wahl steht bei euch! Ihr könnt für den bayerischen Ludwig, der euch ins Elend hinabriß, euern letzten Pfennig dahingeben, euern letzten Blutstropfen vergießen, oder euch dem großen Waldemar, den ein Wunder Gottes zurückgeführt hat, in die geöffneten Arme werfen, auf daß er euch aus dem Elende errette!...

Nieder mit dem Wittelsbacher! Hoch lebe Markgraf Waldemar der Große! — brauste es durch die Menge.

Da zückte Kopkin sein Schwert und versuchte sich durch den Ring der Gegner zu Dietrich von Eimbeck hindurchzuarbeiten. Aber auch in den Händen der Anhänger Waldemars blitzten jetzt Waffen, und diese waren in der Übermacht. Diejenigen, welche eben noch den Angriff begonnen hatten, wurden zur Verteidigung gezwungen. Der stille Ort des Friedens, welcher die Gräber heimgegangener Geschlechter trug, ward nun zu einem Schlachtfelde, auf dem entschieden wurde, ob über Berlin-Kölln Kaiser Ludwigs Sohn oder der Pilger von Wolmirstädt herrschen sollte. Wohl wehrten sich Kopkin von Rode und Heinrich Hemmerer mit ihrer Schar tapfer; einen Augenblick schien es sogar, als ob ihr verwegener Mut die Übermacht bewältigen würde; aber bald darauf stürzten die beiden Führer, aus zahlreichen Wunden blutend, zu Boden; einige ihrer Genossen teilten dies Schicksal, die übrigen brachen sich rückwärts Bahn und entkamen.

Doch durch das rinnende Blut der Parteigänger Ludwigs war der Ingrimm der Menge noch keineswegs gedämpft.

Auf nach dem Rathause! — erscholl jetzt der Ruf — Der Rat muß sich von dem Wittelsbacher trennen und endlich unserm Waldemar huldigen!

Nach der Langen Brücke wogte die tobende Menge. Vergeblich versuchten einige verständige Männer, die, obgleich sie zu dem Markgrafen Ludwig hielten, allgemeiner Achtung genossen, den Aufruhr zu stillen.

Mitbürger, Innungsmeister und Knappen, — mahnte der greise Stadtschulze Thilo von Brügge — begeht keine Thorheit; laßt euern Rat entscheiden, ob jener Waldemar anerkannt werden soll! . . .

Man schob ihn beiseite, indem man höhnisch rief:

Wenn der Rat zögert, müssen wir ihn treiben!

Dicht gedrängt stand nun das Volk auf der Langen Brücke, während drin im gemeinsamen Rathause der Spreestädte die Ratsherren zusammentraten.

Die Städte sind in Aufruhr; — begann bei Eröffnung der Sitzung der Altermann Jakob von Rathenow — es wird sich fragen, ob die Stadtknechte und Söldlinge ausreichen, ihn wieder zu dämpfen! . . .

Das Volk will die Herrschaft des Wittelsbachers nicht länger dulden! — rief der alte Heckelwerk erregt — Kopkin von Rode und Heinrich Hemerer, die für denselben das Schwert gezogen, liegen an der Kirche des heil. Nikolaus in ihrem Blute!

Schrecken ergriff die übrigen Ratsherren.

Wir können den Aufruhr nur stillen, — erklärte Ebel Dobler — wenn wir dem Willen des Volkes nachgeben und uns für Waldemar erklären! Schon hörte ich vorhin Stimmen aus der Menge, welche aufforderten, das Rathaus zu stürmen und die Häuser der Anhänger Ludwigs niederzubrennen!

Unter dem Drucke des Schreckens kam schnell der Beschluß zu stande, sich dem wiedererschienenen Waldemar zu unterwerfen. Der Altermann übernahm es, dies vom Rathause herab sofort der Menge zu verkündigen. — Aber was hatte das zu bedeuten? Von den Türmen St. Mariens, dann auch St. Nikolaus' und St. Peters begannen jetzt die Sturmglocken zu läuten.

Das erregte Volk hat die Häuser Kopkin von Rode's und Heinrich Hemerers in Brand gesteckt! — rief der Bürger Merkel Pletener mit lauter Stimme in den Sitzungssaal — Sehet zu, daß unsre Städte nicht noch mit mehr Mord- und Gewaltthaten erfüllt werden!

Da erhob sich Thilo von Campen:

Jeder von uns hat die Pflicht, gegen solche Greuel, selbst unter Gefährdung seiner eignen Sicherheit, entschieden aufzutreten!

Wir wollen selbst überall im Volk den Beschluß des Rates verbreiten und zur Löschung des Brandes die Hand anlegen! — mahnte Heckelwerk.

Schnell leerte sich der Sitzungssaal. Von der Treppe des Rathauses that der Altermann kund, daß man dem Wittelsbacher absagen wolle. Heckelwerk, Campen, Ebel Dobler, Peter Moskow und andere wagten sich kühn in die Menge, suchten die aufgeregten Gemüter zu beruhigen und führten dann selbst der Widerstrebenden Hände zum Rettungswerke heran. Zwar war es zu spät, um die Fachwerkbauten den entfesselten Flammen zu entreißen, doch die benachbarten Höfe konnten gerettet, und was noch wichtiger war, es konnte rechtzeitig verhütet werden, daß weiterer Frevel geschah. War doch ein verwegener Haufe eben im Begriffe, den großen Jüdenhof zu stürmen, dessen heimliche Schätze auszurauben und hernach die leichten und ärmlichen Hütten der verhaßten Kinder Israels gleichfalls in Brand zu stecken. Daß Markgraf Ludwig dieselben, allerdings lediglich des eignen Vorteils wegen, beschützte, wurde ihnen jetzt besonders übel vermerkt. An der Spitze von Stadtknechten, deren Schar durch Bürger aller Stände vermehrt worden war, stellte sich Jakob von Rathenow selbst am Ein-

gange des Jüdenhofes dem zügellosen Haufen entgegen und zwang ihn zu schleunigem Rückzuge.

Schon schienen Ruhe und Ordnung wieder zurückzukehren, schon verstummten die Sturmglocken, als zu allgemeiner Überraschung vom Spandower Thore her Fanfaren ertönten.

Die Ballenstedter kommen! — flog es durch die Menge. Und in der That rückte eine starke Kriegerschar mit den Ballenstedter Feldzeichen in die lebhaft erregte Stadt.

Es war die allerhöchste Zeit, — bemerkte Thilo von Campen zu dem ersten Altermann — daß wir nachgaben, denn sonst wäre dem Rate das Heft völlig entfallen.

Schlimm genug, — murrte Rathenow — daß wir von der Volksmeinung beherrscht werden; wir haben unsre freie Entschließung verloren!

Machen wir gute Miene zum bösen Spiele, — gemahnte jener — denn sonst könnte unser Ansehen noch größere Einbuße erleiden! . . .

Grüßend trat der Altermann an den Hauptmann der Ballenstedter heran: Herr, wir haben beschlossen, dem Markgrafen Waldemar zu huldigen; ihr erspart uns, daß wir ihm erst noch die Botschaft hiervon übermitteln! Wann dürfen wir seine Ankunft erwarten?

Mein Gebieter ist mit seinen hohen Verwandten und Bundesgenossen — lautete die Antwort — hierher unterwegs; es ist möglich, daß er mir schon morgen nachfolgt . . .

Unter dem Jubel des Volkes nahmen die Ballenstedter Krieger ihren Weg nach dem Hohen Hause, von welchem sie Besitz ergriffen. Wer ihnen im allgemeinen Tumulte das Spandower Thor geöffnet, hat sich nie feststellen lassen; jedenfalls aber hatten sie, durch Dietrich von Eimbeck von dem nahe bevorstehenden Umschwunge rechtzeitig benachrichtigt, in den benachbarten Wäldern auf der Lauer gelegen.

Als bald darauf, bereits am 20. September 1348, der „wiedergekehrte" Waldemar seinen Einzug hielt, brauchte er sich keinesfalls über den ihm bereiteten Empfang zu beklagen. Wurde er doch von dem gesamten Rate der Spreestädte am Spandower Thore erwartet, von dem ersten Altermann begrüßt und festlich zum Hohen Hause geleitet. Daß man seiner Aufforderung so spät erst Folge gegeben, trug er niemand nach, vielmehr beeilte er sich, die Privilegien der Spreestädte sofort zu bestätigen, sprach mit den Vertretern derselben leutselig über deren Bedürfnisse und verlieh ihnen neue Gerechtsame. Seit jener Zeit ist Berlin im Besitze des Stralower Hofes.

Um die nämliche Stunde etwa, wo der Pilger von Wolmirstädt von diesen wichtigen Plätzen Besitz nahm und damit zugleich des Landes bis zur Oder hin mächtig wurde, kehrte der Wittelsbacher Ludwig aus dem Bayerlande zurück, denn er hatte lange nicht glauben wollen, daß ihm das Possenspiel seiner Feinde, wie er das Wiederauftauchen Waldemars nannte, ernstlichen Nachteil würde bringen können. Nur noch das Land jenseits der Oder fand er offen, und die Schar, welche ihm dorthin zuzog, war anfangs nur äußerst klein. Hatte man doch bereits im Lande umher allen Ernstes erzählt, daß er überhaupt nicht zurückkehren werde.

Kräftiger, als man erwartet hatte, rang Markgraf Ludwig mit den Ballenstedtern um den Besitz des märkischen Landes, und obgleich die letzteren von Kaiser Karl IV. durch ein starkes Heer unterstützt worden waren, nahm seine anfangs fast verlorene Sache allmählich eine Wendung zum Besseren. Schon im Oktober 1348 brach sich die Übermacht seiner Gegner an der ihm treu ergebenen Stadt Frankfurt. In der Mittelmark, im Barnim und Teltow freilich kam er lange Zeit nur wenig vorwärts, und die Spreestädte zeigten gar keine Neigung, wieder unter seine Botmäßigkeit zurückzukehren.

Der Herbst 1349 war herangekommen und brachte der Bürgerschaft von Berlin-Kölln schwere Heimsuchungen. Grade damals verlautete, daß Kaiser Karl, welcher ein Jahr früher im Lager vor Frankfurt die Echtheit Waldemars ausdrücklich bestätigt, sich dem Wittelsbacher genähert und die Verwerfung des Gegners desselben ins Auge gefaßt habe, — und nun rückte, von Markgraf Ludwig zur Hülfe gerufen, dessen Schwager, König Waldemar von Dänemark, mit einem starken Heere von Mecklenburg zur Belagerung der Spreestädte heran.

Es läßt sich denken, daß unter solchen Umständen die durch den Volksaufstand beiseite gedrängte Wittelsbacher Partei im Rate wieder ihr Haupt zu erheben begann, denn die Mehrheit desselben gehörte ursprünglich ihr an. Konnte sie doch annehmen, daß die Hinneigung der Menge zu Waldemar ins Wanken kommen würde, sobald dessen Herrschaft, statt bessere Zeiten zu bringen, mit neuen schweren Heimsuchungen verknüpft war. Schon, als das dänische Heer auf dem „Windmühlenberge", zwischen dem Georgen- und Spandower Thore, Stellung nahm, bemächtigte sich vieler Bürger eine große Mutlosigkeit, und diese wuchs zusehends, als die Belagerung von den Feinden kräftig betrieben wurde. Zu jener Zeit ergriff Thilo von Campen in einer Ratsversammlung das Wort und sagte: Nachdem wir durch einen Aufstand gezwungen worden sind, die Herrschaft des Markgrafen Ludwig mit derjenigen dieses Pilgers, der sich „Waldemar" nennt, zu vertauschen, habe auch ich mich stillschweigend gefügt. Aber die Umstände werden immer bedenklicher. Die Dänen haben unsre Festungsgräben bereits nahezu bis zum Rande mit Faschinen angefüllt und begonnen, ihre Mauerbrecher in Bewegung zu setzen; jeden Augenblick müssen wir einen allgemeinen Sturm gegen unsre Städte erwarten. Da gebietet es unsre Pflicht, ernstlich zu erwägen, ob wir noch lange werden standhalten können. Für uns allein sind wir sicherlich zu schwach; wer aber soll uns helfen? Wo bleibt denn jener Waldemar mit seinen Ballenstedter Verwandten? Wo sein ehemaliger Bundesgenosse Karl von Luxemburg? Wenn wir zuletzt doch in die Hände des Dänenkönigs fallen müssen, der uns dem Markgrafen Ludwig überliefern will, so scheint mir's vorteilhafter, den Sturm zu vermeiden und uns vorher freiwillig dem übermächtigen Feinde zu ergeben!

Heftig widersprachen ihm Willekin Krähenfuß, Nikolaus Ulemann u. a. Man müsse treu zu dem „angestammten" Herrscher halten; Waldemar, der einst allen Fürsten des Nordens ruhmreich widerstanden habe, werde wohl auch mit dem einen Könige von Dänemark fertig werden. Übrigens stehe noch immer die Mehrzahl der Bevölkerung hinter dem edlen Ballenstädter, und gradezu undankbar wäre es, wenn der Rat von Berlin, der sich seiner Milde und Güte so reichlich zu erfreuen gehabt, jetzt von ihm wieder abfallen wollte.

Da schrie Peter Moskow:

Nicht die Dänen nur bedrohen uns mit dem Untergange, sondern hinter

ihnen her naht auch der furchtbare Würgengel, der Städte und Länder verödet! Wer uns noch immer zum Widerstande antreibt, zieht das Verderben über uns herbei!

Vor Frankfurt — fügte Ebel Dobler hinzu — hat die Pest Markgraf Ludwigs Feinde vernichtet; sie naht auch euch, wenn ihr ihm und seinen Verbündeten Widerstand leistet!

Also hat der Wittelsbacher sich die Seuche in Dienst genommen? — höhnte Krähenfuß — Wer zu der Hölle seine Zuflucht nimmt, mit dem pflegen wir keine Gemeinschaft!

Donnernd stimmte die Mehrheit der Versammlung ihm zu, und der Antrag Campens wurde abgelehnt. Diesem Beschlusse entsprach es, daß fortan noch kräftiger als vorher die Angriffe des dänischen Heeres abgewehrt wurden.

Nun aber wühlten die Anhänger des Wittelsbachers unter dem Volke. Waren sie vordem durch einen Aufstand der Menge unterlegen, so hofften sie auf demselben Wege wieder emporzukommen. Zu Anfang des Oktobermonats glaubten sie diesen Versuch wagen zu dürfen.

Während ein großer Teil der Bürgerschaft auf den Mauern und an den Thoren Kriegsdienste that, erscholl plötzlich von der Franziskanerkirche in der Klosterstraße der Totenglocke klagender Laut. Erschreckt eilten die Leute auf die Straße und fragten, was dies zu bedeuten habe. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der „Schwarze Tod", die entsetzliche Seuche, — flüsterte man — hat ihren Einzug gehalten; die Brüder des heiligen Franziskus tragen soeben einen Bürger, der der Pest erlegen ist, ins Beinhaus bei St. Georgen! ... Wer ward ein Opfer des Schreckens? — forschte man zitternd. — Willekin Krähenfuß, der so lange im Rat saß! — tönte es zurück.

Er war's, der der Seuche gespottet! — rief Ebel Dobler.

Aber weiter klang die Glocke. Schon ward ein zweiter, ein dritter Fall jähen Todes gemeldet, und Leute, die die Leichen gesehen, berichteten von dem furchtbaren Anblick, welchen das Antlitz der Sterbenden, der Toten gewährte. Wie vom Schrecken gelähmt standen die einen, in heftiges Wehklagen brachen die anderen aus.

Da stürzte aus der Gegend der Berliner Neustadt ein Volkshaufe herbei, von einem verwegenen Patrizierjünglinge geführt.

Die Pest ist in der Stadt; — rief er — vor den Thoren lauert der Feind; wir alle gehen zu Grunde, wenn wir länger Widerstand leisten! Auf zum Rathause, um des Volkes Willen zur Geltung zu bringen!

Auf zum Rathause! — wiederholte die Menge.

Unaufhörlich wachsend, wälzte sich der Haufe der Langen Brücke zu. Aber auch die Gegenpartei war nicht müßig. Von der Stralower Straße und von Kölln her rückte eine stattliche Schar mit Speeren und Schwertern bewaffnet heran. Da, wo die Mittel- und die Georgenstraße sich kreuzen, traf sie mit jenem andern Haufen zusammen.

Nieder mit dem Wittelsbacher! ... Tod dem falschen Waldemar! — gellte ein Schlachtruf dem andern entgegen, und während die Dänen ihre Mauerbrecher in Bewegung setzten, um in die Stadt hineinzukommen, wurde in deren Straßen über die Frage, wer der Herrscher sein sollte, blutig gerungen.

Die Anhänger Waldemars waren, das zeigte sich bald, in der Übermacht und besser geführt; schnell erlagen die Parteigänger des Markgrafen Ludwig. Nachdem sie mehrere Tote und Verwundete auf dem Kampfplatze zurückgelassen, wurden dieselben zerstreut und ihr Führer zum Rathause ins Gewahrsam geschleppt.

Dennoch kehrte die Ruhe in der Stadt noch keineswegs zurück. Es konnte nicht fehlen, daß die Kunde von diesen Vorgängen zu den Mauern und Thoren drang. Wer von den dortigen Kriegern irgend abkommen konnte, eilte heimwärts; immer wieder bildeten sich bewaffnete Haufen. Aber mehr als der niedergeworfene Aufstand bildete jetzt der Ausbruch der Seuche einen Grund der Erregung. Denn mit geringer Unterbrechung erklang immer wieder die dumpfe Totenglocke, und schweigsam erfüllten die grauen Mönche ihr trauriges Amt. Da entstand eine neue Bewegung. Dietrich von Eimbeck tauchte in der Menge auf.

Tod und Verderben — rief er — sind bei uns eingekehrt, und ihr zögert, die Frevler zu strafen, welche es verschulden? ... Die Juden, welche sich von dem Gute redlicher Bürger bereichern, welche von dem ketzerischen Wittelsbacher wie Kinder gehegt und gepflegt werden, haben ihm zu Gute die Brunnen vergiftet und so das schreckliche Sterben erzeugt! ...

Zum Jüdenhofe! — antwortete die Menge — Tod und Verderben den tückischen Juden!

Nach dem großen Jüdenhofe von Berlin wälzte sich der tobende Haufe — größtenteils Anhänger Waldemars, doch auch viele Parteigänger Ludwigs, denn unter allen Bürgern gab es solche, die in der Notlage der Zeit zu den Geld leihenden Hebräern ihre Zuflucht genommen hatten und durch Wucherzinsen zu Grunde gerichtet worden waren. Diese wurden jetzt Führer des Rachezuges, der ihnen unerwartete Bereicherung verhieß.[1])

1) Die Zeit, in der die Pest in Berlin besonders stark wütete und der Jüdenhof gestürmt wurde, läßt sich nicht genau bestimmen.

Doch noch ehe der Angriff erfolgte, hatten die Kinder Israels von der drohenden Gefahr vernommen. Die beherztesten von ihnen hatten den Eingang des Jüdenhofes verschlossen und, so gut es ging, verbarrikadiert. Die anderen suchten wenigstens ihre Häuser in Verteidigungszustand zu setzen. Aber was konnte dieser Widerstand gegen die heranrückende Übermacht wütender Menschen nützen? — Äxte her! Sprengt gewaltsam das Thor! — schrieen von außen die Führer. Bald war der Eingang erzwungen; tobend brach die Menge in den Jüdenhof ein. Wer sich widersetzte, wurde niedergestoßen; die Thüren der Häuser wurden gesprengt; — ein Rauben und Plündern begann, und entsetzliche Greuel wurden an den zitternden Opfern verübt.

Brandfackeln herbei, damit wir diese Räuber und Giftmischer ausräuchern! — brüllte ein wilder Gesell, welcher seine Taschen bis zum Platzen mit Beute gefüllt hatte.

Ausräuchern! — wiederholte die tobende Menge.

Schon loderte eine der hölzernen Hütten empor und geschäftige Hände trugen Feuerbrände hinzu, diesem Beispiele zu folgen. Da erschien Jakob von Rathenow mit einer Schar von Stadtknechten und verständigen Männern an dem Eingange des Jüdenhofes.

Haltet ein, Verblendete! — rief er mit seiner markigen Stimme — Durch solche Missethaten dient ihr Waldemar nicht, noch weniger hemmt ihr die furchtbare Geißel! In des Rates Schutz stehen auch die Juden!

Die Frevler stutzten und hielten inne.

Holt die Feuereimer herbei! Löscht den Brand! — befahl er streng.

In vielen kam die Besinnung wieder zur Geltung; sie halfen das Unheil, an welchem sie zwar selber mitgewirkt hatten, wieder bannen; die schlimmsten Rädelsführer aber suchten sich heimlich davon zu machen. Während kräftige Hände mit den Flammen kämpften, und diese endlich erstickten, brachten andere den verwundeten Hebräern Hülfe. Allenthalben sah der Altermann nach dem Rechten, und wackere Männer, wie Thilo von Campen und der Stadtschulze Thilo von Brügge, standen ihm rüstig zur Seite.

Noch nach Mitternacht dieses stürmischen Tages leuchtete der Feuerschein zu dem sternhellen Himmel, aber er kam von verglimmenden Balken und Brettern; die Gefahr war beseitigt, und wenigstens ein Teil der Judenhäuser erhalten.

Jetzt verließ der Altermann Rathenow die Stätte des Frevels; statt seiner übernahm der jüngere Thilo von Campen die Aufsicht. Als der Bürgermeister heimwärts der Mittelstraße entgegenschritt, begegnete er dem Wundarzte Meister Borchard, welcher eilig von der Georgenstraße her nahte.

Wie steht's um die Seuche? — fragte er lebhaft.

Der Arzt bewegte sorgenvoll das Haupt:

Nach allen Seiten hin werd' ich zur Hülfe gerufen, und ehe ich noch ein Mittel anwenden kann, ja noch ehe ich zur Stelle bin, sind die Kranken verschieden!

So lange wir selbst noch gesund sind, werden wir die Ordnung in der Gemeinde und den Mut der Bevölkerung aufrecht zu erhalten suchen! — erwiderte Rathenow und trat in seinen Hof.

Wohl war es schwer, in solcher Zeit den Kopf oben zu behalten. Verderben drohte von außen; in allen Kreisen der Bürgerschaft walteten schroffe politische Gegensätze; durch die Gassen und Straßen zog der Würgengel, keinen Stand,

kein Geschlecht, kein Alter verschonend, und auch sonst fehlte es dem einzelnen nicht an mannigfacher Sorge und Not. Glücklicherweise gelang es dem Bürgermeister, gemeinsam mit anderen verständigen Männern, unter denen der Stadtschulze Thilo von Brügge besonders genannt werden muß, angesichts der verheerenden Seuche eine Art Waffenstillstand zwischen den beiden Parteien herbeizuführen, und eine größere Anzahl von Bürgern zu gewinnen, um ihn in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen und den wackeren Brüdern des heil. Franziskus in der Pflege der Kranken, in der Beseitigung der Leichen und in der Linderung des Elendes der Armen kräftig beizustehen.

Ganz wider Erwarten wurden die Spreestädte bald darauf von der Belagerung der Dänen befreit. Ein Verbündeter der Ballenstedter, Herzog Albrecht von Mecklenburg, rückte zu ihrem Entsatze herbei, und um nun nicht selber belagert zu werden, zog sich der Dänenkönig von den Mauern zurück. Nachdem er seine Truppen zusammengezogen hatte, bot er auf dem Gelände im Norden Berlins dem Mecklenburger eine Schlacht an. Schon sahen die Bürger von den Mauern herab einzelne Heeresabteilungen der beiden Gegner mit einander handgemein werden, als die Bewegungen plötzlich wieder zum Stillstande gelangten. Eine Vermittlung war zu stande gekommen, und die beiden Fürsten hatten sich geeinigt, in der Streitsache zwischen dem Markgrafen Ludwig und dem „wiedergekommenen Waldemar" den Schiedsspruch des Königs Magnus von Schweden anzurufen.

Diese Wendung der Kriegsnot mußte eine beruhigende Wirkung auf die Gemüter der Bürgerschaft ausüben. Ehe aber der Dänenkönig abzog, waren die Berliner von den Mauern herab Augenzeugen eines glänzenden Ritterspieles, welches dieser, unbekümmert um die wütende Pest vor seinem Lager abhielt und in dessen Verlauf er hervorragende Führer seines Heeres zu Rittern schlug.

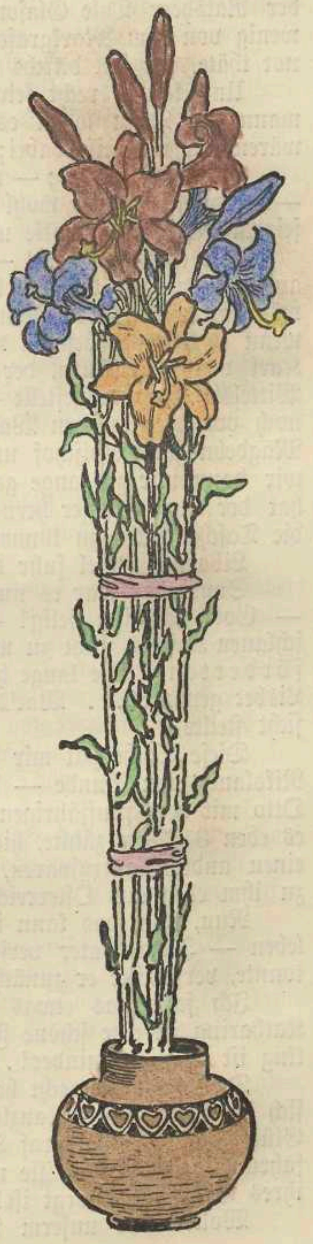
Da nach Aufhebung der Belagerung in der Stadt die Seuche allmählich nachließ, kehrten im Winter 1349/50 dort etwas erträglichere Zustände zurück. Wie vorher wurde auch jetzt noch an dem „wiedergekommenen Waldemar" festgehalten, was um so bemerkenswerter erscheint, als sich Kaiser Karl IV. damals von demselben immer entschiedener abwandte und nach einer zweimaligen Prüfung der Persönlichkeit des Pilgers von Wolmerstädt, auf den Fürstentagen in Bautzen (den 14. Februar) und in Nürnberg (den 6. April 1350), zu dem Urteil gelangte, daß derselbe Mann, welchen er vordem in öffentlichen Urkunden mehrfach „seinen lieben Schwager" genannt hatte, lediglich ein erbärmlicher Betrüger sei.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß die Partei des Wittelsbachers sich lebhaft regte, als jenes Urteil mit der kaiserlichen Mahnung, sich dem Markgrafen Ludwig wieder zu unterwerfen, in den Spreestädten eintraf. Ihrem Drängen gegenüber machten jedoch die Anhänger Waldemars auf den Widerspruch aufmerksam, in welchen sich der Kaiser mit seinen früheren Erlassen setzte, und deshalb wurde im Rate der Spreestädte beschlossen, dem Herrscher in aller Ehrerbietung doch ablehnend zu antworten. In einem auch von den übrigen märkischen Städten unterzeichneten Briefe schrieben sie (am 19. April 1350):

„Lieber gnädiger Herr! Mit eignem Munde und mit eignen Briefen habt Ihr uns von Frankfurt aus an Markgraf Waldemar und nach dessen Tode an die Fürsten von Sachsen und Anhalt gewiesen; — wir bitten, daß Ihr es dabei belasset!"

Wiewohl nun der Kaiser seine obige Mahnung wiederholte, änderten die

Berliner vorläufig ihren Standpunkt nicht, und gingen sogar noch am 30. April 1350 mit den Ballenstedter Fürsten bei deren Anwesenheit in den Spreestädten einen förmlichen Bund ein, durch den sich beide Teile zu gegenseitiger Treue verpflichteten. Erst, als Markgraf Ludwig im Sommer 1351 mit einem größeren Heere auf dem Tempelhofer Berg im Süden von Kölln Stellung nahm und sich zur Belagerung der Spreestädte anschickte, kam am 22. Juli ein Sühnevertrag zwischen diesen und ihm zu stande, und nach Wiederholung stürmischer Auftritte in der Bürgerschaft gelangten Berlin-Kölln bei Beginn des folgenden Jahres endlich wieder vollständig in den Besitz des Wittelsbacher Hauses. Inzwischen freilich hatte Markgraf Ludwig durch Vertrag die märkischen Lande an seinen jüngeren Bruder, Ludwig den Römer, abgetreten, um sich in seine bayerische Heimat zurückzuziehen.



9.

Wie die Spreestädte und die Marken an das Haus Luxemburg kamen.

Es war Johannistag 1369. An den Giebeln ihrer Häuser befestigten die Berliner zu Ehren des Täufers Kränze von Blumen und Laubwerk und stellten Sträuße von Rosen und Lilien in die Fenster. Aus den Kirchen, in welchen das Gedächtnis des Heiligen gefeiert worden war, kamen Frauen und ältere Männer auf dem Heimwege durch die Straßen daher. In dem Berliner Ratskeller aber saßen gegen Mittag zahlreiche Gäste, Mitglieder des Rates, angesehene Bürger aus allen Ständen, auch einige Edelleute aus der Umgegend der Spreestädte. Die wenigsten von ihnen hatten die Kirchen besucht, aber des Heiligen gedachten sie, weil sein Tag die Werktagsarbeit unterbrach und erwünschte Gelegenheit bot, einen Frühtrunk zu halten, wozu ohnehin die Wärme des Sommers anregte. Übrigens lag es überhaupt in der Zeit, daß man derartige Veranlassungen zum Wirtshausbesuche sich nicht entgehen ließ, — nicht grade deshalb, weil man im Überflusse lebte und eher als sonst „Bierpfennige“ übrig hatte, denn der Verdienst in Handel und Gewerbe war sogar geringer als sonst, — sondern weil die Ereignisse in Land und Stadt sich damals überstürzten und fast täglich Neuigkeiten eintrafen, welche man nirgends leichter erfahren und gründlicher besprechen konnte, als auf der Bierbank.

Markgraf Otto bleibt diesmal lange bei euch; — hob Hermann von Bardeleben an, ein Edelmann aus der Umgegend, der mit dem Rate befreundet war und

sein tapferes Schwert schon mehrfach dem Dienste der Städte geliehen hatte — hätte gar nicht geglaubt, daß der junge Herr sich hier so wohl fühlen könnte!

Ja, seht, Herr Ritter, die Umstände ändern sich bisweilen! — entgegnete der Ratsherr Tyle Glasow — Ist in Berlin und Kölln mancher, der ehedem wenig von dem Markgrafen Otto und seinem ganzen Hause hielt und jetzt, wenn's not thäte, für ihn durchs Feuer ginge! Ich selber bin einer von diesen ...

Uns kann's recht sein! — lachte Hans von Falkenrehde, ein andrer Edelmann, — Denn wenn es einen muntern Krieg zum Besten des Landes gäbe, wären wir alleweile dabei; leider will's noch nicht recht losgehen!

Wartet's nur ab; — meinte der Stadtschulze Thilo von Brügge der jüngere — diesmal wird es wohl Ernst werden! Gott sei Dank steht der Markgraf zu seinem Lande und Volke und diese stehen zum Markgrafen!

Wie es sich gehört! — gab Otto Lietzig hinzu — Lange Zeit freilich ist es anders gewesen: die Märker wollten und konnten sich nicht an den Herrn gewöhnen, der aus der Ferne gekommen war — am wenigsten wir Berliner! Aber wenn es genauer besehen wird; — wer war daran eigentlich schuld? Ich sage: Karl von Luxemburg, der Kaiser! ... Was hat der die Jahre seither mit den Wittelsbachern aufgestellt — und nicht minder mit uns! Ich will nicht erst noch von dem falschen Waldemar reden, den uns der Kaiser gemeinsam mit dem Magdeburger Erzbischof und den Ballenstedter Herren ins Land führte und dem wir dann nur zu lange gehorchten, trotzdem er ein Betrüger war; — aber was hat der Luxemburger hernach nicht alles aufgestellt, um die märkischen Lande in die Tasche stecken zu können! ...

Liborius Botel fuhr dazwischen:

Sonderbar war es nur, daß Fürst Ludwig, den man den „Römer" nannte, — Gott hab' ihn selig! — und unser jetziger Markgraf die Absichten des schlauen Kaisers nicht zu merken schienen, ja seine geheimen Bestrebungen gradezu förderten! Wie lange hat der Kaiser den Fürsten Otto mit seinem Töchterchen Lisbet genarrt! ... War's nicht 1361, als er ihm dies Kindlein zuerst in Aussicht stellte?

Diese Sache hat mir immer den köstlichsten Spaß gemacht! — rief höhnisch Nikolaus vom Sunde — Anno 1363, es war auf dem Nürnberger Tage, ward Otto mit dem fünfjährigen Königskinde wirklich verlobt, — und Anno 1366, als es eben 8 Jahre zählte, hielt es der Kaiser für angemessener, das Töchterlein für einen andern aufzusparen, gab also Herrn Otto dafür die ältere Katharina, die zu ihm eben aus Österreich als Witwe heimgekehrt war!

Nun, nun, das kann ich dem Kaiser so übel nicht nehmen! — scherzte Bardeleben — Jeder Vater versorgt gern seine Töchter, und da Lisbet noch warten konnte, verschaffte er zunächst der Witwe einen neuen Mann!

Ich fasse das etwas anders auf! — urteilte Apotheker Dietrich — Frau Katharina ist eine schöne Frau, der sich ein Fürst nicht zu schämen braucht, und klug ist sie nicht minder! ...

Da magst du recht haben! — rief Albert von Rathenow — An der kann sich ihr Vater einen Kanzler ersparen; so klug weiß sie alles einzufädeln! Zum Glück hat sich Markgraf Otto ihrem Einflusse entzogen, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sie mehr um den Nutzen ihres luxemburgischen Hauses als ihres Gemahles besorgt ist!

Wollen das unserm Fürsten danken! — hob wieder Tyle Glasow an —

Aber, was ich sagen wollte, unbegreiflich ist mir noch immer, daß der Römer und besonders Markgraf Otto vordem so lange von dem Kaiser gegängelt werden konnten! Denkt an die weiteren Bestimmungen jener Nürnberger Vereinbarung: Einen Erbvertrag mit Karl von Luxemburg zu schließen und unter Übergehung der eigenen Brüder die Söhne und den Bruder des Herrn Kaisers als Erben unsers Landes anzuerkennen! Haben's damals erleben müssen, daß er sein Kindlein Wenzel im Lande umherführte und demselben im voraus allenthalben huldigen ließ! Ludwig der Römer und Herr Otto machten die freundlichste Miene dazu!

Hatte seinen guten Grund, — warf Hans von Falkenrehde ein — denn der Kaiser sollte ihnen gegen ihren Bruder Stephan von Niederbayern helfen, welcher sich die Vormundschaft über den jungen Meinhard[1]) und die Verwaltung von Oberbayern angemaßt hatte ...

Liborius Botel lachte hell auf:

Ja wohl, solche Hülfe gegen Herzog Stephan hatte der edle Luxemburger zwar vertragsmäßig zugesichert, aber statt sie zu gewähren, versprach er sogar jenem heimlich, Oberbayern solle ihm verbleiben, wenn er selber Tirol erhielte!

Dergleichen steht bei dem erhabenen Herrscher — bemerkte Meister Borchard, der Wundarzt, — gar nicht vereinzelt da; richtet sich eben nur nach dem, was ihm Nutzen verspricht!

Apotheker Dietrich nickte:

Denke noch dran, wie Dietrich Portitz, der Erzbischof, des Kaisers Kanzler, Statthalter unsers Landes wurde und es jahrelang blieb, damit er hier für den edlen Luxemburger das Nest baue!

Hernach kam's noch besser, als der Römer tot war[2]): — meinte Albert von Rathenow — Damit den jungen Herrn die Last der Regierung nicht allzu sehr drücke, nahm sie ihm sein kaiserlicher Schwiegervater vorläufig auf 6 Jahre ab!

Nur ungern kommt man auf jene Zeiten zurück, — sagte Klaus von Britzke bedächtig — da Günther von Schwarzburg als kaiserlicher Landeshauptmann hier hauste und neben ihm die fremden Ritter Hermann von Hermannstein, Konrad von Sliven und Johann von Rastenburg sich breit machten ...

Haben sie hernach mit Pfeifen und Spotten zum Thore hinaus geleitet! — scherzte Liborius Botel.

Freuen wir uns, daß jetzt so wackere Männer über das Land gesetzt sind; — urteilte Meister Borchard — ihnen kann jeder vertrauen, insonderheit dem Herrn Grafen von Lindow, dem Hofrichter Otto von Mörner und dem Hofmeister Klaus von Bismarck ...

Wenn es nur lange Bestand hat! — warf mit ungläubiger Miene Nikolaus vom Sunde ein — Markgraf Otto ist bisher nicht grade stätigen Geistes gewesen, und der Kaiser, das wird euch bekannt sein, weilt schon im zweiten Jahre ferne in Welschland ... Wißt ihr, wie's kommen wird, sobald Karl von Luxemburg wieder zurück ist?

Wir wissens nicht; — entgegnete Klaus von Britzke ärgerlich — hoffen aber, daß der Markgraf auch dann fest bleiben wird!... Dir freilich wär's wohl

---

1) Meinhard war der unmündige Sohn des Markgrafen Ludwig des Älteren, und die Vormundschaft kam eigentlich Ludwig dem Römer und Otto zu.

2) Dieser starb 1365.

sehr angenehm, wenn der Luxemburger sein Wesen wieder anfinge; sähest es am liebsten, daß wir noch heute an Böhmen kämen!

Warum nicht? — rief Nikolaus vom Sunde — Von den Wittelsbachern hat noch niemand was Rechtes gehabt!

Oho! das verbitten wir uns! — schrien mehrere.

Bernd Ryke suchte zu vermitteln:

Laßt's gut sein! Auch ich wünsche dem Markgrafen besten Fortgang, doch wenn manch einer bisher nicht ganz zufrieden mit diesem gewesen ist, wollen wir's ihm verzeihen!

Wilhelm von Rode war hinzugetreten; er wirkte damals als erster Altermann. Bernd Ryke eilte zu ihm.

Wie steht es mit der Münzangelegenheit? — flüsterte er.

Alles ist in Ordnung, — gab Rode zurück — heute Nachmittag will ich dem Rate nähere Mitteilungen machen.

Freunde, — rief Ryke — wenn das gelingt, so schulden unsere Spreestädte dem Markgrafen Otto unauslöschlichen Dank! . . .

Gern hätte mancher noch mehr über diese Angelegenheit erfahren, und es fehlte auch nicht an neugierigen Fragen, aber Wilhelm von Rode erwiderte ablehnend:

Heute Nachmittag gelangt alles zunächst in die Sitzung; von da mag es den Weg in die Bürgerschaft machen, wie sich's auch gehört, — aber eins nach dem andern!

Da mußten sich alle bescheiden, so groß auch die Spannung war. — Als bald darauf die Gesellschaft sich auflöste, blieb als letzter von allen Berlinern der erste Altermann zurück, denn er wollte in Ruhe seinen Krug leeren, und er war ja auch als letzter gekommen. Die beiden Ritter näherten sich ihm und Bardeleben sagte:

Eure Städte haben, wie man hört, vor, den Bären zur Abwehr zu rüsten. Solltet ihr unsere Schwerter brauchen können, so wisset, daß sie jetzt in der Scheide stecken und darnach verlangen, gezogen zu werden! Auch Thilo von Selchow und Bethke von Hakenberg sitzen ungern daheim und würden euerm Rufe folgen . . .

Gut, gut, Herr Ritter! — erwiderte Rode — Zwar ist die Sache erst noch im Werden, aber sicherlich brauchen wir eine größere Schar Söldlinge, und natürlich auch tüchtige Hauptleute, sie zu führen. Verlaßt euch darauf, daß ich an euch denken werde!

Mit Händedruck schieden sie von einander.

Als an jenem Nachmittage der Rat der Schwesterstädte auf dem gemeinsamen Rathause beisammen saß, begann Wilhelm von Rode also:

Ihr wisset, daß unser Herr Markgraf, nachdem er beschlossen, sich der Regierung des Landes selber anzunehmen, großer Geldsummen dringend bedarf, und wir haben uns bereit erklärt, ihm nach Kräften auszuhelfen, sofern wir gebührende Sicherheit erhalten. Gemeinsam mit Frankfurt und Spandau haben wir 3000 Mark Silbers aufzubringen übernommen, wofür er uns Schloß und Feste Boitzenburg sowie Stadt und Burg Oderberg veräußert, die wir mit jenen Nachbarstädten unter Bürgschaft von Straußberg, Bernau, Eberswalde, Landsberg, Mittenwalde,

Fürstenwalde, Drossen, Wrietzen und Freienwalde gemeinschaftlich besitzen sollen. Vor 3 Tagen ist die Urkunde ausgefertigt und unser Anteil an dem Gelde bereits an des Fürsten Hofmeister abgeführt worden, so daß die Übergabe des neuen Besitzes unmittelbar bevorsteht ...

Ein Beifallsgemurmel ging durch die Versammlung.

Freilich erscheint jene Summe, — fuhr der Bürgermeister fort — so groß sie uns vorkommen mag, für die Aufgaben, welche dem Markgrafen gestellt sind, noch sehr klein, und er hat sofort noch höhere Anforderungen erhoben ...

Die Stimmung in der Versammlung war bei diesen Worten völlig umgeschlagen. Ein dumpfes Getön hatte sich erhoben, das man nur als Zeichen der Unzufriedenheit deuten konnte, und Nikolaus vom Sunde benutzte die Pause Rodes zu der heftigen Bemerkung:

Noch niemals ist das Geld in Berlin-Kölln so selten gewesen wie jetzt; der Markgraf kann nichts mehr von uns erhalten! Übrigens ist es auch sehr die Frage, ob er's zum Wohle des Landes verwenden würde, denn bisher kann niemand sein und seiner Brüder Regiment rühmen!

Mehrere stimmten ihm zu; der Bürgermeister aber begann wieder:

Jeder wird zugeben, daß unsre Städte und ihre Bürger ärmer als sonst sind, aber man sollte mich doch erst bis zu Ende anhören, und dann urteilen! Natürlich sind wir hier, um zunächst zu erwägen, was den Gemeinden frommt ...

Der Altermann hat recht! — rief man — Wir wollen ihn erst anhören!

Der Markgraf braucht also noch mehr Geld, — fuhr Rode wieder fort — und wofür, das hat er selbst mir offenbart: erstlich um verpfändete Landesteile auslösen zu können. Schlimm genug, aber euch allen ist's genügend bekannt, daß der Sachsenherzog und seine Verwandten in Anhalt seit des falschen Waldemars Zeiten Städte und Dörfer besetzt halten, um sich für Kriegskosten schadlos zu halten, die sie, ohne uns zu fragen, aufgewendet haben, indem sie jenen Betrüger in die Marken hineinführten und zur Geltung zu bringen suchten ... Nicht eher geben sie die Plätze auf, als bis ihre Rechnung beglichen wird, und der Fürst will das thun. — Sodann braucht dieser ein gutes, streitbares Heer, um den feindlichen Nachbarn begegnen zu können, welche sich mit noch geringerer Berechtigung Grenzgebiete der Marken angeeignet haben ... Ihr seht also, daß die Gelder gut verwendet werden sollen. Als ich nun von dem gnädigen Herrn befragt wurde, ob unsre Städte nicht noch größere Opfer bringen könnten, erwiderte ich natürlich: Herr Markgraf, geben kann nur der, welcher hat, und von einem, welcher nur den Bettelstab führt, preßt man selbst mit Drohungen keinen Pfennig heraus! — Weiß wohl, sagte er, daß die Zeiten schlecht sind, doch vielleicht finden sich Mittel und Wege für euch. Klaus Bismarck[1]), mein Hofmeister, soll mit dir darüber weiter reden! — Und so geschah es: Der Ritter von Burgstall, ein Mann, der ein Herz für die Bürger hat, wie er denn selber aus der Gewandschneidergilde zu Stendal hervorgegangen ist, nahm meine Klagen über die Not unsrer Städte teilnahmsvoll entgegen; hernach sprach er: Was ich euch vorschlagen will, ist mehr zu euerm als des Markgrafen Vorteil, wiewohl dieser dadurch zu Einnahmen kommen soll. Die Münze, die in eurer Stadt jetzt auf Rechnung des Landesherrn betrieben wird, will er nebst allem,

1) Es ist der zuerst in den Adelstand erhobene und mit dem Schlosse Burgstall belehnte Stammvater des Geschlechtes Bismarck.

was dazu gehört, an die Städte des Bezirks veräußern, also daß das Geld fortan unter Aufsicht eures Rates für Rechnung aller zugehörigen Städte geprägt werden und dann auch für Ritter und Bauern des betreffenden Bezirkes [1]) Gültigkeit haben soll. Bedenkt wohl, daß Berlin-Kölln dabei den Hauptbeginn finden werden ... Und was verlangt der Herr Markgraf für die Münze? — fragte ich schnell. — Die Summe von 6500 Mark Silbers! [2]) — lautete die Antwort ... Ihr werdet begreifen, daß ich in Schrecken geriet und ausrief: Herr Ritter, dieser Betrag ist unerschwinglich! — doch er blieb ganz ruhig und sagte: Die Summe teilte sich unter viele, und dann soll den Städten noch manche Erleichterung werden: Befreiung von Steuer, Schoß und Bede für 2 volle Jahre, und die Einnahmen der Münze werden den märkischen Städten vollständig überlassen ... Nun mögt ihr entscheiden, ob ich recht hatte, wenn mir die Sache nicht ganz unannehmbar erschien. Also über meine Ansicht befragt, meint' ich: Glaube wohl, daß unser Rat nicht abgeneigt sein wird, den Kauf einzugehen! ... Gut denn, sagte der Hofmeister; nehmen's die Berliner an, wird's auch in den anderen Städten durchgehen! ... Und jetzt mögt ihr selber urteilen! ...

Alle hatten aufmerksam zugehört, und als der Bürgermeister geendet, gab ihm ein großer Teil der Anwesenden durch Zuruf kund, daß sie derselben Ansicht seien. Freilich waren auch Gegner vorhanden. Vor allen sprang Nikolaus vom Sunde auf und schrie:

Ich erkläre, daß die märkischen Städte kein Geld mehr für den Markgrafen übrig haben, und überdies ist jeder Pfennig fortgeworfen, den wir ihm zahlen!

Je eher dieser Herr aus Bayern zahlungsunfähig wird und seine Wirtschaft aufgeben muß, — setzte Rudolf von Aken hinzu — desto eher bekommen wir einen Fürsten, der die Mittel hat, Stadt und Land wieder emporzubringen!

Da nahm Thilo von Wardenberg das Wort:

Ein jeder weiß, worauf solche Reden abzielen; denn Nikolaus vom Sunde und Aken sind als Parteigänger Karls von Luxemburg hinreichend bekannt. Wer aber wie ich überzeugt ist, daß kein größer Unheil uns treffen könnte, als wenn die Marken an Böhmen fielen, der bringt wohl auch noch Opfer für den Markgrafen. Bin nicht immer sein Freund gewesen und hätt' ihn mir oftmals anders gewünscht, doch jetzt gehen unsre Vorteile mit den seinigen — und beide stehen wir wider den Luxemburger! Das hat er, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, endlich erkannt, und dafür, daß er fest bleibt gegen die heimtückischen Absichten seines ländergierigen Schwiegervaters, worauf ja jetzt alles ankommt, werden wohl Otto von Mörner und Klaus von Bismarck, die in seiner Nähe sind, sorgen ... So meine ich denn: 6500 Mark Silbers sind zwar viel Geld, aber wenn jeder thut, was er kann, so läßt es sich wohl noch herbeischaffen. Ich selbst will auf meine Güter in Pankow und Reinikendorf [3]) 50 Mark aufnehmen und zu der verlangten Summe beisteuern; andre mögen es ähnlich machen! ...

Thilo von Wardenberg war eine hohe Gestalt mit kräftigen Gliedern; er

---

1) Zu dem Berliner Münzbezirke gehörten 14 Städte, nämlich Berlin, Kölln, Frankfurt, Spandau, Bernau, Eberswalde, Landsberg, Straußberg, Müncheberg, Drossen, Fürstenwalde, Mittenwalde, Wriezen, Freienwalde, nebst Umgegend.

2) Nach dem heutigen Geldwerte etwa 900000 M.

3) Außer an den erwähnten Orten war Thilo von Wardenberg noch in Falkenberg, Groß-Machnow, Glasow, Hohen-Schönhausen, Mühlenbeck und Heckelwerk begütert.

verstand das Schwert zu führen und war durch seinen Heldenmut wie durch sein leutseliges Wesen in allen Kreisen der Berliner Bürgerschaft und im ganzen märkischen Lande bekannt und beliebt. Als er nun mit lauter und entschiedener Stimme also gesprochen, da verstummten die Gegner der Wittelsbacher; durch große Mehrheit wurde dem Münzvertrage mit dem Markgrafen zugestimmt, und mehrere Ratsherren folgten sofort dem Beispiele Wardenbergs, indem sie gleichfalls erklärten, zu jener Kaufsumme beisteuern zu wollen. Hierauf nahm der Altermann Wilhelm von Rode nochmals das Wort.

Bisher haben die Münzverhältnisse — sprach er — in Stadt und Land vielfach Ärgernis erregt. Weil man die Prägekosten zu hoch ansetzte, verringerte man ungebührlich den Metallwert, und dann herrschte allseitige Klage darüber, daß alljährlich die alten Münzen zwangsweise unter erheblichem Verluste umgewechselt werden mußten. Es wird unsre Aufgabe sein, solche Übelstände zu beseitigen, wobei uns die anderen märkischen Städte voraussichtlich unterstützen werden ...

Könnt ihr das erreichen, — rief Wardenberg — so werdet ihr uns und dem ganzen Lande einen großen Dienst erweisen! — Aber eins möchte ich noch anregen: An der Seite des Markgrafen müssen wir tapfer kämpfen, um das Schicksal abzuwenden, welches uns Karl von Luxemburg bereiten will. Deshalb beantrage ich, daß jeder rüstige Bürger zum Waffendienste verpflichtet, die Zahl der Söldner und Stadtknechte vermehrt und tüchtige Krieger aus dem Landadel als Hauptleute angeworben werden!

Also wurde wirklich beschlossen. Der Erfolg dieser Sitzung aber war dieser: Schon bald ward die Berliner Münze von den märkischen Städten übernommen und durch den Vorort Berlin verwaltet. Nun wurde an Stelle des bisherigen jährlich zu wechselnden Pfennigs der „ewige Pfennig“ [1]) geprägt, welcher auf der einen Seite die geharnischte Gestalt des Markgrafen mit Spieß und Schwert, auf der andern einen Bären, das Wappen des Vorortes des märkischen Städtebundes, zeigte. Ebenso wurde die Wehrkraft der Spreestädte erheblich gesteigert. Jeder Bürger — so wurde bestimmt — sollte sich einen Eisenhut, einen Brustharnisch und ein Schwert halten und niemand das Bürgerrecht bekommen, der nicht zuvor diese Rüststücke beschafft habe. Vermögenden wurde gestattet zu Pferde zu dienen. Dazu warb der Rat reisige Knechte an, deren Pferde im „Stadthofe“ untergebracht wurden; auch wurden Waffen aller Art für das ärmere Volk angekauft und auf dem Rathause bewahrt. Einige Mitglieder des Rates erhielten den Auftrag, für Instandsetzung der Warttürme und Ausbesserung der Mauern Sorge zu tragen, und der Bürgermeister übernahm es, mit Männern wie Thilo von Selchow, Bethke von Hakenberg, Hermann von Bardeleben und Hans von Falkenrehde in Unterhandlung zu treten, die dann auch für den Stadtdienst angeworben wurden und in den folgenden Jahren das Aufgebot und die Söldner der Spreestädte anführten.

War es den tüchtigen Ratgebern, welche in dieser Zeit den Markgrafen Otto umgaben, insbesondere den erwähnten Rittern Otto von Mörner und Klaus von Bismarck, gelungen, Geld für die Auslösung verpfändeter Landesteile zu be-

1) Eine kleine Silbermünze in der Größe eines neuern Zwanzigpfennigstücks in Silber.

schaffen, Bundesgenossen anzuwerben, ein Heer aufzubringen, mit welchem gegen die nördlichen Nachbarn nicht unglücklich gekämpft wurde, und überhaupt im ganzen märkischen Lande die Hoffnung auf bessere Zustände zu erwecken, so führte des Kaisers Heimkehr von seinem Römerzuge (im Herbst 1369) natürlich erhöhte Schwierigkeiten zurück. Als der gewandte, listenreiche Herrscher zu seiner unangenehmen Überraschung wahrnahm, daß das vielmaschige Netz, in welches er seinen markgräflichen Schwiegersohn verstrickt hatte, inzwischen zerrissen war, daß dieser ganz eigene Bahnen gesucht und gefunden hatte, daß an Stelle der von ihm gesetzten Beamten unabhängige, ja ihm feindliche Männer über dem märkischen Lande walteten; entwickelte er sofort eine ganz außerordentliche Rührigkeit, um die verlorenen Posten wieder zu gewinnen. Was er in dieser Beziehung bis zum Ausgange des Sommers 1370 fertig brachte, ist in gewisser Beziehung bewundernswert.[1]) Wenn inzwischen in Oberdeutschland ein Bündnis der bayerischen und pfälzischen Wittelsbacher und eine Annäherung dieser an Ungarn und Polen erfolgt war, um einer weiteren Ausdehnung der luxemburgischen Monarchie entgegenzutreten, so brachte er es nun fertig, einen der bedeutendsten Wittelsbacher, Albrecht von Holland und Niederbayern, auf seine Seite zu ziehen, indem er seinen Sohn Wenzel mit einer Tochter desselben verlobte; mit Ungarn und Polen knüpfte er freundliche Beziehungen an, vereinigte alle Nachbarn des märkischen Landes zu einem großen Bunde gegen dasselbe, und erschien dann selbst mit Heeresmacht an der Oder, um von dort aus die Lebensadern des brandenburgischen Volkes zu unterbinden und dessen letzten Widerstand gegen seine Herrschaft zu ersticken. Indem er sich in dem oberhalb von Frankfurt gelegenen Städtchen Fürstenberg festsetzte, es stark bewehrte, dort eine feste Brücke errichtete und Straßenbauten begann, durch die er den Handel ebenso von Frankfurt wie von Berlin-Kölln abzuleiten vermochte, enthüllte er deutlich seine Absichten. Und nun, da er seine Vorbereitungen beendet, ließ er auch seinem Schwiegersohne Otto gegenüber die Maske gänzlich fallen: Als dieser auf seine Einladung im Herbste 1370 zu Nürnberg der Vermählung Wenzels mit jener Tochter Albrechts von Niederbayern beiwohnte, forderte er in schroffster Form, daß Markgraf Otto sofort sein Land an Wenzel abtreten und ihm selber dessen Regierung ein für allemal übertragen solle.

Daß Otto von Wittelsbach dieses Ansinnen Kaiser Karls entschieden zurückwies, mit seinem Neffen Friedrich von Bayern-Landshut, dessen Vater ihm früher feindlich gegenübergestanden hatte, enge Verbindung einging und zornig heim eilte, um alle Hebel gegen die luxemburgischen Pläne in Bewegung zu setzen, fand in allen Gauen der Mark, insbesondere auch in Berlin-Kölln, lebhaften Beifall.

Bald darauf wurde im ganzen Lande eine Anklageschrift Ottos gegen den Kaiser veröffentlicht, in welcher es hieß:

„Wir kamen fröhlich zu ihm; da wollt' er uns enterben noch bei unserm Leben! Aber nun geloben wir feierlich: So lange wir leben, wollen wir mit unsern Landen thun, wie es sich ziemt und es uns gut dünkt!"

Diese Erklärung des Landesfürsten mußte nach der bisherigen Handlungsweise Karls von Luxemburg in allen Teilen der Mark eine mächtige Wirkung hervorrufen. In Berlin umstand man die Straßenecken, an denen das Schriftstück angeheftet war, las es immer wieder oder ließ es sich vorlesen, — und der

1) Vgl. hierzu mein Werk „Brandenburg-Preußens Vorzeit" (Hannover), S. 105 ff.

früher oftmals hervorgetretene Widerstand gegen das Wittelsbacher Regiment war so vollständig verstummt, daß selbst Männer wie Aken und Nikolaus vom Sunde es nicht wagten, öffentlich gegen die Ausführungen des Markgrafen zu sprechen. Erst, nachdem sich die anfängliche Aufregung etwas gelegt hatte, versuchten die Anhänger der luxemburgischen Partei eine Gegenerklärung des Kaisers zu verbreiten. In dieser beklagte sich Karl von Luxemburg bitter über des Markgrafen leichtfertiges und unthätiges Leben, über die üble Behandlung, welche derselbe seiner Gemahlin, des Kaisers Tochter, habe zu teil werden lassen, über die schlechte Regierung, unter der bisher die Marken gelitten, — und erklärte, daß er die entschiedene Absicht habe, lediglich zur Wohlfahrt der Märker hinfort selbst die Verwaltung ihres Landes in die Hand zu nehmen. Jedoch war die Erbitterung über den Kaiser damals in den Spreestädten so groß, daß man seine Kundgebung zerriß, deren Verbreiter ernstlich bedrohte und dem Markgrafen, als er bald darauf auf längere Zeit in Berlin eintraf, den herzlichsten Empfang veranstaltete.

Allerorten hatte man während des Winters 1370/71 wacker gerüstet; namentlich die Spreestädte glichen einem Heerlager. Meister und Knappen hatten ihre Werkstätten verlassen und übten sich in den Waffen; die nochmals vermehrte Söldnerschar stand kampfbereit unter ihren vier Hauptleuten. Und als der Markgraf im Frühjahr seine Scharen zunächst gegen die feindlichen Nachbarn im Norden aufbot, hatte er einen derartigen Erfolg, daß der Kaiser, welcher sich mit einem großen Heere von Böhmen aus der südöstlichen Grenze des märkischen Landes genähert, dort Halt machte und auf die Nachricht von einem Bündnisse des Markgrafen mit König Ludwig von Polen und Ungarn im Oktober 1371 sogar einen $1^1/_2$ jährigen Waffenstillstand mit seinem Schwiegersohne abschloß.

Man kann nicht sagen, daß diese Vertagung des unvermeidlichen Kampfes, welche lediglich dem Luxemburger zu Gute kommen mußte, im Sinne der Berliner war. Unter der Hand vernahm man manch unzufriedenes Wort über diese Mattherzigkeit, und der Rat beschloß, jedenfalls die Kriegsbereitschaft der Bürger aufrecht zu erhalten, ja die Mauern und Vorwerke noch zu verstärken, ein Beispiel, das von mehreren anderen Städten, namentlich Frankfurt, nachgeahmt wurde. So kam Pfingsten 1373 heran, die Zeit, mit der die Waffenruhe endete.

In dem erwähnten Jahre standen Thilo von Wardenberg als erster, Albert von Rathenow als zweiter Altermann an der Spitze der Spreestädte; weil man sie als entschiedene und thatkräftige Gegner des Luxemburgers kannte, waren sie zu dieser leitenden Stellung erhoben worden. Was irgend geeignet schien, um die Städte vor einem feindlichen Überfall zu schützen und selbst einer längeren Belagerung zu widerstehen, war ins Werk gesetzt worden; wenn der Bär des großen Stadtsiegels damals mit einem Panzer dargestellt wurde, so war dies vollauf durch Thatsachen begründet. Die beiden Bürgermeister teilten unter sich die Sorge für alle kriegerischen Maßregeln, und wenn schon im Frühjahr auch eine stattliche Mannschaft bereitstand, um dem Markgrafen ins Feld zu folgen, so war es lediglich ihrem Eifer zu verdanken.

Seit Anfang Juli wuchs die Spannung aller Bürger von Stunde zu Stunde. Allerhand Gerüchte tauchten auf und wurden geglaubt, so unwahrscheinlich sie sein mochten. Man vernahm viel von den Feinden des Markgrafen, weniger von ihm selber; jedenfalls war er noch nicht an der Spitze des märkischen Aufgebotes denselben entgegengezogen. Es entsprach dies nicht den Wünschen der Berliner, besonders nicht derjenigen, welche die Spreestädte regierten.

Beängstigend wirkte die von Gegnern der bestehenden Verhältnisse verbreitete Nachricht von der furchtbaren Stärke des Heeres, mit welchem der Kaiser an der Oder erschienen sein sollte, und als bald darauf das Gerücht eintraf, daß derselbe bereits Frankfurt bestürme, ohne daß Fürst Otto ins Feld gerückt war, fehlte es nicht an kleinmütigen Seelen, welche sorgenvoll fragten, was aus Berlin werden solle, nachdem die starke Oderstadt gefallen.

Als Thilo von Wardenberg eines Nachmittags über den alten Markt kam, wurde er Zeuge davon, daß Nikolaus vom Sunde die Mär von dem Falle Frankfurts in aufhetzender Weise unter dem Volke verkündete. Alte Frauen, die dabei standen, erhoben sofort ein lautes Wehklagen, als ob Berlin selber bereits in den Händen der Böhmen wäre.

Leute, — rief der Bürgermeister mitten in den Haufen hinein — wie könnt ihr nur so kleinmütig sein und überhaupt solch Gerede glauben! Frankfurt hat im Unheilsjahre 1348, als der falsche Waldemar ins Land kam, dem Kaiser Karl sieghaft getrotzt; — noch viel weniger denkt es heutzutage daran, sich demselben zu beugen!

Ich habe Nachricht, daß Kaiser Karl seit gestern die Stadt berennt, — warf Nikolaus vom Sunde ein — und heute morgen brachte ein Bauer aus dem Barnim die weitere Kunde, daß er bereits die Thore gesprengt habe und eingerückt sei ...

Die erste Nachricht — unterbrach ihn Wardenberg — ist richtig; die zweite aber erlogen; ich, der erste Altermann, erkläre dies ausdrücklich! ... Und fester noch als Frankfurt, das sei euch gesagt, sind die Spreestädte Berlin-Kölln!

Eben wollte jener Parteigänger des Luxemburgers etwas erwidern; da stürmte Albert von Rathenow herbei.

Eine frohe Kunde; — rief er strahlenden Antlitzes — sie kam so eben von Frankfurt! ...

Alle schauten ihn gespannt an; er aber fuhr lebhaft fort: Ehegestern schlugen die Bürger unsrer Bundesstadt den Sturm ab, den der Kaiser mit einem unzähligen Heere gegen dieselbe unternahm; vorvorige Nacht aber sind sie selber ins Lager der Böhmen eingebrochen und haben diesen eine so große Niederlage beigebracht, daß der Kaiser gestern früh mit dem Reste seiner Scharen abgezogen ist!

Seht ihr? — sprach mit dröhnender Stimme Wardenberg — Wir haben uns auch nicht zu fürchten!

Jubelrufe begleiteten ihn, als er sich mit Rathenow nach der Langen Brücke hin entfernte. Unterdessen hatte sich Nikolaus vom Sunde heimlich davon gemacht.

Erschütternd war die Szene, welche sich auf dem nämlichen Platze wenige Stunden später abspielte: Eine Schar erbärmlicher Gestalten — Frauen, Kinder und Männer voll blutender Wunden, alle mit zerrissenen Kleidern nur spärlich umhüllt, Furcht und Entsetzen in den Blicken — stand von jammerndem Volke umringt auf dem Markte. An dem Oderberger Thore hatten die Unglücklichen unter kläglichem Flehen Einlaß begehrt und gefunden.

Wardenberg war zu ihnen geeilt und lauschte dem Berichte ihres Führers.

Nachdem der Kaiser — erzählte dieser — sein Lager vor Frankfurt verlassen, ergossen sich seine Reiterhorden über das benachbarte Flachland. Wir, die bei unserm Städtchen Lebus grade den Segen der Felder zu ernten im Begriffe standen, wurden plötzlich überfallen. Rossehufe zerstampften unser Getreide; unsre Häuser wurden geplündert und in Brand gesteckt, unsre Weiber mißhandelt, unsre Kinder niedergehauen, viele unsrer Männer verstümmelt oder in die Gefangenschaft geschleppt ...

Einen Augenblick hielt er inne, indessen Klagerufe aus der Menge ertönten. Hierauf fuhr er also fort:

Unsers Bischofs hochgelegenes Schloß fiel gleichfalls durch unerwarteten Angriff; kaum daß der Prälat selber dem Verderben entrann. Ausgeraubt von den Horden, wurde dann das Schloß eine Beute der Flammen. Aber das Schrecklichste, was geschah, widerfuhr dem Dome des Hochstiftes. Die Unholde stahlen die silbernen und goldenen Geräte und stellten an der heiligen Stätte ihre kotbedeckten Rosse ein . . .

Diese Wüteriche! Diese blutgierigen Heiden! — rief die Menge des Volkes.

Da seht ihr, was der Kaiser den märkischen Landen bringt! — sprach mit lautschallender Stimme der Bürgermeister. — Machen wir's wie die Frankfurter: Er soll nicht zu uns herein, wohl aber wollen wir jene Schandthaten rächen!

So soll es sein! — riefen die Berliner . . .

Wenige Tage später ritt der Markgraf in Berlin ein; ein langer Zug stattlicher Reiter begleitete ihn, und zahlreiches Kriegsvolk zu Fuß und zu Pferde lagerte vor den Thoren, um mit ihm gegen den Feind zu ziehen. Das stählte das Vertrauen der Bürger, und die städtischen Mannschaften, die bestimmt waren, mit gen Osten zu ziehen, zeigten volle Siegeszuversicht.

Nachdem Fürst Otto noch einige dringende Geschäfte erledigt und mit den Bürgermeistern der Spreestädte mehrere Besprechungen gehabt hatte, setzte er seinen Marsch gegen das kaiserliche Heer spreeaufwärts fort. Er machte, wie überhaupt in der letzten Zeit, einen entschlossenen Eindruck, und die meisten Führer der Bewegung gegen die luxemburgischen Bestrebungen waren jetzt voll Vertrauen auf ihn; sein bisheriges Zaudern suchten sie dadurch zu erklären, daß er erst nach vollendeter Vorbereitung habe handeln wollen. Doch auch an Zweiflern fehlte es nicht.

Eines Tages trat der Bürgermeister Thilo von Wardenberg etwas abgespannt in seinen stattlichen Hof, der unweit der Kirche St. Nikolaus lag. Seine Blicke suchten mit unverkennbarer Sehnsucht nach seiner treuen Lebensgefährtin.

Frau Katharina trat ihm schnell entgegen. Ein Strahl der Freude glitt über ihr Antlitz, aber dieser vermochte doch einen schwermütigen Zug nicht gänzlich zu verwischen, welcher auf demselben geruht hatte.

Habe dich längst schon erwartet; — sagte sie in wehmütigem Tone — du bist so lange geblieben!

Die Pflichten sind mannigfach und gestatten keinen Verzug! — entgegnete er mild. — Doch es wird besser werden, wenn die jetzigen Schwierigkeiten beseitigt sind!

Dürfen wir hoffen, daß es dahin kommen wird? — forschte sie bedenklich — Hast du genau überschlagen, ob die gegebenen Kräfte ausreichen; ob die Personen, auf welche du rechnest, in der Stunde der Gefahr die Probe bestehen werden?

Manche Enttäuschung — gab er zurück — erfährt der, welcher warmen Herzens für die Sache des Vaterlandes ringt, doch das darf ihn nicht irre machen, den Weg zu verfolgen, den er für richtig hält . . .

Fern steh' ich dem Rat und den Thaten der Männer, aber wenn ich gelegentlich meinen Blick beobachtend umherschweifen lasse, so erscheint mir nicht alles so, wie es sein sollte! — Zwar das Volk, besonders von den Gilden und Innungen, steht mit dir, glaub' ich, fest gegen die Böhmen, — doch unter den Geschlechtern, die in dem Rate der Städte herrschen, hast du widerstrebende

Geister, ja entschiedene Feinde! Wirst du diese niederhalten können? Werden sie nicht Gelegenheit suchen und finden, dir einen jähen Sturz zu bereiten? . . .

Wardenberg schaute zärtlich auf die besorgte Gefährtin:

Zwar nicht alle folgen mir freudigen Herzens, und ich wäre stärker und sicherer, wenn nur die Hälfte der Ratsherren mir so entschieden zur Seite stünde, wie Albert von Rathenow; aber mein Anhang wird doch, wie ich hoffe, ausreichen, um das Schicksal unsrer Städte und unsers Landes heilsam lenken zu können!

Noch verblieb der ängstliche Ausdruck in ihren Zügen.

Und der Markgraf? . . . Du hast früher wenig von seiner Thatkraft erwartet! . . .

Hätte ihn mir noch zuversichtlicher gewünscht, als er war! — sprach der Bürgermeister — Denn wenn er auch unsern Eifer reichlich gelobt und versprochen hat, mit seinem Volke zu stehen und zu fallen, so fehlte doch seinen Blicken der Ausdruck der Begeisterung, seiner Rede Lebhaftigkeit und überzeugende Kraft! Jedoch das thut nichts; was ihm abgeht, ruht in mir — und ich werde bis zum letzten Augenblicke aushalten! . . .

Als er diese Worte mit erhobener Stimme gesprochen, schaute auch seine Hausfrau mutiger drein:

Sollten deine Bestrebungen mißglücken, — untergehen wirst du mir nicht! . . .

Eine lebhafte Bewegung war draußen entstanden. Der Bürgermeister eilte auf die Straße. Ein Eilbote war von dem Kriegsschauplatze im Norden eingetroffen. Vor Königsberg in der Neumark war den märkischen Waffen ein Sieg zu teil geworden. Ein Schreiben des Marschalls Otto von Mörner ergab das Nähere, und Wardenberg berichtete dessen Inhalt sofort der versammelten Menge: Herzog Kasimir von Pommern war in die Neumark gefallen und hatte die feste Stadt Königsberg umlagert. Aber Rat und Bevölkerung waren ihm in kräftigem Widerstande begegnet, und von den Mauern der Stadt zurückgeschlagen, hatte der Herzog selbst ein jähes Ende gefunden: Ein Knappe der Schustergilde hatte ihn durch einen wohlgezielten Pfeilschuß in den Hals niedergestreckt.

Jubel des Volkes durchbrauste die Luft, und Befriedigung erfüllte die Brust des Bürgermeisters.

Es war die letzte frohe Kunde, die von außen her zu ihm drang. Bald begannen Gerüchte umzugehen, die sehr beunruhigend wirkten. Sie sprachen von unentschiedener Haltung des Markgrafen, ja von Verhandlungen, die zwischen ihm und dem Kaiser geführt würden. Waren es nur arglistige Aussprengungen der luxemburgischen Partei oder lagen den Gerüchten doch Thatsachen zu Grunde? Sicher war, daß Fürst Otto nichts Ernstliches unternahm, und daß die Gegner der bestehenden Verhältnisse ein sehr zuversichtliches Wesen an den Tag legten. Der Bürgermeister und seine Freunde ließen sich in ihren Bestrebungen nicht irre machen, harrten in ihrer Pflichterfüllung unverdrossen aus und bewirkten durch die Sicherheit und Umsicht ihres Auftretens, daß in der Bürgerschaft das Vertrauen nicht wankte.

Am 19. August 1373 hatte Thilo von Wardenberg eine längere Wanderung durch die Spreestädte unternommen, um allenthalben nach dem Rechten zu sehen, während sein Freund Albert von Rathenow die Wachen an den Thoren und auf den Mauern inspizierte. Alles schien in Ordnung zu sein, und schon wollte der

Bürgermeister über den Neuen Markt seinen Weg heimwärts lenken, als ihm vom Oderberger Thore her ein Volkshaufe entgegenströmte. Er blieb stehen und gewahrte an dessen Spitze zwei verdächtige Personen, Rudolf von Aken und Nikolaus vom Sunde. Nun ging er der Menge entgegen und wurde durch das, was er sah und hörte, sehr unangenehm berührt. Es waren meist Weiber und ältere Leute aus dem Volke, verstärkt durch bewaffnete Meister und Gesellen, welche im Wachtdienste abgelöst waren. Unter ihnen schritt, lebhaft redend und die Arme und Hände bewegend, Aken, und Wardenberg vernahm den Ruf:

Wir wollen Frieden! Der Rat hat sich zu fügen!

Jetzt stellte sich der Altermann dem Haufen entgegen, welcher offenbar der Langen Brücke zustrebte:

Leute, was wollt ihr? Geht ruhig nach Hause!

Wenn der Kaiser und der Markgraf sich miteinander vertragen haben, muß der Krieg ein Ende nehmen! — tönte es zurück.

Ich weiß nichts von solchem Vertrage! — donnerte sie der Bürgermeister an.

Da drängte sich Aken vor:

Der Markgraf hat dem Kaiser die Marken verkauft; gestern ist zu Fürstenwalde der Vertrag abgeschlossen!

Und die Stadt muß sich fügen und dem Kaiser die Thore öffnen! — ergänzte Rudolf vom Sunde.

In Berlin-Kölln — erwiderte mit dröhnender Stimme Wardenberg — gebietet der gesetzlich berufene Rat und ich, der erste Altermann! Wer die Ruhe und Ordnung stört, wird zur Rechenschaft gezogen werden!

Der Fürsten Wille ist höher als der deinige! schrie Nikolaus vom Sunde — Was sie zu Fürstenwalde bestimmt haben, mußt auch du befolgen!

Doch der Bürgermeister blieb unerschütterlich:

Ich kenne kein Gebot als das, unsre Vaterstadt gegen die Feinde zu verteidigen! Und wenn es einen „Vertrag" andrer Art geben sollte, so müßte ich ihn erst kennen und annehmen!

Der Vertrag ist abgeschlossen; der Markgraf hat das Land an den Kaiser übergeben! — rief Aken — Du hast dich zu fügen!

Etwa auf dein Wort hin? — spottete Wardenberg — Ein solch Abkommen widerstritte der Wohlfahrt Berlins; der Rat würde ihn schwerlich, ich, der erste Altermann, nimmermehr anerkennen!

Folgt ihm nicht; — er ist ein Empörer! — schrie Aken wütend.

Eben kamen Stadtknechte vom Spandower Thore herbei.

Ergreift ihn, der dies rief, — befahl ihnen, auf Aken weisend, der Bürgermeister — und sperrt ihn in den Spandowerthor-Turm!... Noch ist das Stadtregiment nicht in die Hände von Landesverrätern gefallen! — setzte er streng hinzu, während sein Befehl vollstreckt wurde — Wer nicht das Los des Verblendeten teilen will, achte Gesetz und Ordnung und gehe ruhig nach Hause!

Die Menge zerstreute sich; schon vorher hatte sich Nikolaus vom Sunde murrend zurückgezogen.

Als Thilo von Wardenberg weiter ging, begegnete ihm Albert von Rathenow und winkte, ihm nach der Langen Brücke zu folgen. — Ein Brief von dem Markgrafen ist angekommen; — flüsterte er beiseite — sollte derselbe vielleicht gar das Gerücht bestätigen?... Was es auch sei; — entgegnete der erste Alter-

mann — wir wollen es mit Gelassenheit aufnehmen und prüfen, was uns die Wohlfahrt der Vaterstädte gebietet! . . .

Das Schreiben, welches der erste Bürgermeister dem schnell berufenen Rate mitteilte, enthielt wirklich die Bestätigung des vorausgeeilten Gerüchtes und der Behauptungen Akens. Otto von Wittelsbach verzichtete für sich und alle Herzöge von Bayern auf den ferneren Besitz der Marken. Er bekam dafür die Summe von 500000 Goldgulden und mehrere oberpfälzische Burgen und Städte, behielt vorläufig die Würde eines Erzkämmerers des heil. römischen Reiches, aber gab den Titel eines Markgrafen von Brandenburg endgültig auf. Seine Unterhanen in Berlin-Kölln aber wies er an, sich diesem Fürstenwalder Vertrage zu fügen, sich des Kampfes zu begeben und dem Kaiser die Thore zu öffnen.

Noch saßen die Ratsherren stumm, wie niedergeschmettert durch die soeben erhaltene Mitteilung, als auch ein Schreiben des Kaisers eintraf, durch welches dieselbe ergänzt wurde. Von Straußberg aus forderte Karl von Luxemburg unter Bezugnahme auf den Brief des bisherigen Landesherrn den Rat, die Gewerke und die gesamte Bürgerschaft auf, sich den Thatsachen zu fügen und alsbald dem neuem Gebieter die Thore zu öffnen.

Ein dumpfes Gemurmel entstand jetzt, ein Ausdruck des Unmutes, der die Versammlung erfüllte.

Da erhob Thilo von Wardenberg seine starke Stimme:

Ratsherren von Berlin und Kölln, ihr habt nun zu entscheiden, was geschehen soll! Unser bisheriger Fürst hat sein Volk und Land *verkauft*, wie ein Rind, ein Roß; ist dies *zulässig*? Rief er uns nicht kurz vorher noch feierlich zum Kampfe für sein beleidigtes Recht auf und forderte, daß wir *Gut* und *Blut* für ihn *opfern* sollten? . . . Ratsherren, nachdem wir Geld, Leben und Ehre für ihn eingesetzt, für ihn zu sterben uns bereit erklärt haben, durften wir *so* nicht verlassen — verkauft werden! — Hat es ihm also beliebt, sich in ein unrühmliches Wohlleben zurückzuziehen, so hören unsre Pflichten gegen *ihn* auf, und es bleibt uns allein noch die Aufgabe, zu *prüfen*, was *uns* fernerhin *frommt* . . .

Lebhafter Beifall unterbrach seine Worte; ehe er aber fortfahren konnte, hob Peter von Blankenfeld an:

Die unrühmliche Handlungsweise des bisherigen Markgrafen will auch ich tadeln; tadeln aber muß ich zugleich des Altermanns *letztes* Wort! Wir müssen berücksichtigen, daß das Land in aller Form an den *Kaiser* übergeben ist, der über das ganze *römische Reich* gebietet, und dieser Thatsache müssen sich auch diejenigen *fügen*, denen es aus irgend einem Grunde *unliebsam* ist!

Murrend hörte die Mehrheit solche Worte, und Albert von Rathenow rief:

So hätten wir auch *bisher schon* auf Widerstand gegen den Kaiser verzichten müssen! — Die Frage ist hier vielmehr, ob wir uns an *Böhmen* verkaufen und dadurch zu Grunde richten lassen sollen! Es ist Lebensfrage für uns, dem zu *widerstreben*!

Wenn ich auch — urteilte Wilhelm von Rode — die uns bereitete Lage lebhaft beklage, so warne ich doch vor unüberlegten Beschlüssen. Wir müssen uns hüten, dem mächtigen Kaiser feindlich entgegen zu treten, wenn wir nicht die sichere Gewähr haben, dies mit Erfolg thun zu können!

Ja wohl, der Altermann soll uns den Beweis liefern, daß wir dem Kaiser gewachsen sind! — rief Blankenfeld.

Und uns darlegen, welche Ziele er sich überhaupt stellt; — setzte Rudolf vom Sunde hinzu — denn ich fürchte, daß er uns mit sich ins Verderben hinabreißen will!

Würdevoll und entschlossen hob der erste Altermann wiederum an:

Der Bär ist so gepanzert, daß er es mit allen Feinden aufnehmen kann, und die meisten Städte im Lande werden zu uns stehen! Wenn sich aber früher des Kaisers Macht schon an den Mauern Frankfurts gebrochen hat, so wird dieselbe dem Gesamtaufgebote der märkischen Städte nimmermehr zu widerstehen vermögen!... Wohin ich steuern will, ist weiter gefragt worden... Ratsherren von Berlin und Kölln, wir gehören dem Hansabunde[1]) an; aber noch entbehren wir der Rechte und Selbstherrlichkeit, deren sich die baltischen Städte, Lübeck, Rostock und Stralsund an ihrer Spitze, infolge ihres Heldenkampfes gegen die Bedrücker bereits erfreuen! Laßt uns also ganz in die Bahnen des Hansabundes einlenken, offen unsern Rückhalt bei den baltischen Städten suchen und uns deren Rechte erkämpfen!

Stürmischer Beifall ward dem Bürgermeister zu teil, und als Albrecht von Rathenow beantragte, daß des Kaisers Verlangen abgewiesen, der Fürstenwalder Vertrag verworfen, eine feste Einigung unter den märkischen Städten angebahnt und die Unterstützung der Hansa nachgesucht werden solle, wurde dies mit großer Mehrheit beschlossen.

Das ist der Weg der Empörung! — schrie Nikolaus vom Sunde, doch man beachtete ihn nicht mehr.

Während die Büger in den Gasthäusern und auf den Gassen und Plätzen der Städte die Beschlüsse des Rates auf das lebhafteste besprachen, übrigens meist unter unbedingter Zustimmung zu denselben, fertigten Wardenberg und Rathenow eine Anzahl zuverlässiger Eilboten an die übrigen märkischen Städte sowie an den Vorort der Hansa ab, worauf sie alle Maßregeln für die Sicherheit der Mauern und Plätze, für die Ruhe und Ordnung in der Bürgerschaft verdoppelten. Verhindern konnten sie freilich nicht, daß die Parteigänger des Luxemburgers in aller Stille gegen ihre Pläne arbeiteten und alles aufboten, um schwache Gemüter mit banger Furcht vor der Zukunft zu erfüllen.

Unterdessen lag Kaiser Karl scheinbar unthätig in seinem Lager zu Straußberg; in Wirklichkeit aber traf er umfassende Vorbereitungen, um den beginnenden Widerstand der märkischen Städte, insbesondere Berlins, im Keime zu ersticken und sich das erkaufte Land, wenn möglich, ohne Kampf zu unterwerfen. Schon war von Mecklenburg, Pommern, Sachsen und Magdeburg her starker Zuzug für ihn unterwegs; schon beugten sich die meisten Edelleute und viele kleineren Städte, als er einen Sendling nach Berlin abfertigte.

Gegen Ende der dritten Augustwoche empfing der Rat der Spreestädte die Kaiserliche Botschaft. Karl von Luxemburg begann in seinem Schreiben mit der Milde und Nachsicht, die er bisher ihnen gegenüber an den Tag gelegt habe, hoffend, daß der Rat zur Besonnenheit zurückkehren und sich ihm gutwillig beugen werde. Nachdem er sich leider in seiner Erwartung getäuscht, fordere er nunmehr zum letzten Male sofortigen Gehorsam und als offenkundigen Beweis des

1) Die Zugehörigkeit zur Hansa ist schon für das Jahr 1359 beglaubigt.

letzteren die Ausstoßung der beiden Altermänner Thilo von Wardenberg und Albert von Rathenow aus dem Rate, widrigenfalls er nicht nur diese Verführer der Bürgerschaft aufs schwerste strafen, sondern auch die Städte Berlin-Kölln mit der Acht belegen werde.

Eine überaus stürmische Sitzung folgte.

In seiner festen, unbeugsamen Art erklärte sich Wardenberg.

Für mich selbst fordere ich keine Ehren, — sprach er — vielmehr würde ich gern zurücktreten, wenn es zum Heile unsrer Vaterstadt diente. Aber wie vermögen die altverbrieften Rechte derselben zu bestehen, wenn sie der Willkür jedes Machthabers preisgegeben werden; wenn die gesetzlichen Häupter des Gemeinwesens auf dessen Befehl ihren Platz verlassen müssen?

Diesmal stimmten seinen Worten nur wenige zu: Tyle Glasow, Liborius Botel; — die meisten anderen dagegen machten bedenkliche Mienen, und Wilhelm von Rode meinte: Des Kaisers Drohung ist schwer, und lautet sehr bestimmt; es würde zum Heile unsrer Städte gereichen, wenn die beiden Bürgermeister wenigstens vorläufig von ihrer Stellung freiwillig zurücktreten wollten!

Da wir die Kaiserliche Forderung nicht abweisen können, — urteilte Bernd Ryke — so würden wir es ihnen in der That danken, wenn sie unsre Entscheidung durch solchen Entschluß erleichtern wollten!

So lange mir nicht nachgewiesen wird, — rief Wardenberg — daß ich die Bürgerschaft auf falsche Bahnen geführt und die Wohlfahrt des Gemeinwesens geschädigt habe, wäre es Feigheit von mir, den Drohungen des Kaisers freiwillig zu weichen! . . . Stimmt also ab und entscheidet durch Mehrheit!

Nur der Gewalt werde ich weichen! — setzte Rathenow hinzu.

So müssen wir zur Abstimmung schreiten! sagte Bernd Ryke gelassen.

Eine große Mehrheit entschied sich für die Forderung des Kaisers und gegen die Bürgermeister. Die Furcht hatte gesiegt.

Als jedoch die abgesetzten Altermänner, aus dem Rathause tretend, auf der Langen Brücke erschienen, und die Menge des Volkes, welche dicht gedrängt daselbst stand und in größter Spannung das Ergebnis der Ratssitzung erwartete, das Geschehene erfuhr, stürmte ein kühner Haufe, von Merkel Pletener geführt, die Treppe zum Sitzungssaale empor, drängte die Ratsdiener zurück und unterbrach in lärmender Weise die Verhandlungen.

Eben hatten Bernd Ryke und Peter von Blankenfeld auf Verlangen der Mehrheit die Bürgermeisterposten übernommen, als schon der Bürger Merkel im Namen der Gilden und des Volkes hiergegen Einspruch erhob, und kräftige Männer auf ihren Schultern die bisherigen Stadthäupter in den Saal zurücktrugen.

Wir wollten uns dem Beschlusse des Rates beugen, doch die Bürgerschaft entscheidet anders, — sprach Wardenberg — und da nicht bloß das Heil der Geschlechter, sondern das der gesamten Bevölkerung in Betracht kommt, müssen wir auf unserm Posten aushalten!

Also wird unser Gemeinwesen nicht an den Luxemburger verraten! — fügte Rathenow hinzu.

Nachdem die früheren Bürgermeister wieder ihre Plätze eingenommen und die Männer des Volkes sich entfernt hatten, begann Wilhelm von Rode:

Ich erhebe Einspruch gegen diese Gewaltthat der Menge, will jedoch in Anbetracht der außerordentlichen Umstände mich fügen und mit den bisherigen Stadthäuptern weiter zusammenwirken. Das aber fordere ich nun, daß sofort die

dringenden Beschlüsse über die Zukunft gefaßt werden — und zwar unbeeinflußt von der Menge!

Noch wollten Blankenfeld und Nikolaus vom Sunde Einwendungen machen, doch sie mußten sich den Anschauungen Rodes fügen. Jetzt legte Wardenberg eingehend die Verhältnisse dar. Es ergab sich, daß die größeren Städte Stendal, Salzwedel, Brandenburg und Frankfurt zwar dem Kaiser widerstreben, aber sich mit einer Erklärung an denselben begnügen und allenfalls nur ihre Mauern und Thore gegen die Böhmen verteidigen wollten. Die kleineren Städte hatten bereits auf jeglichen Widerstand verzichtet, und von dem Adel zeigten selbst Männer wie der Graf von Lindow, Otto von Mörner und Klaus von Bismarck keine Neigung mehr, der Sache, welche Markgraf Otto aufgegeben hatte, auf eigne Gefahr weiter zu dienen.

Diese Mitteilung konnte nicht gerade ermutigend wirken; als aber über die eigenen Rüstungen berichtet wurde und die vier Hauptleute des städtischen Aufgebotes, Bardeleben, Selchow, Hakenberg und Falkenrehde, sich höchst zuversichtlich äußerten, als ein eben noch eingehender Brief aus Lübeck wenigstens für spätere Zeit Hülfe in Aussicht stellte, griff wieder eine mutigere Stimmung Platz, und nach kurzer Beratung ward beschlossen, daß ein starkes Aufgebot unter jenen Hauptleuten sofort gegen das Heer der Magdeburger ausrücken sollte, welches unter den Rittern Wedego von Plotho und Brünnig Voß zur Hülfe des Kaisers durch das Havelland heranzog. Die Verteidigung von Berlin-Kölln gegen den Kaiser gedachten die Bürgermeister selber zu führen.

Schon am nächsten Tage marschierten die vier Hauptleute durch das Teltower Thor und über die Gertraudtenbrücke mit einer stattlichen Kriegerschar westwärts den Magdeburgern entgegen.

Thile von Wardenberg hatte die beste Hoffnung, daß es, sobald der Sieg über einen Teil der Bundesgenossen Karls von Luxemburg errungen, möglich sein würde, durch Verhandlungen mit diesem Rechte und Freiheiten zu erlangen, welche Berlin-Kölln die Stellung von Reichsstädten verschafften. Aber wenn er auch die größte Zuversicht zeigte, ließ er doch den Fall des Mißlingens seiner Pläne nicht aus dem Auge. Als er nach Abzug jenes städtischen Aufgebotes in seinen Hof zurückkehrte, sprach er zu Frau Katharina:

Mein Spiel ist gewagt, denn ich stehe wider den Kaiser und seine Bundesgenossen! Gelingt es, die Magdeburger zu schlagen, so wird's auch anderwärts vorwärts gehen; wenn aber dort eine Niederlage erfolgt, so ist auch hier alles verloren! Darum mußt du heute Nacht in aller Stille aus Berlin! Vielleicht sehen wir uns dann auf lange Zeit, vielleicht niemals wieder. In diesem Falle ziehe unsre Söhne Klaus und Ludwig zu tüchtigen Männern auf, die ihrem Vater Ehre machen, und wenn dieser vorzeitig dahin muß, sein Werk fortführen und vollenden!

Thränenden Auges suchte die Gattin solche Gedanken zurückzuweisen:

Du, der wackere Held, solltest solche Möglichkeiten nicht in Betracht ziehen! Und warum willst du mich nicht bei dir lassen, auf daß ich alles, was da kommt, mit dir teilen kann? Doch er blieb unerschütterlich, und so mußte sie nachgeben.

Als Katharina unter sicherem Geleite mit den Kindern in aller Stille die Stadt verlassen hatte, fühlte sich der Bürgermeister ruhiger als zuvor und widmete sich unermüdlich der vielseitigen Thätigkeit, welche ihm oblag.

Der nächste Tag war der 24. August; er mußte die Entscheidungsschlacht bringen, denn bereits am vorangehenden Abende hatten die Hauptleute gemeldet, daß sie hart an dem Feinde ständen. Unter gewaltiger Spannung verging dem

Altermann Stunde auf Stunde. Er hielt sich möglichst in der Nähe des Teltower Thores auf, damit er alle von Westen her kommenden Nachrichten ohne jeden Vorzug erhielte. Hin und wieder erschien auch Albert von Rathenow daselbst, dem die Sicherheit der übrigen Thore anvertraut war.

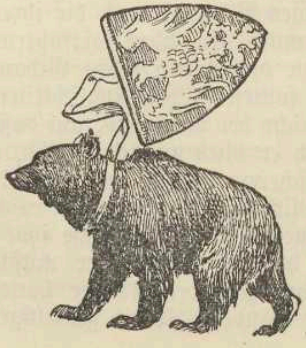
Um die dritte Nachmittagsstunde sprengte ein Reiter durch das Teltower Thor. Er brachte die niederschmetternde Kunde, daß die Heeresmacht der Spreestädte von den Magdeburgern plötzlich überfallen und zersprengt, alle vier Hauptleute aber gefangen genommen wären.

Verloren! verloren! — Dieser Klageruf entfuhr den Lippen Wardenbergs, dann aber raffte er sich auf, suchte vorläufig die Unglückbotschaft zu verheimlichen und traf Anstalten, um Ruhe und Ordnung in den Schwesterstädten zu sichern. Aber sein Bemühen war umsonst. Schon rauschte eine wilderregte Menge heran, denn ein zweiter Bote hatte alsbald die traurige Wahrheit allenthalben verbreitet.

Unser Heer ist geschlagen! All die Unsrigen sind getötet oder gefangen! . . . Das haben die Bürgermeister verschuldet; sie sind Verräter, die an den Galgen gehören! . . . Auch der Kaiser hat sie geächtet! . . .

So tönte es Wardenberg von allen Seiten entgegen. Alle seine Anhänger hatten sich plötzlich in grimmige Feinde verwandelt. Drohende Fäuste erhoben sich wider ihn, und nur mit großer Mühe brach er sich zu seinem Hofe hin Bahn. Dort schwang er sich auf sein Roß und suchte, von einer kleinen Schar berittener Knechte umgeben, das Oderberger Thor zu gewinnen. Vor seinem drohenden Blicke und gezückten Schwerte wichen selbst die ärgsten Schreier zurück, und der Innungsmeister, welcher am Thore die Wachen befehligte, ließ ihn mit den Seinigen hindurch. So entkam er glücklich ins Freie, und auch Rathenow vermochte sich zu retten.

Schon am nächsten Tage machten sich Bernd Ryke und Peter von Blankenfeld, welche an Stelle der geächteten Leiter des Aufstandes zu Häuptern des Rates erkoren waren, nach Straußberg hin auf, um den Kaiser fußfällig um Verzeihung zu bitten. Zur Beschwichtigung seines Zornes häuften sie alle Schuld auf die Flüchtlinge, gelobten für die Zukunft unwandelbare Treue und luden den Herrscher ehrfurchtsvoll ein, die Spreestädte zu besuchen. Und Karl von Luxemburg ließ Gnade für Recht ergehen, bestätigte die Freiheiten und Privilegien von Berlin-Kölln und hielt dann am 30. August 1373 seinen glänzenden Einzug in diese Hauptstädte seines neuerworbenen Kronlandes.



10.

Die großen Berliner Brände.

Am Tage der „Kreuzerhebung" (den 14. September) 1376 wogte zu den Thoren Berlins herein eine zahlreiche Menge von Landleuten zu Fuß und auf niedrigen Gefährten, dazu viele Edelleute der Umgegend zu Pferde. Es war der Berliner Herbstmarkt, welcher eine so große Anziehungskraft auf die Bevölkerung der Länder Barnim und Teltow ausübte. Denn bei einer solchen Gelegenheit konnte man sich nicht nur allerhand nützliche Gebrauchsgegenstände, Schmuck- und Kleidungsstücke kaufen, sondern fand auch zur Belustigung Musikbanden, Gaukler und Possenreißer anwesend. Überdies wußte jeder, daß an solchen Tagen die Wurstmacher beider Spreestädte von ihrer schmackhaften Ware reiche Vorräte feil hielten, wie denn auch für gutes Backwerk und schäumenden Gerstensaft aufs beste gesorgt war.

Um die Mitte des Vormittags ritt auch ein älterer Edelmann mit einem schmucken Junker und zwei Knechten durch das Spandower Thor. Bernd Ryke, welcher mehrmals die Städte als erster Altermann regiert, jetzt aber die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten jüngeren Kräften überlassen hatte, faßte, als er auf dem Wege vom Alten nach dem Neuen Markte hin die Mittelstraße durchschritt, die Ankömmlinge genauer ins Auge, grüßte den Ritter und rief:

Willkommen, Herr Lippold von Bredow; es freut mich, daß ihr euch unsers Herbstmarktes erinnert habt! Gefällt's euch, so nehmt in meinem Hofe einen Imbiß und einen Frühtrunk entgegen! Wie ihr wißt, findet ihr auch Stallung und Futter für eure Rosse bei mir!

Dank euch, Herr Ryke! — erwiderte jener — Ihr erspart mir die Herberge, die ohnehin überfüllt sein wird!

Der reiche Patrizier führte die Gäste in seinen stattlichen Hof, ließ deren Knechte für die Rosse Sorge tragen und geleitete dann den Ritter und dessen Sohn in das geräumige Zimmer, welches auf der rechten Seite des Hauseinganges von der Straßenfront bis zum Hofe durch das Erdgeschoß hindurchlief.

Soeben setzte eine schnell herbeigerufene Magd auf den eichenen Tisch allerhand kalte Speisen, wie sie in einem begüterten Haushalte, zumal an außerordentlichen Tagen, für Gäste bereit sind, — Geflügel, Wild und eine gewaltige Rindskeule, dazu frisches Schwarzbrot und einen Krug Würzweins mit den erforder-

lichen Bechern —, und der Ritter schickte sich an, der freundlichen Einladung seines Wirtes zu folgen, als die Thür sich öffnete und der alte Liborius Botel hereintrat.

Er machte ein fröhliches Gesicht:

Sieh da, Herr Ritter! Hätte nicht gedacht, euch hier zu treffen!

Es ist mir lieb, Liborius, — sagte Ryke — daß du an unserm Frühmahle teilnehmen kannst!

Der alte Patrizier ließ sich nicht nötigen:

Ich habe mir den Herbstmarkt betrachtet — wie immer viel Schauwerk, gutes und schlechtes —; wollte nur so im Vorübergehen zusehen, ob du daheim wärest ... Nun ich die besetzte Tafel antreffe, fühle ich erst, daß ich hungrig bin!

Alle sprachen den Speisen wacker zu; die gefüllten Becher wurden erhoben und geleert. Dabei entspann sich eine lebhafte Unterhaltung.

Wie seid ihr mit der neuen Herrschaft zufrieden? — fragte lachend der Ritter — Habt euch anfangs mit derselben weniger leicht befreunden mögen als andere

Auch ihr hieltet zu dem Wittelsbacher, so lange es anging! — warf Botel hin. Doch ihr mochtet ihn noch nicht lassen, als er selber abziehen wollte!

Lippold von Bredow begleitete diese Bemerkung mit einer spöttischen Geberde.

Bernd Ryke nahm heiter das Wort:

Dummheiten macht wohl jeder einmal — selbst der Rat einer Stadt! Übrigens waren andere Ratsherren damals mehr schuld als ich und Liborius, und was mich betrifft, so hab' ich, wie ihr wißt, den Kaiser hernach wieder versöhnt! ... Doch ihr fragtet, wie wir jetzt zufrieden wären? Ich glaube nicht weniger als die übrigen Städte und Unterthanen des märkischen Landes. Kann doch eigentlich nur das Gesindel klagen, das vordem die Landstraßen unsicher gemacht hat! — Sind erst 3 Jahre vergangen, seit wir mit des Kaisers Ländern verbunden wurden, aber der Berliner Handel hat nie geahnten Aufschwung genommen. Das haben wir des Herrschers Fürsorge für Zucht und Ordnung zu danken. Alle loben es auch, daß er voriges Jahr (1375) die Größe der Feldmarken bei allen Städten und Dörfern hat erforschen, die Besitzverhältnisse jedes einzelnen, sowie die auf dem Grund und Boden ruhenden Rechte und Lasten hat feststellen lassen, — was nun alles in dem „Landbuche" sorgsam verzeichnet steht ...

Der Ritter nickte mehrfach zustimmend zu den Worten seines Wirtes, dann bemerkte er jedoch:

Ja, die Gesamtheit hat's besser als früher, was indes nicht ausschließt, daß Kaiser Karl es mit einem freundlicher meint als mit dem andern ... Ihr Berliner gehört, scheint mir, noch immer nicht zu den Kindern, die seine landesväterliche Hand streichelt und hätschelt: Ist er schon wieder einmal bei euch gewesen, seitdem er Wardenberg und Rathenow vertrieben und die Spreestädte zur Unterwerfung gebracht hat? Wie mir deucht, kein einziges Mal, aber an euern Mauern und Thoren vorübergezogen ist er schon mehrfach! ... Ja, er vergißt nicht leicht, was man gegen ihn gesündigt hat! — Und wenn er Frankfurt und Berlin herabdrücken und an deren Stelle Fürstenberg an der Oder und Tangermünde an der Elbe setzen könnte; — glaubt mir: er thät' es gern!

Liborius Botel wiegte lächelnd sein Haupt:

Mag sein, daß er's möchte! Aber glücklicherweise läßt sich die Richtung

des Handels nicht willkürlich bestimmen; der folgt den natürlichen Wegen. Von Schlesien her geht die alte Straße über Frankfurt und Berlin nach Magdeburg und dann weiter die Elbe abwärts zur See; — so ist's noch jetzt, und so wird's immerdar bleiben!

Der Ritter nickte. Dennoch — fuhr er fort — müßt ihr zugeben, daß ein Herrscher von der Klugheit und den reichen Mitteln Kaiser Karls mit der Zeit eine Änderung anbahnen kann! Ihr solltet nur mit eigenen Augen schauen, was durch ihn aus Tangermünde wird ...

Berichtet uns darüber! — riefen Ryke und Botel wie aus einem Munde.

Gestattet, daß ich erst mit meinem Götz ein Wort tausche, dann steh' ich euch zu Diensten! — entgegnete Bredow.

Weiß, daß du schon ungeduldig bist, den Jahrmarkt zu schauen! — wendete er sich an den Junker — Geh' nur immer hin; hernach magst du mich über die Neuigkeiten unterrichten. Ich komme am Nachmittage grade noch früh genug auf den Markt.

Junker Götz entfernte sich und tauchte bald darauf im Jahrmarktsgewühle unter.

Schon die Thore, — begann nun der Ritter seine Erzählung — durch welche man in die befestigte Stadt eintritt, suchen ihres Gleichen, denn sie vereinen unerschütterliche Festigkeit mit unvergleichlicher Schönheit der Formen. Schauen müßtet ihr aber die prächtige Kaiserburg, die er sich dort geschaffen hat. Sie ist eine Nachbildung der Prager Königsburg auf dem Hradschin und enthält eine Kapelle, die ganz getreu der Schloßkapelle zu Prag nachgeahmt worden ist. Aus vergoldetem Stuck strahlen zahllose böhmische Edelsteine hervor. Das Sanctuarium birgt unschätzbare Reliquien, die der Kaiser unter schweren Mühen und um riesige Geldsummen im Morgenlande erworben hat —: das Herz des heil. Ritters Georg, einen Tropfen vom Blute Jesu Christi, einen Splitter von dem wahren Kreuze Jesu und einen Teil von dem Gehirn Johannes des Täufers ... Doch ihr Berliner — unterbrach er sich mit einem schalkhaften Lächeln — gelte allenthalben als Erzketzer; weiß daher nicht, ob euch dergleichen heilige Gegenstände besonders beachtenswert erscheinen werden! ...

Es ist wahr, Herr Ritter, — bemerkte Bernd Ryke — daß wir mehrfach unter dem Kirchenbanne zu leiden gehabt haben, und unsrer viele legen wohl auf Reliquien jener Art keinen Wert. Trotzdem sind wir wohl besser, als der Ruf, in dem wir stehen, denn fromme Stiftungen sind genug vorhanden, und wer von uns begütert ist, vergißt weder die Kapellen und Altäre, noch die Armen und Notleidenden!

Bin davon hinreichend überzeugt; — hob Bredow wieder an — und habe euch Berliner schon oftmals in Schutz genommen, wenn andere über euch herzogen! ... Doch um wieder auf Tangermünde zu kommen, so könnt ihr mir glauben, daß das dortige Kaiserschloß in ganz Norddeutschland nicht seines Gleichen hat. Bin erst kürzlich dort gewesen und habe alles gesehen, auch wie der Kaiser dort lebt. Er weiß wohl, daß ich zu seines Schwiegersohnes Anhang gehört und diesem sogar einige Zeit als Hauptmann gedient habe; das hat er mich jedoch bisher nicht entgelten lassen, vielleicht weil er meint, daß ich unter den märkischen Rittern einigen Anhang habe ... Als er mich letzthin empfing, saß er auf dem Altane, der nach dem Elbstrome zu liegt, und schaute auf diesen hinab. Da zogen schwer befrachtete Schiffe vorüber, langsam und sicher, weil der Handel nicht mehr

von Raub und Plünderung bedroht wird ... Lächelnd wies er mit der Hand auf die Fahrzeuge und sagte: Meinst du, daß meine Regierung schlechter ist als die der Wallenstedter oder gar der Bayern, denen ich sie abnahm? — Gnädigster Herr, — sprach ich — die Leute meinen im Lande umher, daß es sich gut lebt unter euerm Regimente; und daß mancher, der sonst kaum vor Hunger bewahrt blieb, jetzt wohl gar einen Sparpfennig behält, weiß ich selber aus eigener Erfahrung. — So muß es auch sein! — fuhr er fort — Ja, seines Daseins soll sich jeder Unterthan freuen können! Krieg und Fehde sind in euerm Lande allzu sehr heimisch gewesen und haben die Sitten verwildern lassen. Deshalb bemühe ich mich, unter den Segnungen des Friedens frohe Feste einzubürgern, bei welchen der Einfluß der Frauen wohlthätig hervortreten kann. Eure Frauen sind nicht von üppiger Schönheit wie die des böhmischen Landes, aber ihre hohe Gestalt, ihr langes Blondhaar und ihre lichtblauen Augen haben bezaubernden Liebreiz, durch den sie auf das rauhe Wesen eurer kraftvollen Männer besänftigend einwirken können. So habe ich denn zur Fastnachtszeit die „Rehhagen“ [1]) eingeführt, bei denen die Frauen des Adels und der wohlhabenden Bürger in bunter Reihe mit ihren Männern fröhlich schmausen, und gestattet ist's dabei, daß ein Ehemann wohl eines andern Frau küssen darf, die grade seine Nachbarin geworden ist ...

Liborius Botel machte ein fröhliches Gesicht:

Hätte so etwas dem Kaiser nimmer zugetraut, wenngleich man viel von dem Wohlleben erzählt, das an seinem Hofe in Prag herrschen soll! ... Wenn er solche Feste hier einführen wollte, würde er selbst bei uns Alten keine Abweisung erfahren!

Will's glauben; — fuhr Bredow fort — doch daß er euch Berliner zu derartigen Lustbarkeiten anregen sollte, ist eben nicht zu erwarten, denn dazu müßte er herkommen, — was er schwerlich thun wird ... Kann euch übrigens sagen, daß er dort drüben in der Alten Mark mit jedermann leutselig verkehrt, besonders wenn er durch die Wiesen des Elbthales reitet, — und das geschieht oftmals, weil er sich des üppigen Grüns erfreut und die würzigen Blumen und Kräuter, die darauf wachsen, gern riechen mag ...

Peter Rode, der an seines Vaters Statt jetzt im Rate saß und Bernd Rykes Schwiegersohn war, trat eilig ein. Er grüßte die Anwesenden artig und hob dann in starker Erregung an:

Habt ihr schon von der Frechheit vernommen, die man sich gegen unsere guten Städte erlaubt hat? ... Die Mordbrennerbanden ...

Ritter Bredow zuckte geringschätzend die Achseln:

Solche Gerüchte gehen uns auf dem Lande auch hin und wieder zu. Fand kürzlich an meinem Burgthore einen Brandbrief, darin geschrieben stand, daß mir irgend ein Hallunke den „roten Hahn“ aufs Dach setzen wollte. Ließ darauf eine kurze Antwort an selbiger Stelle anheften, welche besagte: ich würde jeden sofort aufknüpfen lassen, der auch nur diese Drohung wiederholte. Außerdem ließ ich ins Geheim sorgfältig aufpassen, ob man nicht den Schreiber solcher Brandbriefe fangen könnte. Das ist denn auch baldigst gelungen, und seitdem an ihm die Raben ihr Festmahl gehalten, werd' ich nicht mehr belästigt!

Bernd Ryke machte trotzdem ein besorgtes Gesicht:

---

1) Auch „Rehhäne“, welche auf den Kaiser zurückgeführt wurden, sind in der angegebenen Weise erklärt worden. Jedenfalls waren es heitere Winterfeste.

Herr Ritter, ihr könnt eure Burg leichter vor gefährlichem Gesindel bewahren, als wir unsre Städte! Besonders an solchen Markttagen, wie der heutige ist, ziehen viele Menschen herein, denen man ihre Mordgedanken nicht ansieht! ...

Und schon seit Wochen — setzte Botel hinzu — laufen beängstigende Gerüchte um. — So kräftig der Kaiser gegen Räuber, Wegelagerer und anderes Gesindel vorgeht, lassen sich doch dergleichen Verbrecher so schnell nicht ausrotten!

Ihr wißt, daß neulich ein Mensch aus Wrietzen abgefaßt worden ist, — berichtete jetzt Peter Rode — welcher sich an den niedrigen Holzhäusern zwischen dem Alten Markte und St. Nikolaus in verdächtiger Weise zu schaffen machte; auch Pech und Schwefel fand man bei ihm, womit er einen Höllenbrand hätte anfachen können. Da aber kein Unglück geschehen war, ist er nur mit Ruten gestrichen und dann aus den Thoren gejagt worden, — was viel zu gelinde war ... Heute morgen aber hat sich an allen Thoren ein Brandbrief gefunden, der in klaren Worten auf heute, zum Berliner Herbstmarkte, großes Feuer verkündet — nicht nur in Berlin, sondern auch in Kölln!

Ich bin doch heute Morgen — warf Botel ein — mehr als eine Stunde auf Markt und Straßen gewesen und habe nichts darüber erfahren ...

Und ich — fügte Bernd Ryke hinzu — kehrte erst mit dem Herrn Ritter in unsern Hof zurück, und niemand hat mir davon gesprochen!

Der erste Altermann, dem ich vorhin begegnete, — fuhr Rode eifrig fort — teilte mir selber die Sache mit, setzte freilich hinzu: Wollen wir nicht, daß der Markt, von dem viele unsrer Bürger ihren Gewinn haben, gestört und die Fremden verscheucht werden, so muß die Drohung verschwiegen bleiben. Das habe ich auch den Ratsknechten, welche die Drohbriefe brachten, eingeschärft; freilich wissen schon viele von der Nichtswürdigkeit, und die werden sie ausplaudern ... Dafür, daß die Mordbuben ihr Vorhaben nicht ausführen können, — sagt' er — will ich schon sorgen! — Aber das ist leichter gesprochen, als gethan!

Ihr nehmt, scheint mir, das Ding ernster als nötig! — urteilte Lippold von Bredow — Vielleicht hat sich nur ein lockerer Zeisig einen Spaß mit den Berlinern machen wollen; geht auf euerm Herbstmarkte ehrbarlich herum und weidet sich an der Angst, die besonders eure Weiber empfinden werden!

Zwar beruhigten sich die Männer etwas, doch zum Stillsitzen im Zimmer hatte keiner mehr Neigung.

Als sie gemeinsam auf dem Alten Markte ankamen, fanden sie dort einen überaus regen Verkehr. In dem Kaufhause am Krögel wurden größere Abschlüsse gemacht: Adlige Grundbesitzer veräußerten von den Erträgnissen der Ernte und erstanden selber, was sie an Gewändern und ähnlichen Gegenständen, besonders in Anbetracht des nahen Winters, nötig zu haben glaubten. An den Fleischscharren war der Hauptverkehr für heute vorüber; um so dichter drängte sich die Volksmenge an dem Berliner Wursthofe und an den Ständen der einzelnen Wurstmacher, an den Bäcker- und Kramläden. Besonders gute Geschäfte machte ein buntaufgeputzter Marktschreier, welcher in allerhand Fläschchen und Schachteln Heilmittel gegen jede Krankheit, Liebestränke, Arzneien zur Erhaltung der Schönheit und Verlängerung des Lebens feil hielt, über deren Wirkung er Wunderdinge erzählte. Ein Gaukler in seiner Nähe verschluckte Degen und fraß Feuer, die Leute aber, die er durch seine Künste täuschte, spendeten ihm Beifall und Geld, so viel er nur wünschte. Von allen Seiten her tönte Musik, und besonders waren es böhmische Banden, die durch die wilden Klänge ihrer Weisen das Volk anlockten.

Da habt ihr die Landsleute des Kaisers; — scherzte Lippold von Bredow — sie meiden eure Mauern nicht so streng wie er selber!

Es sind nur zu viel Gauner unter diesen Leuten! — entgegnete der junge Rode — Man muß ihnen stark auf die Finger sehen! . . .

Scheinbar war alles sorglos und heiter, namentlich die Jugend. Hin und wieder konnte man auch bemerken, wie Mädchen und Jünglinge mit einander scherzten und allerhand Kurzweil trieben. Dann aber sah man wieder Stadtknechte achtsam durch die Menge schreiten und nach Galgenvögeln ausspähen. Auch einige Innungsmeister hatten sich bereit finden lassen, die Bemühungen des Rates für Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit zu unterstützen, und handelten darnach. Im ganzen genommen — so fand der fremde Ritter — war die Fröhlichkeit nicht von der gleichen Ungezwungenheit wie sonst. Das mußte der alte Bernd Ryke bestätigen, und Peter Rode führte es sofort auf die Gerüchte zurück, die in der Stadt umgingen.

Irgend etwas Besonderes trug sich jedoch vorläufig nicht zu, denn daß ein lumpiger Gesell ergriffen wurde, welcher einem Bäuerlein etliche Pfennige aus der Tasche gezogen, kam ja wohl jederzeit vor . . .

Gegen Abend saßen die meisten Patrizier nebst vielen vornehmen Gästen aus der Umgegend, unter ihnen auch Ritter Lippold von Bredow, im Berliner Ratskeller beisammen, und kaum sprach man noch von den Brandbriefen — weit mehr von allgemeinen Landesangelegenheiten, besonders über Anordnungen, welche letzthin von dem Kaiser getroffen worden waren. Übrigens zeigten die Reden allerseits Achtung vor dem Herrscher und Vertrauen auf seine Einsicht und Weisheit. — Da ertönten plötzlich von St. Nikolaus, dessen Kirche so nahe dabei liegt, die Glocken in klagenden Lauten.

Ist's möglich? — rief Bernd Ryke — Soll dieser Herbstmarkt wirklich ein „Festtag der Unholde und Strauchräuber" sein?

Es ist die Feuerglocke! — bestätigte Peter Rode.

Und wenige Augenblicke später begannen auch auf St. Marien und St. Peter die Glocken zu wimmern.

Alle stürmten hinaus und forschten nach dem Orte des Brandes. Im Berliner Jüdenhofe ging Feuer auf! — hieß es, und in der That stiegen aus jenem dichten Haufen niedriger Hütten seitwärts vom Berliner Rathause schwarze Rauchwolken empor.

Solche Holzbuden — meinte Ritter Bredow — lassen sich nicht retten, und sind's auch nicht wert, gerettet zu werden! Laßt sie niederreißen und schützt nur die anderen Teile der Stadt!

Viele dachten wie er, doch der Rat ließ vorerst alles thun, um von den Judenhäusern zu erhalten, was möglich war, und jung und alt legte Hand an, dies zu erreichen.

Unterdessen herrschte auf dem Alten Markte eine große Verwirrung. Eilig packten die Händler ihre Waren zusammen; Zuschauer und Käufer entflohen. Viele der Marktgäste brachten in den nahen Herbergen ihr Fuhrwerk in Bewegung und strebten den Thoren zu, als sei es geboten, schnell noch dem großen Verderben, dem die Spreestädte anheim gefallen, zu entrinnen. Selbst die fremden Edelleute sahen sich nach ihren Rossen um. Und doch betraf der Brand vorläufig nur denjenigen Teil der Bevölkerung, welchem man gewohnt war, nichts Gutes nachzusagen und deshalb auch nichts Gutes zu gönnen.

Eben hatte Lippold von Bredow sein Roß bestiegen, grüßte dankend seinen freundlichen Wirt und schickte sich an, den Heimweg nach dem Spandower Thore zu einzuschlagen, als Peter Rode atemlos herbeigestürzt kam.

Wie steht es mit dem Brande? — fragte der Ritter.

Der Jüdenhof ist nicht zu retten; antwortete jener — doch weit schlimmer ist's, daß noch an vier anderen Stellen Feuer ausgebrochen ...

Da stieg Bredow wieder von seinem Rosse, warf dessen Zaum einem der beiden Diener zu und befahl seinem Sohne:

Bringt die Tiere einstweilen im Stadthofe unter, denn er liegt in der Nähe des Thores. Erwartet mich dort hernach; ich will zusehen, ob ich den Berlinern helfen kann!

Mit Bernd Ryke und dessen Schwiegersohne mischte er sich jetzt unter die Bürger, welche, wo es grade am nötigsten zu sein schien, das Feuer zu löschen und die Habe zu retten versuchten. Dadurch aber, daß auf allen Seiten der Spreestädte zugleich Hülfe begehrt wurde und auch notwendig war, ging bald jede geordnete Leitung völlig verloren. Vermehrte sich doch noch immer die Zahl der Brandherde, und es konnte nicht fehlen, daß Leute, welche eben an einer Stelle kräftig, ja vielleicht auch erfolgreich gegen das furchtbare Element ankämpften, von dieser forteilten, weil die Nachricht kam, daß ihr eigenes Gehöft, wohl gar ihre Familie, von demselben Unheil bedroht sei.

Bald glichen Berlin und Kölln einem einzigen großen Feuermeere. Hier konnte nicht bloß eine ruchlose Hand gearbeitet, — eine ganze Bande von Verbrechern mußte sich

verschworen haben, die Spreestädte zu vernichten. Da war nichts mehr zu thun, um die Wohnstätten fleißiger Menschen zu erhalten, kaum noch die Rettung von wertvoller Habe kam in Betracht; wenn nur das Leben aller Bürger und ihrer Familien verschont blieb, so mußte man zufrieden sein.

Eine Sturmglocke nach der andern verstummte — nicht weil die Feuersbrunst nachließ, sondern weil die Kirchen St. Nikolaus und St. Peter nebst ihren Türmen gleichfalls in Flammen standen und selbst St. Marien hart bedroht war. Wer dem unersättlichen Elemente etwas zu entreißen vermochte, zog sich damit nach den Mauern und Thoren hin zurück. Dort drängten sich Weiber und Kinder wehklagend zusammen, und bald verließ auch die männliche Bevölkerung, die vergebliche Löscharbeit aufgebend, das Innere der Städte gänzlich.

Zu dieser Zeit — es war spät in der Nacht — entfernte sich Lippold von Bredow von der Stätte des Schreckens, indem er durchs Spandower Thor heimwärts jagte. Er versprach seinem Gastfreunde, der gleichfalls abgebrannt war, dem ärmeren Teile der Bevölkerung baldigst mit Lebensmitteln aushelfen zu wollen.

Als der Morgen des 15. Septembers angebrochen war, hüllten dichte Rauchwolken gemeinsam mit Herbstnebeln die Spreestädte ein; später brach die Sonne mit hellen Strahlen durch Rauch und Dünste hindurch und zeigte den Blicken, was von dem blühenden Gemeinwesen übrig war. Nur noch an vereinzelten Stellen züngelten Flammen empor; fast überall waren dieselben erloschen, weil es ihnen an Nahrung gebrach. Bloß ein „Kranz" von Gebäuden nahe den Mauern war übrig geblieben, meistens Häuser und Höfe der Berliner Neustadt, in welcher auch die Kirche von St. Marien noch aufragte; dazu einzelne Hütten am Wasser in Alt-Berlin und in Kölln. Von dem Berliner Rathause war nur noch die feste Gerichtslaube vorhanden; von St. Nikolaus und St. Peter lagen die hohen Chöre in Trümmern, während die gen Westen gelegenen gewaltigen Gemäuer den Flammen widerstanden, und die auf dieser Seite stehenden Türme nur in ihren oberen Teilen Schaden erlitten hatten.

Mannigfach waren die Aufgaben, welche jetzt dem Rate gestellt wurden, und sie mußten als gleich dringliche gelten. Schnell waren vor allem die Trümmer aufzuräumen und vor Einbruch des Winters wenigstens notdürftige Wohnstätten für die Abgebrannten zu errichten. In dieser Beziehung waren die Spreestädte leider größtenteils auf Selbsthülfe angewiesen, da mit wenigen Ausnahmen Unterstützung von benachbarten Gemeinden her ausblieb, ja manche von diesen, neidisch auf das Emporblühen Berlins, sogar über dessen Unglück Schadenfreude empfanden. Bei dem kräftigen Zusammenwirken aller Kreise der Bevölkerung schritten die Erneuerungsarbeiten indes rasch vorwärts, und die Not stieg nicht bis zu dem Grade, welchen man befürchtet hatte. Am langsamsten ging es mit der Wiederherstellung der beiden Kirchen, denn noch im Juli 1379, also nach fast 3 Jahren, gewährte der Erzbischof von Magdeburg behufs völliger Erneuerung der Petrikirche dieser einen „Ablaß", und noch lange nachher klagten die Kirchenvorsteher von St. Nikolaus über die durch das Brandunglück ihrer Kirche entstandene Armut.

Erklärlich ist es, daß der Rat von Berlin-Kölln auch eifrig bemüht war, die Brandstifter zu ermitteln und zu bestrafen. Ein besonders schwerer Verdacht lenkte sich auf einen Geistlichen, den Rektor der St. Lorenzkapelle zu Wrietzen, Nikolaus Hundewerper,[1]) welcher aus verschiedenen Gründen über die Spreewaldstädte er-

1) Die Zeit des geschilderten Brandes läßt sich nicht genau bestimmen; aus den Daten des Verfahrens gegen Hundewerper habe ich geschlossen, daß er Mitte September stattfand.

bittert gewesen war und auch Drohungen gegen dieselben ausgestoßen hatte. Man ergriff ihn, führte ihn nach Berlin, fesselte ihm Arme und Beine und legte ihn in den „Stock". Er aber beteuerte nicht nur unausgesetzt seine Unschuld, sondern riß auch so heftig an den Banden, daß er sich einen Arm erheblich verletzte. Da er durch letzteren Umstand nach kanonischem Rechte priesterlicher Amtshandlungen unfähig wurde, suchte sich der Rat seiner zu entledigen, indem er ihn dem Bischof von Brandenburg übergab. Von diesem ward der verdächtige Priester in das Kloster Lehnin geschickt. Und nun trat eine unerwartete Wendung ein: Weil Hundewerper der Brandstiftung nicht überführt werden konnte, vielmehr unausgesetzt seine völlige Unschuld behauptete, so nahmen die kirchlichen Behörden schließlich letztere auch als sicher an und belegten die Spreestädte, in deren Banden er seine Fähigkeit zu priesterlicher Thätigkeit eingebüßt hatte, mit dem Interdikt. Langwieriger Verhandlungen bedurfte es, um jenes neue Unheil zu beseitigen, und als dieselben unter Mitwirkung der gesamten Geistlichen von Berlin-Kölln endlich zum Ziele führten, war an Nikolaus Hundewerper eine sehr hohe Entschädigungssumme zu zahlen![1])

Der St. Laurentiustag (der 10. August) 1380 war erschienen. Notdürftig, keineswegs schöner und besser hatten sich die eingeäscherten Gebäude der Schwesterstädte aus den Trümmern erhoben. Drüben in Kölln standen die Budenreihen, denn jener Tag war noch immer für den Beginn des dortigen Hauptjahrmarktes bestimmt. Nicht kann man sagen, daß Lust und Freude in dem vereinigten Gemeinwesen herrschten. Hatten doch sehr viele Bürger von dem Septemberbrande her ein äußerst kümmerliches Dasein, und seitdem Kaiser Karl früh ins Grab gesunken war (1378), regierte — nur dem Namen nach — dessen Sohn Sigismund, noch ein junger Knabe, über die Marken, also daß alle Ordnung und Sicherheit wieder verloren gingen und das Unheil, das man unter den Wittelsbachern zu tragen gehabt hatte, wieder zurückkehrte. Dazu kamen noch andere Sorgen, welche die Gemeinde drückten und deshalb von jedem Bürger mitempfunden wurden.

An jenem Tage kamen zu Beginn des Nachmittags Nikolaus Plönitz und Arnold Coßmann, zwei angesehene Einwohner von Berlin, durch die Stralower Straße zum Alten Markt, augenscheinlich in der Absicht, gleich anderen den Laurentius-Markt zu besuchen. Sie gingen langsam, blieben bisweilen stehen und waren in gar emsigem Gespräche.

Diese unselige Streitsache — sagte Plönitz — war ehedem, zu den Zeiten der Wittelsbacher, auch schon in der Schwebe, und ist, wie ich glaube, damals durch Albert von Rathenow befriedigend beigelegt worden. Die Valken von Lietzenitz zu Saarmund sind nun einmal streitbare Männer und bestehen auf ihren „Dammpfennig" von allen, welche durch die dortigen Nuthewiesen mit Kaufmannsgütern ziehen; — warum hat man ihnen die Abgabe wieder verweigert?

Coßmann nickte zustimmend:

Wenn ich im Rate säße, würde ich darauf gedrungen haben, daß die vor-

---

1) Ein von den Berliner Geistlichen unterzeichnetes Dokument in dieser Angelegenheit datiert vom 4. August 1385, die Lossprechung der Berliner vom Banne wurde jedoch erst aus Rom unterm 14. März 1391 verfügt.

handene Not nicht noch vermehrt werde, sondern wir Berliner, soviel an uns liegt, mit allen Nachbarn Freundschaft halten. Die Herren auf dem Lande und in den Burgen umher, selbst die unbedeutendsten „Zaunjunker", haben in den beiden letzten Jahren ohnehin ihr zügelloses Wesen wieder angenommen und trachten nach dem Gute der Städter grade so, als wenn sie zu deren Erben eingesetzt wären.

Erich Valke — hob Plönitz wieder an — ist von jeher ein wilder Kämpe, dem jedes Mittel behagt, um seine Gegner zu vernichten! Aus meiner Jugend her weiß ich noch, wie er zu des falschen Waldemar Zeiten aufgetreten ist. Sein Vater Nikolaus war dazumal markgräflicher Vogt im Barnim und Teltow und trat mit seinen Söhnen Hans und Erich gegen jenen Pilger auf, welchen der Erzbischof von Magdeburg gemeinsam mit den Ballenstedter Herren bei uns als Fürsten einsetzen wollte. Gegen diesen angeblichen Waldemar erklärten sie sich bereit, eidliches Zeugnis abzulegen. Damals stand der Erich mit seinem Schwerte vor Vater und Bruder und zeigte ein Antlitz, wie es zu seinem Namen paßt; er hätte wohl am liebsten sofort zugeschlagen — ohne viel zu fragen, wen er träfe!

Fehde hat er uns — bemerkte Coßmann — schon längst angesagt; du meinst, daß er nun daran ist, jedem Berliner und Köllner aufzulauern und ihn an Gut und Gesundheit zu schädigen?

Wenn es nur das wäre, müßten wir's schmerzlich beklagen, aber einem Valken reicht's noch nicht hin! . . . Einen Brandbrief hat er an unsre Thore heften lassen, und das, glaub' mir, nicht zum Spaß!

Plönitz hatte dies mit gar düstrer Miene gesprochen, Coßmann aber seufzte tief auf:

'S ist wieder Jahrmarkt, wie Anno 76, wenn auch heute in Kölln, und St. Laurentius war, wie man erzählt, schon früher für unsre Spreestädte mehrmals kein freundlicher Heiliger! . . . Mög' es gut ausschlagen!

Sie waren in die Nähe von St. Nikolaus gekommen. Äußerlich war der hohe Bau ziemlich wiederhergestellt, doch sah man in dessen Nähe noch immer Maurergerät, denn im Innern des hohen Chores war die Arbeit der Steinmetzen unvollendet. St. Peter drüben in Kölln hingegen stand in alter Schönheit, und sein schlanker Turm winkte ihnen freundlich entgegen, als sie den Mühlendamm betraten.

Jenseits desselben herrschte das gewöhnliche Jahrmarktsgewühl. An den Budenständen allenthalben Gaffer genug, weniger Käufer. Beiseite fanden sich hin und wieder auch einzelne Gruppen, die, so schien es, denselben Gegenstand wie Plönitz und Coßmann behandelten. Aus den Scharen der jungen Leute ertönte bisweilen frohes Gelächter, namentlich in der Nähe von Schaubuden und Gauklern, doch die Mehrzahl der Anwesenden verhielt sich ziemlich still; im ganzen ruhte eine gedrückte Stimmung über der Menge, welcher der Jahrmarkt sonst ein heiteres Volksfest zu sein pflegte.

Es mochte 4 Stunden nach Mittag sein. Noch zeigte das Marktleben in Kölln keine Veränderung, nur daß jetzt die Zahl der Besucher aus Berlin sich steigerte, denn viele, welche vormittags ihren gewöhnlichen Geschäften nachgegangen waren, erschienen jetzt mit Frauen und Kindern zur Teilnahme an dem Feste der Schwesterstadt. Jedenfalls war Berlin gegen Abend dieses Tages von vielen seiner Bewohner verlassen. Wollten also heimtückische Feinde gegen dieses Gemeinwesen

aufs neue die frevelnde Hand erheben, so konnten sie keinen geeigneteren Zeitpunkt erwählen.

Plötzlich sahen die Marktbesucher jenseits des verbindenden Mühlendammes Rauchwolken aufsteigen, und zwar im Nordosten, in der Gegend der Neustadt, welche bei dem entsetzlichen Brande vor 4 Jahren verhältnismäßig gut weggekommen war. Wenige Augenblicke später erhoben sich auf einem weit sichtbaren Giebel am Neuen Markte Feuergarben, und nun begann auf St. Marien der Sturmglocke Klageton.

Der „St. Laurentius-Gruß" der Valken! — rief Coßmann entsetzt.

Es waren nicht leere Drohungen! — seufzte Plönitz.

Mit einer Schar entsetzensbleicher Männer, Weiber und Kinder nahmen sie ihren Rückweg nach Berlin.

Im Gedränge stießen sie auf Henning Stroband, der später Bürgermeister ward.

Wo mag der Brand wüten? — fragte dieser bebend.

Am Neuen Markte! — rief Coßmann und drängte eilig vorüber. Ein andrer Bürger, Hans Holekanne, dessen Totenschild später mit denjenigen seiner Brüder Jakob und Peter im Heiligen-Geiststifte hing,[1]) hatte diese Worte gehört. Er deutete hinüber nach der Stralower Straße und sagte kummervoll:

Auch dort ist Feuer aufgegangen!

Ritter Erich thut kein halbes Werk! — jammerte Stroband.

Auf St. Nikolaus hob die Feuerglocke zu tönen an. Und ehe jene Berliner Bürger den Alten Markt überschritten, verkündeten bereits Rauchwolken, die von der Klosterstraße her kamen, die traurige Thatsache, daß daselbst ein neuer Brandherd entstanden sei.

Wie bei dem vorigen Großfeuer wurde jetzt die Bevölkerung von Ratlosigkeit und Verzweiflung gepackt. Wie sollte die Rettungsarbeit erfolgreich betrieben, wo dem verheerenden Elemente durch Zusammenwirken vieler ein Ziel gesetzt werden, wenn an allen Ecken und Enden die gleiche Gefahr vorhanden, die nämliche Hülfe notwendig war?

Männer wie Coßmann, Plönitz, Stroband, die Gebrüder Holekanne, Peter Rode, Heinrich Wiprecht griffen wacker zu und suchten Innungsmeister und Gesellen gegen den furchtbaren Feind anzuführen; der Stadtschulze Thilo von Brügge bemühte sich, Ordnung in die Scharen zu bringen, welche mit der geringen Habe, die sie gerettet, kopflos durch die Gassen irrten. Doch das schnelle Anwachsen des Verderbens entwand diesen tapferen Männern jeden Erfolg. Die leichten, ärmlichen Hütten, die nach dem früheren Brande durch das Bedürfnis baldiger Unterkunft entstanden waren, sanken fast ebensoschnell in Asche, wie sie von den Flammen ergriffen wurden, aber auch dauerhafte Bauwerke konnten denselben nicht lange stand halten. Und nun, o Schrecken! begann auch die Kirche der Neustadt, St. Marien, dem Brande zum Opfer zu fallen. Von den benachbarten Häusern am Neuen Markte sprangen die Flammen zunächst nach dem Dache des ostwärts gelegenen hohen Chores hinüber, kletterten dann zu dem Turme empor, und nun gewährte der stolze Bau einen furchtbar-schönen Anblick, bis nach Anbruch der Nacht erst das eigentliche Kirchengebäude und später der Turm mit ungeheuerm Krachen zusammensank.

1) Die Totenschilde der drei Brüder sind jetzt im märkischen Museum.

Inzwischen war auch die Kirche St. Nikolaus, deren Wiederherstellung unter so großen Schwierigkeiten kaum erst notdürftig gelungen war, wieder entzündet worden. Sie beleuchtete mit gräßlichem Scheine einen großen Teil der Unglücksnacht hindurch das Bild des Schreckens und der Verzweiflung, und als gegen Morgen auch dieses Gotteshaus einstürzte, zeigte sich wie früher nur die westliche Stirnwand unversehrt.

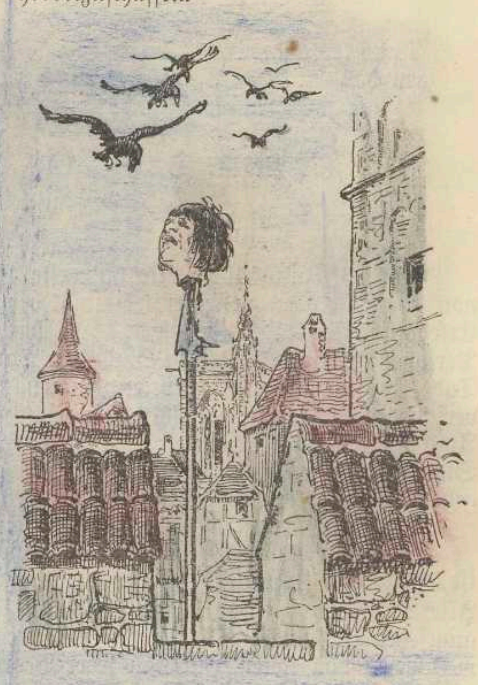
Freundlich wie sonst stieg am 11. August, dem Tage des h. Tiburtius, die Sonne empor. Sie fand bereits den größten Teil Berlins, der Neustadt wie der Altstadt, in Schutt und Asche, und noch immer wüteten die Flammen, als wollten sie nicht eher nachlassen, als bis sie das letzte Gebäude verzehrt. Als von der Neustadt zur Altstadt, von dieser zu jener, der schreckliche Brand hinübergewandert, hatte er das Berliner Rathaus nicht übergangen, von welchem abermals nur der Hallenbau der Gerichtslaube zu widerstehen vermochte. In der Klosterstraße kam dem Gotteshause der Franziskaner seine Lage abseits von den Straßengebäuden, dicht an der Stadtmauer, zu statten, also daß es verschont blieb; ganz in der Nähe widerstand auch das Haus des Priesters Hugo dem Verderben. Außerdem blieben in Berlin nur noch das h. Geiststift und 5 Wohnhäuser, durch ihre abgesonderte Lage begünstigt, erhalten.

Und Kölln? Die Schwesterstadt wurde diesmal vor einem gleichen Schicksal behütet. Zunächst setzte die Spree, welche dieselbe von dem unglücklichen Berlin trennte, dem verheerenden Elemente eine hemmende Schranke, und als am Morgen des Tiburtiustages, wohl aus der Gegend der St. Nikolauskirche, die Flammen doch noch über das Gewässer sprangen, reichte die emsige Thätigkeit der Bürgerschaft hin, um sie noch im Entstehen wieder zu löschen. So blieb auch die St. Peterskirche diesmal völlig verschont.

Als die Bürger Berlins sich vom ersten Schrecken erholten, wurden alle von dem Gefühle heftigen Zornes über den Brandstifter erfüllt, welcher im voraus dafür gesorgt hatte, daß er nicht unbekannt war. Zu den nächsten Maßregeln des Stadtrates gehörten ernstliche Bemühungen, denselben zu fangen. Aus Saarmund war Erich Valke mit seinem Oheim Matthias verschwunden; es hieß, daß er nach Sachsen geflohen. Nun wendete man sich an den Herrscher dieses Landes, Herzog Wenzel, welcher jedoch erklärte, daß er die Gesuchten seit 3 Jahren nicht gesehen habe und ebenso wenig deren Aufenthalt kenne. Dadurch ließ sich der Rat nicht irre machen, unterhielt vielmehr zuverlässige Späher in der Nähe von Saarmund und setzte auf Erich Valkes Kopf einen hohen Preis.

Während diese Schritte vorläufig erfolglos blieben, bemühten sich zahlreiche Hände, Berlin wieder neu zu begründen. Merkwürdig, daß diesmal nicht nur die märkischen Bundesstädte thatkräftige Hülfe zu leisten versäumten, sondern selbst das glücklichere Kölln mit derselben zögerte. Man hat dies auf eine Art Schadenfreude zurückzuführen gesucht, aber die schwächere Schwestergemeinde hatte wohl selbst noch derartig unter den Folgen des früheren Brandes zu leiden, daß sie wenig Unterstützung zu gewähren vermochte. Doch Berlin wußte sich auch durch eigene Kraft wieder aufzurichten. Ein Trost, daß es erst Spätsommer war. Bevor der Winter anbrach, hatten alle Bewohner ein neues Obdach gefunden. Mit dem Aufbau der Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude ging es freilich viel langsamer; woher sollten auch die Mittel dazu genommen werden? Zwar waren unter den Bürgern viele mit Landbesitz; einige, z. B. die Rykes und Blankenfeldes, zählten sogar zu den reichsten Grundherren der Umgegend, aber sie hatten

zunächst die eigenen Verlegenheiten zu beseitigen. Und selbst wenn der junge Markgraf Sigismund, als er im folgenden Jahre zu Landsberg an der Warte weilte, Berlin die Orbede (100 M. Silbers) auf 5, Kölln dieselbe (50 M. Silbers) auf 3 Jahre erließ, so hatte dies gegenüber dem ungeheuern Brandschaden nur wenig zu bedeuten. Aus mehreren Urkunden ergiebt sich, daß der Rat gezwungen war, durch Verkauf von Besitzungen und Aufnahme von Darlehen das für dringende Bedürfnisse erforderliche Geld herbeizuschaffen.



Erschwert wurde die Lage des Gemeinwesens noch durch heftige Streitigkeiten zwischen beiden Städten. Man muß annehmen, daß Kölln sich ausdrücklich weigerte, für den Aufbau der öffentlichen Gebäude in Berlin einen entsprechenden Beitrag zu zahlen. Vergeblich bemühten sich verständige Männer, wie ein merkwürdiges Schriftstück aus jener Zeit erkennen läßt,[1]) einen Ausgleich zwischen den beiden Städten herbeizuführen, doch dieser kam erst zu stande, als Markgraf Sigismund eingriff.[2])

Inzwischen hatten die Bemühungen, den Brandstifter zu ergreifen, ihren Fortgang. Als Erich Valke nach Saarmund zurückzukehren wagte, bediente sich der Berliner Rat eines unserm Gefühle wenig zusagenden Mittels, das Verbrechen zu bestrafen. Es war ein im Solde der Stadt stehender Mann, welcher als Knecht bei dem Valken eintrat, um diesen bei der Jagd zu ermorden und dann seine Leiche in Berlin einzuliefern. An letzterer wurde nun das über den Brandstifter gefällte Urteil vollzogen. Man enthauptete sie auf dem Alten Markte und steckte den Kopf am Oderberger Thore zum abschreckenden Beispiele auf. Und wie der Brand von 1380 in der Folgezeit als grenzenloses Unglück bei den Berlinern eine sprichwörtliche Bedeutung gewann, so galt auch Erich Valke ihnen fortan als größter Übelthäter und Feind bürgerlicher Wohlfahrt. Dadurch, daß sich ein gewaltthätiger Abenteurer namens Arnd Lemmeke[3]) zum Rächer des Brandstifters aufwarf und bei einigen Edelleuten der Mittelmark Unterstützung fand, erwuchsen den Berlinern hernach noch viele Widerwärtigkeiten. Erst im Mai 1386 gelang es der Vermittelung von Neu-Brandenburg, einen Vergleich mit jenem Stegreifritter herbeizuführen, demgemäß sich derselbe verpflichtete, die Berliner in Zukunft zufrieden zu lassen.

1) Ein im „Stadtbuch" enthaltener Verfassungsentwurf aus dem Jahre 1382.

2) Es geschah dies durch einen sehr entschiedenen Erlaß des jungen Fürsten vom 27. September 1382.

3) Wahrscheinlich ein Junker aus dem Mecklenburgischen.

11.

Aus der Zeit der Quitzows.

Am 16. Juli 1404 hatte der erste Bürgermeister, Hans Dannewitz, den Rat von Berlin-Kölln zu einer Sitzung berufen. Es handelte sich zunächst um die Erledigung laufender Geschäfte. Da hatten sich, wie es öfter geschah, mehrere Personen bereit erklärt, der Stadt ein Darlehn zu zahlen, wofür sie bis zu ihrem Tode eine jährliche Rente beanspruchten. Einige Rechnungen, die für Leistungen verschiedener Art an den Rat eingereicht waren, wurden geprüft und anerkannt. Auch lagen Klagen Berliner Bürger vor, welche auf den Straßen außerhalb der Stadt überfallen und beraubt worden waren. Diese Eingaben führten zu eingehenden und sehr lebhaften Erörterungen.

Einleitend bemerkte das Stadthaupt:

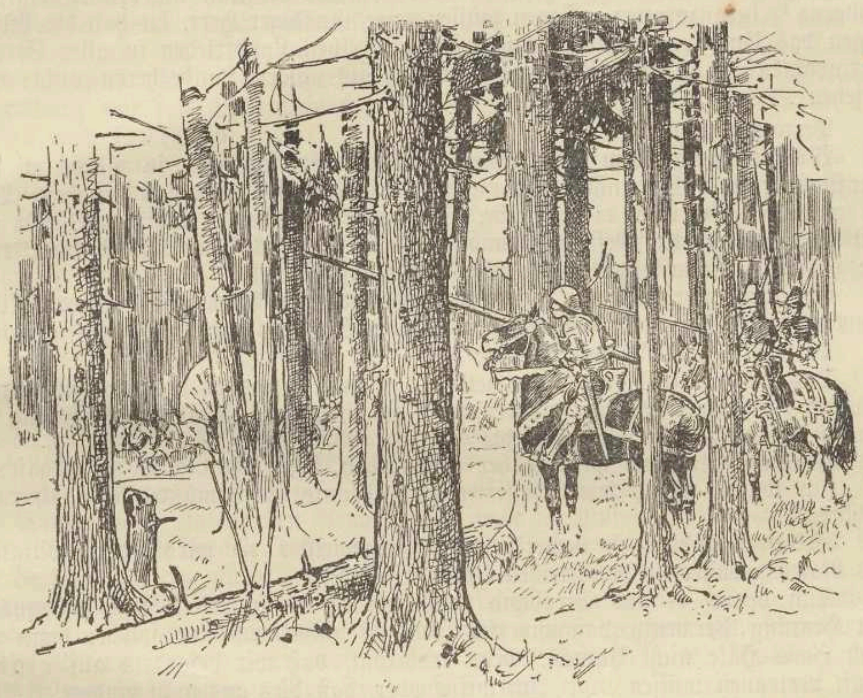
Solche Beschwerden häufen sich mehr und mehr! Seit Kaiser Karl gestorben ist, sind die Zustände schlimmer im Lande, als zu den Zeiten Ludwigs des Älteren. Zwar stehen unsre Städte an der Spitze des märkischen Städtebundes angesehen und mächtig da, aber grade deshalb begehren auch die schwächeren Gemeinwesen von ihnen Hülfe in jeder Bedrängnis, ohne selber der Gesamtheit etwas zu leisten. Unser „Bär" hat unausgesetzt mit den Tatzen nach allen Seiten hin um sich zu schlagen, und unsre Waffen kehren gar nicht mehr in die Rüstkammer zurück, in der sie vordem oft genug ruhen konnten . . .

Nickel Wins nahm eilig das Wort:

Der Altermann hat recht, wenn er die Zustände im Lande tadelt; sie sind in der That ganz unerträglich! Wer hat für Ordnung und Sicherheit zu sorgen? Die Bürger der Städte? Es scheint fast so, denn sie allein sind's, die sich mühen, dieselben herbeizuführen! — Aber eigentlich, mein' ich, sollte es Sache des Landesherrn sein! . . . Wen freilich sollen wir als solchen betrachten? Da sitzt dieser Markgraf Jobst, dem die Marken verpfändet sind, fern in Mähren, nennt sich jetzt auch „Kurfürst von Brandenburg und des heil. Römischen Reiches Erzkämmerer", aber wir erfahren von ihm nur, wenn er seine Habgier befriedigen und den armen Einwohnern noch den letzten Pfennig abpressen will. Nun hat er allerdings Statthalter berufen, aber alle Augenblicke sind's wieder andere, und keiner von ihnen thut etwas — es müßte denn sein, daß sie für den „gnädigen Herrn" Orbede und andere Steuern eintreiben . . .

Henning Perwenitz, ein Mann von polterndem Wesen, der viel und lange zu reden pflegte, ließ ihn nicht weiter sprechen.

Ist alles ganz richtig! — rief er — Doch wenn man nach der eigentlichen Quelle des Übels fragt, so antworte ich: die Junker haben alles verschuldet! Nennen sich „Edelleute“ und Männer von „Adel“ — schöne Bezeichnung, doch in Wahrheit sind's Wegelagerer, Räuber und Strauchdiebe! Was wir Städter durch Fleiß und Rührigkeit erwerben, betrachten sie mit neidischen Augen, da es



in ihren Höfen und Burgen oft genug an dem Nötigsten fehlt. Sind ihre Ställe leer, so treiben sie uns die Herden fort; brauchen sie warme Kleider für sich und schöne Gewänder für ihre Frauen, so überfallen sie die Wagen unsrer Gewandschneider; gelüstet es sie nach Gewürzwein und anderen guten Erzeugnissen Welschlands, so kommen sie zu dem Schlusse, daß der Krämer und Spezereihändler ihnen mit diesen tributpflichtig seien —, lediglich weil sie sich die Mühe nehmen, dieselben über die Alpen zu schleppen ... Kurz, ich sage nochmals: die Junker sind an allem Unheil schuld! ...

Wir müssen zugeben, — begann der Bürgermeister Dannewitz wieder — daß Perwenitz die Wahrheit gesagt hat: die Junker stehen unserm Handel und Wohlstande allenthalben im Wege, und deshalb hören unsre Fehden mit diesen jetzt nimmer auf. Doch das Wesen dieser Herren werden wir schwerlich umwandeln; nur ein starker Fürst, wie Kaiser Karl weiland war, könnte ihren unbändigen

Sinn zügeln . . . Übrigens schädigen die Fürsten, die an den Grenzen des märkischen Landes sitzen, uns kaum weniger als jene Junker. Unausgesetzt kommen sie in unser Land und plündern es aus oder machen sich in Städten und Burgen breit, auf die sie kein Recht haben. — Nun aber möchte ich fragen: Hat es einen Wert, wenn wir uns in solchen Klagen ergehen und kein Mittel zu finden vermögen, das Besserung verspricht?

Meine auch, — urteilte Paul von Blankenfelde — daß wir auf Besserung sinnen müssen, und da möcht' ich raten, einmal ernstlich an den Markgrafen Jodocus[1]) heranzutreten. Sagen müssen wir: Gnädiger Herr, du hast die Pflicht, gegen das Unwesen ernstlich einzugreifen und einen Landfrieden in aller Strenge aufzurichten — andernfalls können wir dich als unsern Landesherrn nicht mehr ansehen . . .

Perwenitz lachte:

Wollten wir zu dem Markgrafen wirklich also sprechen, so würde er uns günstigstenfalls ruhig anhören, dann aber den Kopf schütteln und sprechen: Was ich zu thun habe, ist meine Sache, nicht euere! Oder er würde vielleicht nur mit seinem weinroten Gesichte freundlich nicken, und sich dann ohne Antwort rasch die gewohnte Schlafmütze wieder über den Kopf ziehen!

Es bleibt vorläufig — bemerkte Hans Hake — kaum ein anderes Mittel, als daß wir uns, gemeinsam mit den übrigen Städten, selber zu helfen suchen!

Perwenitz schüttelte sein Haupt:

Das haben wir bisher schon gethan, ist auch bisweilen dadurch ein Unrecht gesühnt, ein Frevel gerochen worden, aber zu einer gründlichen Besserung gelangen wir auf solchem Wege nicht.

Henning Stroband hatte bisher geschwiegen, doch jetzt begann er lebhaft:

Ich wüßte wohl, wie's besser werden könnte, doch müßtet ihr mich ruhig anhören.

Selbstverständlich — bemerkte der Bürgermeister — wird jedem Mitgliede des Rates gebührende Redefreiheit gegönnt werden!

Nun denn, — hob Stroband wiederum an — so urteile auch ich zunächst mit Henning Perwenitz, daß wir von Jodocus nichts erwarten sollen; dann hat auch Hans Hake nicht Unrecht, wenn er betont, daß wir besonders auf eigene Kraft vertrauen müssen . . . Ich meine aber, daß dies uns nicht hindert, kräftige Bundesgenossen zu suchen! — Die übrigen märkischen Städte — das ist schon gesagt — verlangen mehr Hülfe von uns, als sie selber gewähren; an sie denke ich also nicht. Doch sind noch andere im Lande vorhanden, an die wir uns wenden sollten . . .

Möchte wohl wissen, — unterbrach Perwenitz den Redner — wer da heraus kommt! Etwa ein räuberischer Junker, der unseren Kaufleuten auflauert und unsere Knechte schindet? . . .

Der Bürgermeister gebot sehr entschieden Ruhe, und Stroband fuhr fort:

Die gewöhnlichen Zaunjunker können uns natürlich nichts nützen, und selbst die meisten größeren Burgherren würden uns nicht helfen können, da ihnen meist hoher Sinn, vielfach auch Tapferkeit und Kriegsübung abgehen . . . Er machte eine Pause.

---

1) Der gewöhnliche Name des Markgrafen Jobst.

Alle schauten gespannt auf Stroband, und mehrere fragten unwillkürlich: Wen mag er meinen?

Der Nutzen gebietet oft, — begann jener abermals — daß man, um sich in der Not zu helfen, selbst Gegner zu Bundesgenossen gewinnt, und wohl gelingt es dann, sich mit diesen über gemeinsame Ziele zu verständigen ... Um die Marken für sich zu gewinnen, hat sich einst Kaiser Karl gegen den Wittelsbacher mit den Fürsten von Ballenstedt vereinigt, die selber durch des Markgrafen Ludwig Besiegung über unser Land mächtig werden wollten. Viel haben sie damals für den Kaiser gethan, doch dieser allein hat gewonnen ... So sollten auch wir von denjenigen, die Land und Volk beunruhigen und verheeren, die tüchtigsten und kräftigsten für uns anwerben, und es mit ihnen machen wie Karl von Luxemburg mit den Ballenstedtern. Ich denke an die Brüder Dietrich und Hans von Quitzow ...

Er hielt einen Augenblick inne, um die Wirkung seiner letzten Worte zu beobachten. Dieselbe war eine außerordentliche, zunächst freilich kaum im Sinne des Redners. Viele sprangen erregt von ihren Plätzen auf und riefen zornige Worte; die übrigen verrieten in weniger stürmischer Weise gleichfalls ihre Mißbilligung. Vergeblich suchte der erste Bürgermeister den Sturm zu besänftigen, doch auch er glaubte bemerken zu müssen:

Von allen Junkern, die an dem Marke des Landes zehren, sind die Quitzows die habgierigsten, gewaltthätigsten und erbarmungslosesten!

Nickel Wins hatte sich erhoben:

Ich frage Henning Stroband, ob er uns denn wirklich raten will, mit den Brüdern Quitzow eine Übereinkunft zu schließen, oder ob er in einer Sache, die furchtbarer Ernst ist, mit uns Spott treibt?

Stroband blickte in ruhiger Überlegenheit auf den Gegner:

Durch meine einleitenden Bemerkungen habe ich hinreichend bewiesen, daß es mir ebenso Ernst ist wie euch, und jeder kann sich auch ausmalen, welcher Art die Verbindung sein würde ... Und nun bedenkt noch dies: Wiewohl man die Quitzows erst seit wenig Jahrzehnten kennt, sind sie immer mächtiger emporgewachsen. Mit einer Thatkraft, die man bisher kaum geschaut hat, schreiten die beiden Ritter vorwärts. Sie sind Meister in der Benutzung der Umstände, unwiderstehlich im Kampfe. Mag sein, daß sie dem eigenen Vorteile folgen, doch wer thäte das nicht? Wenn aber ihr Sternenbanner,[1]) überall siegreich, näher und näher an unsre Mauern heranrückt, so ist's Zeit, zu erwägen, ob es besser ist, sie zu Freunden oder zu Feinden zu haben!

Schon hatte die Erregung sich zusehends gelegt: man konnte beobachten, daß viele, die anfangs sich ungeberdig gezeigt hatten, den Gedanken Strobands in Erwägung zogen.

Wir müssen zuvor wissen, ob die Quitzows geneigt sein würden, sich mit uns zu einigen! — urteilte jetzt Perwenitz — Hierüber sollte uns Henning Stroband bescheiden!

Das ließe sich wohl leicht erkunden; — antwortete dieser — vorläufig kann ich nur meine eigene Meinung aussprechen: Jetzt sind die Ritter mit den Pommernherzögen verbündet, die sich zu unserm Verderben in dem Lande Barnim festgesetzt haben, aber diese fremden Herren sind ihnen im Grunde verhaßt. Mir

1) Ihr Banner trug einen roten und einen weißen Stern.

scheint, daß die Junker, so verwildert sie sein mögen, doch für die Marken ein Herz haben. Wollen sie emporsteigen und mächtig werden, so möchten sie es am liebsten im Kampfe gegen die Feinde des Vaterlandes und durch die Befreiung desselben. Hier berührt sich ihr Vorteil mit dem unsrigen! Und noch mehr: Im ganzen brandenburgischen Lande findet sich augenblicklich keine Macht, die ihrem Vorwärtsringen eine stärkere Schranke zu setzen vermöchte, als der Städtebund, an dessen Spitze unsre Spreestädte stehen. Nichts würde daher voraussichtlich den Rittern willkommener sein, als im Einverständnis mit uns weiter zu schreiten ...

Um uns desto sicherer zu umgarnen und niederzuwerfen! — rief Nickel Wins.

Dies zu verhüten, würde die weitere Sorge weiser Ratsherren sein! — sagte etwas spitz Henning Stroband.

Jener jedoch ließ sich dadurch nicht zum Schweigen bringen.

Welcher Art jene Ritter sind, — bemerkte er heftig — haben sie in diesem Frühjahr bewiesen. Markgraf Jodocus hatte, wie ihr wißt, des Erzbischofs Vater, den Grafen Günther von Schwarzburg, zu seinem Statthalter ernannt — einen Herrn, von dem man nur Gutes berichtet und der, wenn er gleich nicht mehr jung ist, das Schwert wacker zu führen versteht. Erinnere mich noch, daß hier mancher Hoffnung schöpfte, als wir des Markgrafen Entschluß erfuhren ... Was aber thaten die Herren Dietrich und Johann von Quitzow? Als Graf Günther bei Tangermünde über die Elbe setzen will — es war im Frühjahr, da eben das Eis aufgegangen —, da lauern ihm die Ritter auf, fangen sein Gefolge ab und rauben sein ganzes Gepäck. Kein Wunder, daß der neue Statthalter von solchem Amtsantritte genug hatte, die Hoffnung aufgab, den Marken helfen zu können, und wieder nach Thüringen heimkehrte!

Diese Geschichte — entgegnete Stroband — beweist grade, daß wir unsre Lage nur bessern können, wenn wir uns mit den Quitzows verständigen ...

Und sonach ratest du uns ...? — fragte der Bürgermeister.

Daß wir Propst Ortwin, der ein geschickter Unterhändler ist, bitten, zu den Rittern zu reisen, um zuvörderst Herrn Dietrich freundlichst einzuladen, daß er „von wegen der gemeinen Not der Marken" zu uns nach Berlin komme ... Finden wir Herrn Dietrich geneigt, so müssen wir dann weiter mit ihm verhandeln und die Bedingungen des Bündnisses feststellen!

Ich finde gegen solchen Vorschlag nichts zu erinnern, — urteilte jetzt Perwenitz.

Vorläufig würde uns die Annahme desselben noch nicht binden, — setzte der Bürgermeister hinzu — denn alles käme auf die Verhandlungen mit dem Ritter an!

Selbst Nickel Wins widersprach nun nicht mehr, und es wurde nach Strobands Antrag beschlossen.

Am Abende jenes Tages schritt Grote Molner von seinem Hause in der Stralower Straße her dem Alten Markte zu. In der Nähe der Jüdenstraße begegnete ihm Rosenfeld, der Bäcker.

Wohin des Weges, Gevatter? — fragte letzterer.

Kennst du die Geschichte der Wolborgh[1]) nicht? — gab Molner zurück.

Du meinst, was sie mit der Neuendorfin, ihrer Verwandten, gehabt hat? — Wie steht's damit?

Nun, erinnere dich: Wolborgh hatte durch die kleine Else Schneider zwei Birnen der Neudorfin zugesandt. Und da die Früchte wohl aussahen, aß diese mit Behagen davon. Was aber geschah? Augenblicklich wurde sie schwerkrank und mußte ärztliche Hülfe suchen. Als nun das arme Weib vor Schmerzen sich krümmte, und viele Männer und Frauen erschrocken dabei standen, kam Wolborgh daher, lachte und sagte: Auf der Erde ist nächst Gott niemand denn ich, der dir von deinem Siechtum helfen kann! Dadurch bekannte sie offen, daß sie die Birnen vergiftet und es also der Kranken angethan habe . . .

Und dies Bekenntnis haben andere gehört? . . .

Hans Borchard, Kuno Slage, Scheunenpflug und noch mehrere andere, Männer und Frauen, haben es vor dem Stadtschulzen bezeugt!

Hätte der Wolborgh solches nicht zugetraut; war ehedem ein sauberes Mädchen, wie ich mich erinnere . . .

Ja, wenn der Teufel nicht wäre! Der hat schon manch Weib verführt!

So ist die Sache nun weiter zum Austrage gebracht worden?

Heino Neuendorf, der Ehemann der Kranken, hat mit seinen Freunden wider Wolborgh Klage angebracht; sie ist überführt worden, und die Büttel haben bei ihr allerhand Zauberwerk gefunden . . .

Dann hat sie schwere Strafen wohl verdient!

Es heißt, daß sie heute verbrannt wird! . . .

Sie waren auf dem Alten Markte angekommen. Ein schreckliches Schauspiel bot sich dort dar. In der Mitte des nicht allzu geräumigen Platzes, in der Nähe des Rolands, sah man soeben einen Scheiterhaufen errichten. Stadtknechte umgaben ihn, um das Volk fern zu halten, welches sich in großer Zahl eingefunden hatte. Und jetzt führten zwei Büttel jene Wolborgh aus dem Stadthause hervor, in dessen Kerker sie geschmachtet hatte. Es war ein Weib von mittlerer Größe und kräftiger Gestalt im Alter von etwa 25 Jahren; seine Gesichtszüge waren nicht unschön, aber trugen das Gepräge von Seelenangst und Entbehrungen; seine Wangen waren im Kerker erbleicht. Über den Nacken und das einfache, aber saubere Gewand hingen lange blonde Flechten hinab, und die blauen Augen, welche vordem schelmisch ins Leben geschaut haben mochten, ruhten thränenvoll auf der neugierigen Menge. Und nun trat der Stadtschulze vor, um das Urteil zu verlesen. Dasselbe verkündete dem Volke, daß Wolborgh überführt und schuldig befunden sei, mit Hülfe teuflischen Zaubers ihrer Verwandten Leben gefährdet zu haben, also daß diese nur mit genauer Not dem Tode entronnen sei. Darum werde sie nun ihren wohlverdienten Lohn empfangen.

Als er geendet, trat ein Priester vor, ermahnte die Verurteilte, ihr Gewissen durch ein Bekenntnis ihrer Schuld zu erleichtern und dem Teufel, in dessen Dienst sie gestanden, abzuschwören, damit ihre Seele noch gerettet werden könne. Da begann sie unter Thränen ihre Unschuld zu beteuern und um ihr Leben zu flehen. Kalt trat der Priester zurück, der Stadtschulze aber rief: Das Urteil werde vollstreckt! und winkte den Schergen. Diese rissen das Weib, das sich kaum noch

1) Walpurgis. Diese Episode ist nach dem „Buche der Übertretungen" (dem 4. Teile des Stadtbuches) geschildert.

wehrte, mit unbarmherzigen Fäusten dem Scheiterhaufen entgegen, hoben es hinauf und banden es an einem Pfahle fest. Noch ein Augenblick, so flammte das Feuer auf und züngelte an der Unglücklichen empor. Ihr Schluchzen ging in Wehgeschrei über. Ich bin unschuldig! — rief sie, und in heftigem Schmerze verzerrten sich ihre Züge. Doch der Todeskampf währte nicht lange. Erst vom Rauch betäubt, dann von den Flammen erstickt, brach sie zusammen, und das Feuer verzehrte nun rasch den entseelten Körper.

Wie aber nahm die Menge das entsetzliche Schauspiel auf? Dort standen die Kläger mit finsteren Mienen. Es geschieht ihr recht! — schrieen sie, als das Opfer den Flammen überliefert wurde. Das übrige Volk erhob unter Verwünschungen die Hände. Frauen nahmen ihre Kinder empor, damit diese die Hexe schauen könnten, und ältere Leute schlugen vorsorglich ein Kreuz, damit der Satan, der dieses Weib zu Falle gebracht, sie selbst nicht heimsuchen möge.

Sie sah noch immer nicht grade boshaft und gottlos aus! — sagte Grote Molner zu Rosenfeld — Wer hätte diese Schlechtigkeit in ihr suchen sollen?

Solche Teufelsdirnen — erwiderte jener — sollen meist den guten Schein bewahren; man darf sich dadurch nicht täuschen lassen! Untersucht ward ja die Sache, und das Gericht hat die Beweise gehabt . . .

Ja, ja, wenn sie schuldig war, — nickte Molner — so geschah ihr ganz recht!

Klaus Neumann, der zu Kölln in der Brüderstraße wohnte, war herangetreten. Gevattern, — sprach er nach kurzem Gruße — wollen nicht länger hier zusehen, wie die Büttel den Scheiterhaufen zusammenwerfen und die Gebeine der Hexe zum Schindacker schleppen, wohin sie gehören! . . . Heiß genug ist's heute; wir könnten einen Krug im Ratskeller leeren!

Die beiden Berliner willigten ein, und bald saßen die drei auf der Bierbank. Andere Bürger gesellten sich zu ihnen.

Nebenan, am Tische der Ratsherren, war eine größere Gesellschaft von Vätern der Spreestädte und Mitgliedern der vornehmen Geschlechter. Flüchtig berührte deren Gespräch die eben vollzogene Hinrichtung, aber dergleichen Strafvollstreckungen waren damals nicht selten, und daß ein Dieb oder Räuber gehenkt ward, konnte man vollends oftmals mitansehen.[1]) Daher ging man bald auf einen andern Gegenstand über, und hierzu bot der im Rate gefaßte Beschluß die beste Anregung.

Da zeigte es sich denn, daß zwar die meisten anfangs mit einigem Befremden von der Einladung Dietrichs von Quitzow vernahmen, jedoch schnelles Verständnis für die Gründe zeigten, die Henning Stroband im Stadtrate entwickelt hatte.

Ich weiß wohl, — meinte Klaus Neumann, zu seinen Gefährten gewendet, — daß der Stroband gut Freund mit den übermütigen Rittern ist, also daß sie seinen Wagen kein Lot Zimmet abnehmen und seinen Knechten kein Haar krümmen; aber das thut nichts! Vielleicht ist er grade dadurch auf einen Rat gekommen, der der Gemeinde zum Heile gereicht!

Und weiter begann man dann seine Vermutungen darüber auszutauschen, ob wohl Ritter Dietrich der Einladung folgen und ob er bald nach Berlin kommen werde. Manche, die von den gefürchteten Rittern viel gehört hatten und sich von

---

1) Von 1399 bis 1448 verfielen zu Berlin 121 Verbrecher dem Tode. Von diesen wurden 14 verbrannt, 51 gehenkt, 11 auf das Rad geflochten, 34 enthauptet und 10 (Frauen) lebendig begraben. Und dabei hatten Berlin-Kölln damals zusammen wohl nur 9—10000 Einwohner.

ihnen die seltsamsten Vorstellungen machten, forschten eifrig nach deren Eigenschaften und Aussehen. Da gingen denn die Ansichten sehr auseinander. Einige Bürger, welche mit ihnen üble Bekanntschaft gemacht hatten, schilderten die Junker als leibhafte Verkörperungen des „Gottseibeiuns", andere fanden das übertrieben, alle indes meinten, daß es nicht schaden könne, wenn man sie zu Freunden gewönne.

Auch in die Herbergen der Innungen war inzwischen die Nachricht von der wichtigen Entscheidung gedrungen und wurde lebhaft erörtert. Hier jedoch gab es noch geringere Meinungsverschiedenheit.

Sagte da Meister Hans Schütz, ein Kürschner:

Haben die Gestrengen, wie mir scheint, einmal einen vernünftigen Beschluß gefaßt! Was hilft es uns, wenn wir über die Ritter schelten und ihnen nichts anhaben können? Haben wir sie zu Freunden, so sind wir vor ihnen selber und zugleich vor vielen anderen, welche sie fürchten, gesichert!

Bernd Schulze, ein anderer Meister, setzte hinzu:

Kann sein, daß die anderen Städte der Marken über den Beschluß des Rates schmälen, doch das braucht uns nicht zu beirren, wenn wir mit den Quitzows einig werden!

Und Meister Erhard meinte behaglich:

Kommt's wieder einmal zum Kampfe für die Sache der Stadt, so werden wir unter dem „Sternenbanner" der Quitzows sicherlich nicht schlechter fahren, als unter dem „Bären"! Ich meine sogar, daß sich beide Banner nebeneinander ganz gut vertragen werden!

Propst Ortwin von St. Nicolaus[1]) hatte nicht gezögert, den Auftrag des Rates zu übernehmen. Er fand bei Dietrich von Quitzow eine freundliche Aufnahme und brachte dessen Zusage nach Berlin zurück, der Einladung noch vor Ablauf des Julimonats Folge zu leisten.

Doch noch ehe der Ritter in den Spreestädten eintraf, erhoben sich von vielen Seiten lebhafte Vorstellungen gegen die Absichten der Berliner Stadthäupter. Heinrich Stich, Abt von Lehnin, namens der Geistlichkeit, die Herren von Rochow namens des Adels, und von den Städten insbesondere Alt- und Neu-Brandenburg widersprachen dem Ansinnen, daß die wilden Kriegsleute, die bisher mit den Landesfeinden im Bunde gewesen wären und keinen Stand mit Gewaltthaten verschont hätten, nunmehr zu einer leitenden Stellung in den Marken erhoben werden sollten. Denn daß eine solche Absicht der Einladung Dietrichs von Quitzow nach Berlin zu Grunde liege, war leicht ersichtlich. Man nahm auf derartige Abmahnungen keine Rücksicht, vielmehr verfolgten die Berliner die beschrittene Bahn um so unbeirrter weiter, als die mächtige Stadt Frankfurt ihnen unbedingt zustimmte.

Als gegen Ende des Julimonats der vielberufene Ritter in Berlin anlangte, ward ihm ein überaus warmer Empfang. Abgesandte des Rates empfingen ihn

1) Dieser Geistliche hat seit Beginn der 80er Jahre des 14. Jahrhunderts bis zu seinem Tode im Herbst 1410 in den öffentlichen Angelegenheiten der Mark eine sehr bedeutsame Rolle gespielt.

am Thore, begrüßten ihn aufs freundlichste und geleiteten ihn in das Ehrenquartier, das für ihn bereit gestellt war. In den Straßen aber erwarteten ihn Gruppen von Bürgern aller Stände und winkten ihm so lebhaft zu, als ob er zur Errettung der Städte aus größter Gefahr und Bedrängnis erschienen wäre. Nicht am wenigsten brachten ihm die Frauen ein starkes Interesse entgegen, das sie von jeher allerorten für urkräftiges Wesen, rücksichtslose Kühnheit und unwiderstehliche Tapferkeit gezeigt haben. Da blickte manch schönes Mädchenauge verstohlen durchs Fenster nach ihm, und manche Mutter zeigte ihren Knaben den starken Kriegsmann mit den trotzig funkelnden Augen, wünschend, daß diese nach ihm arten möchten.

Dann fand der Ritter auch glänzende Bewirtung, nicht allein auf Rechnung des Rates, sondern auch bei einzelnen Mitgliedern desselben, namentlich bei dem Bürgermeister Hans Dannewitz und dem Ratsherrn Henning Stroband. Inzwischen hatten öftere Besprechungen statt, denen Propst Ortwin beiwohnte. Dabei schien sich herauszustellen, daß beide Teile von einem Zusammengehen in der That viele Vorteile zu erwarten hätten, und so trug denn der Rat Dietrich von Quitzow die Hauptmannschaft über die Truppen Berlins und des märkischen Städtebundes an. Er ging auf dieses Anerbieten bereitwillig ein und verpflichtete sich, fortan als Feldherr der Bürger gegen die auswärtigen Fürsten zu streiten, welche das Land bedrängten und mit welchen er vordem verbündet gewesen war, zunächst gegen die Herzoge von Pommern. Für die hierzu erforderlichen Rüstungen erhielt er vom Berliner Rat sofort ein Geschenk von 80 Schock böhmischer Groschen,[1]) das bald darauf um das Fünffache erhöht wurde; Frankfurt steuerte seinerseits 469 Schock Groschen bei.

Als erste Aufgabe wurde dem neuen Bundesfeldherrn die Eroberung von Straußberg gestellt, welches vordem von den Pommern unter Mitwirkung Dietrichs erstürmt und besetzt worden war. Nachdem während des Augustmonats die Rüstungen vollendet worden waren, rückte Dietrich von Quitzow zu Anfang September mit einem stattlichen Heere, welches zu einem erheblichen Teile aus Berlinern bestand, vor jene Feste. Berlin-Kölln und Frankfurt stellten zur Belagerung derselben auch ihr Geschütz zur Verfügung.[2])

Zwar wehrte sich die pommersche Besatzung höchst tapfer, dennoch aber gelang es dem neuen Feldhauptmann schon am 17. September 1404 die Stadt zu erstürmen, welche fortan mit Bundestruppen besetzt und auf gemeinsame Kosten des märkischen Städtebundes verwaltet wurde. Die gefangenen Pommern mußten durch eine hohe Summe ausgelöst werden, welche in den Bundesrat fließen sollte, der auf dem Berliner Rathause aufbewahrt wurde.

Hierauf zog Dietrich von Quitzow vor die Feste Bötzow,[3]) welche gleichfalls in die Hände der Pommern geraten war, und erstürmte sie. Er belegte das Schloß mit seinen eigenen Mannschaften.

In den Spreestädten hatten die erwähnten Kriegsthaten, die unter Leitung des Ritters und unter hervorragender Beteiligung des Berliner Aufgebotes vollführt worden waren, helle Freude erweckt. Wer vordem Bedenken gegen das Bündnis

1) Ein Schock Groschen etwa soviel wie eine Mark Silbers und nach unserm Geldwerte gegen 100 Mark.

2) Daß die Spreestädte schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts „Donnerbüchsen" besaßen, ist sicher.

3) Jetzt Oranienburg.

gehegt hatte, befreundete sich jetzt mit demselben oder verschloß wenigstens seine Gedanken im Innersten seines Herzens. Und als nun gar verlautete, daß der Quitzow an der Spitze siegreicher Bürger seinen Einzug halten werde, bemächtigte sich der Bevölkerung eine fieberhafte Aufregung. Alle hielten es für ihre Pflicht, nein, für ihr freudig zu übendes Recht, den Kriegshelden auf das festlichste zu empfangen.

Was die herbstliche Jahreszeit noch an verspäteten Blumen darbot, war dem ernsten Grün märkischer Kiefern hinzugefügt worden, um Häuser und Straßen mit reizvollem Schmuck zu bekleiden, und von den Rathäusern sowie aus den Giebeln der meisten Patrizierhäuser wehten der gepanzerte Bär und das Sternenbanner der Quitzows nebeneinander, dem Nahenden zum Festgruß. Diesmal ward Ritter Dietrich am Oderberger Thore von dem ganzen Rate der Schwesterstädte empfangen, und obwohl er nur Bundesgenosse und Feldherr des märkischen Städtebundes war, huldigte man ihm wie einem großmächtigen Herrscher. Von dem Thore her begleitete ihn und seine Gefährten ein unaufhörlicher Jubelruf, und wenn er dann in stolzer Herablassung sich grüßend neigte oder mit der Rechten, die des Schwertes so mächtig war, winkte, fühlten sich Männer wie Frauen aufs höchste beglückt. In einem der geräumigsten und vornehmsten Höfe an der Mittelstraße, welchen die Blankenfelde im Jahre 1390 vollendet hatten, nahm er sein Absteigequartier; mit ihm sein Bruder Johann, der, wie er sein Gefährte im Kampfe gewesen, auch seine Ehren zu teilen gedachte.

Und nun drängten sich die festlichen Veranstaltungen für die streitbaren Ritter. Von dem herrlichen Mahle, bei welchem nicht nur der geschätzte istrische Wein von Rivoli, sondern auch Malvasier in Strömen floß, erhoben sie sich, um bei dem Tanzfeste zu erscheinen, das ihnen zu Ehren im Rathaussaale veranstaltet worden war. Ein reicher Kranz schöner Frauen, von denen jede sich sehnte, durch die berühmten Helden angesprochen und womöglich auch im Tanze geschwungen zu werden, harrte ihrer dort prächtig geputzt und erhob bei ihrem Nahen jubelnden Ruf. Sie aber wußten auch hier sich unwiderstehlich zu zeigen. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit bewegten sie sich in dem Kreise der Frauen, huldigten den schönsten am meisten, aber hatten auch für diejenigen, deren Anmut mit den Jahren zu verschwinden begann, ein freundliches Wort. Allen diesen schienen die festlichen Stunden allzu schnell vorüberzufliehen, wiewohl der Rat diesmal weit über die „letzte Glocke" hinaus seine Gäste zusammenhielt. Als dann die Ritter aufbrachen, wurden sie unter Fackelschein und mit heiterm Gesange in ihre Herberge zurückgeleitet. Das war vordem kaum den Landesfürsten geboten worden, wenn sie zum ersten Besuche der Stadt auf dem Hohen Hause verweilten.

An den nächsten Tagen setzten sich die Ehrungen der Ritter ununterbrochen fort. Alle patrizischen Geschlechter und vermögenden Kaufherren beeilten sich, denselben glänzende Feste zu geben. Wer hierzu nicht die Mittel besaß oder dieselben sparte, wurde nicht zu den Reichen gezählt, daher denn selbst solche, die anfangs den Quitzows entgegen gewesen waren, diese Geflogenheit mitmachten. Und wo immer die Ritter sich zeigen mochten, fanden sie warmen Empfang, nicht am wenigsten durch die wehrhaften Mitglieder der Gewerke, die jetzt aus eigener Erfahrung wußten, daß es sich unter der Führung dieser unwiderstehlichen Kriegsleute besser als unter anderen Hauptleuten *siegen* ließ. War ein neuer Morgen erschienen, so fand sich bei den Herren von Quitzow sicherlich irgend ein

Ratsherr oder sonstiger Patrizier ein, welcher ihnen entweder eine neue Einladung überbringen oder doch ein Fäßchen guten welschen Weines, ein Kleinod oder einen silbernen Becher „als bescheidene Verehrung" darreichen wollte.

Mit niemand verkehrten die Ritter häufiger und ungezwungener als mit Henning Stroband, aber daß auch wichtige Angelegenheiten zur Verhandlung kamen, ging daraus hervor, daß die beiden Bürgermeister Hans Dannewitz und Albrecht von Rathenow mit ihnen öftere Zwiesprachen hielten, und zwar waren dieselben noch mehr von den gefeierten Gästen als von ihren Wirten gewünscht worden.

Noch ehe eine Woche vergangen war, konnten gewisse Verabredungen dem Rate unterbreitet werden. Es stellte sich nun heraus, daß der Sieger von Straußberg bemüht gewesen war, der Übereinkunft mit Berlin eine noch festere Gestalt zu geben, durch die natürlich er selbst und seine Bestrebungen am meisten gewinnen sollten. Seine Forderungen bestanden namentlich darin, daß er selbst in seiner Stellung als Feldhauptmann des märkischen Städtebundes nochmals bestätigt, und seinem mitanwesenden Bruder Johann die Landeshauptmannschaft der Mittelmark übertragen werden sollte, von welcher Bischof Johannes von Lebus vorher zurückgetreten war. Das hatte, wie jeder einsehen mußte, die unbedingte Herrschaft der Ritter innerhalb desjenigen Gebietes zu bedeuten, in welchem Berlin-Kölln bisher eine hervorragende Geltung besessen hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß selbst Männer, welche zu großen Zugeständnissen an die mächtigen Kriegsleute bereit waren, den Warnungen der Wins, Ryke und Holekanne Gehör schenkten und dafür sorgen halfen, daß jene Zugeständnisse an gewisse Bedingungen geknüpft wurden. Zwar wurden daher die Ritter vom Rate in der von ihnen beanspruchten Stellung bestätigt, doch sollten sie nur berechtigt sein, den allgemeinen Landesschoß in der Mittelmark zu vereinnahmen, wogegen alle Kriegs- und Beutegelder der auf dem Berliner Rathause befindlichen Bundeskasse zufließen sollten.

Die Quitzows ließen sich diese Einschränkung gefallen, dagegen setzten sie noch einige andere Vorteile für sich durch: Von den 1300 Schock Groschen, die der Herzog von Pommern-Stettin für seine in Straußberg und Bötzow gefangenen Edelleute als Lösegeld zu zahlen hatte, wurden den Rittern 200 Schock zugesprochen, und alle künftigen Lösegelder für Gefangene sollten dem Ritter Dietrich sogar ohne jede Verkürzung zufallen.

Die Brüder konnten in der That mit vollster Befriedigung über ihren Besuch die Spreestädte wieder verlassen. Neben den großen Erfolgen, die sie durch ihre Verhandlungen mit dem Rate erzielt hatten, bürgte ihnen die außerordentliche Beliebtheit, welche sie sich in allen Kreisen der Bürgerschaft, nicht am wenigsten bei den Gewerken, erworben hatten, dafür, daß es gelingen werde, die Berliner allmählich völlig zu umgarnen. Als sie auf Grund der getroffenen Vereinbarungen in der Mittelmark gebieterisch auftraten, stießen sie zwar auf mannigfachen Widerstand bei Stadtgemeinden, Edelleuten und Geistlichen, aber sie griffen scharf ein, verhängten empfindliche Strafen und trieben unter anderm von dem ihnen feindlichen Abte von Lehnin selbst für abgabenfreie Güter den Landschoß mit unerbitterlicher Strenge ein.

Solange die Berliner selbst vor derartigen Bedrückungen bewahrt blieben, schien ihr Einvernehmen mit den Quitzows keine Störung zu erleiden, ja es fehlte selbst in ihrem Rate nicht an Männern, welche mit einem gewissen Behagen

beobachteten, wie gewaltthätig die von ihnen erhobenen Kriegsleute gegen andere verfuhren. Je mehr jedoch deren Macht sich befestigte, desto weniger hatten sie es nötig, auf ihre Bundesgenossen in den Spreestädten Rücksicht zu nehmen, und schon seit dem Frühjahr 1407 wuchsen die Klagen der Berliner über die Landeshauptleute unaufhörlich; — das schlimmste war, daß alle Versuche des Rates, das geschwundene Einvernehmen wieder herzustellen, nicht den mindesten Erfolg hatten.

Am 3. September 1410 saßen die Stadtväter der Spreestädte im Rathause auf der Langen Brücke vollzählig beisammen. Der erste Bürgermeister, Hans Dannewitz, teilte zuerst den Inhalt eines Schreibens mit, welches Markgraf Jodocus durch Vermittlung des neuen Propstes von Berlin, Johannes von Waldow, an den Rat gerichtet hatte.

Ihr wißt, welches Unheil die deutschen Ordensritter im Preußenlande getroffen hat! — begann er — Sie, die am fernen Gestade des baltisches Meeres Vorkämpfer der Christenheit gewesen, sind dem übermächtigen Andrange der wilden Polen und Littauer erlegen. Bei Tannenberg ist am 15. Juli dieses Jahres der Hochmeister Ulrich von Jungingen mit der Blüte seiner Ritterschaft gefallen; es steht zu befürchten, daß der ganze Ordensstaat zu Grunde geht und dessen Gebiet in der Polen Hände fällt. Da seit 8 Jahren die Neue Mark den Rittern verkauft ist, so besorgt der Herr Markgraf nicht ohne Grund, daß die Herrschaft der Polen bis an den Oderstrom ausgedehnt werden könnte . . .

Und was will der gnädige Herr hiergegen thun? — fragte Albrecht von Rathenow, eine Pause des Redners benutzend, mit scharfer Betonung.

Er selber — fuhr Dannewitz fort — hat vorerst keine Maßnahmen im Auge, aber er fordert uns auf, die Angelegenheit sorgsam zu erwägen, und ihm dann ungesäumt mitzuteilen, was wir zu thun gedenken.[1])

Rathenow lachte hell auf:

Das sieht dem Markgrafen grade ähnlich: Auch diese große Staatsangelegenheit sollen wir ihm gefälligst noch abnehmen! Ich dächte, wir hätten — infolge seiner Unthätigkeit und Habgier — grade genug Lasten zu tragen! . . . Ich beantrage daher, daß wir das Schreiben des Herrn Jodocus gar nicht beantworten!

Lebhafte Zustimmung that sich kund, und im Sinne Blankenfeldes ward auch beschlossen.

Mißlicher, — hob nun Nickel Wins an — als jene Sache ist jedenfalls die Lage, in welche wir selber durch die Ritter von Quitzow geraten sind. Ich habe mich vor Jahren, als uns Henning Stroband mit ihnen beglücken wollte, nur sehr schweren Herzens gefügt. Meine Befürchtungen sind nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Sie, die uns treue Bundesgenossen und Helfer sein wollten, haben uns mit einem Ringe von Festungen umgeben, die sie selber oder ihre Spießgesellen behaupten: Plaue, Friesack, Rathenow, Bötzow, Neumühl, Straußberg, Trebbin,

---

1) Ein solches Schreiben des Markgrafen an die Berliner ist vorhanden; es stammt wahrscheinlich aus dem Herbste 1410. — Die Geschichte des Ordensstaates habe ich in fünf Geschichtserzählungen behandelt; vgl. besonders den vierten und fünften Band: „Der Retter der Marienburg“ und „Wie Westpreußen an Polen fiel“.

Saarmund — und Köpenick — ja, namentlich auch Köpenick, das wir uns im Jahre 1387 mit schweren Opfern erworben haben, sind in ihren Händen, also daß sie alle unsre Handelsstraßen beherrschen und unsern Erwerb stören. Es ist ganz sicher, daß sie unsern Untergang herbeiführen wollen, — und dabei kommen sie uns fortgesetzt mit Beschwerden, als wenn wir sie benachteiligten! . . . Wie kommen sie dazu, von uns jene 1300 Schock Groschen, die für die gefangenen Pommern in unsre Bundeskasse geflossen sind, zu fordern und Klagen gegen uns zu erheben, weil wir ihnen besagte Summe verweigern? Sind sie es nicht selbst zufrieden gewesen, daß sie nur einen kleinen Anteil davon erhielten? . . .

Diese Ausführungen fanden vielseitige Zustimmung, und Hans Holekanne rief:

Ganz unerhört ist, was die Rottenmeister des Ritters Dietrich allerorten treiben! Läßt sich schwer sagen, wer von ihnen der schrecklichste Wüterich ist, — der Liebenow, der Achilles, der Otto von Schlegel, der Klaus von Klöden oder der Götze von Predöhl; aber Wüteriche sind sie alle, und der sie anstiftet, ist er selber, der Dietrich! . . . Erst kürzlich haben sie an die Schulzen und Bauern von Lichtenberg und Blankenburg, deren Dörfer uns zugehören, schmähliche Drohbriefe gesandt, und alles zittert vor ihren Banden!

Als ein Gottesurteil ist mir fast erschienen, — bemerkte Henning Perwenitz — was kürzlich Dietrich Quitzow getroffen hat. Zur Taufe eines Sohnes, der ihm Ende Juni geboren war, hatte er auf Schloß Friesack alle Mitglieder seines Hauses versammelt. Daß ihn Herzog Rudolf von Sachsen eben noch vor Wittenberg aufs Haupt geschlagen, schien seine Festfreude nicht zu stören. Warum auch? Seine Banden sind wie die Flöhe; je mehr man deren vertilgt, desto mehr finden sich wieder ein. . . . Nachdem man nun bei dem edlen Herrn Dietrich zu Friesack von dem Gute, das man im Lande umher zusammengeraubt, die Wänste bis zur Übersättigung gefüllt hatte, beschloß man, einer Einladung des Kaspar Gans Edlen zu Putlitz zu folgen, der auch ein junges Gänslein bekommen, welches am nächsten Tage getauft werden sollte, denn wie wir von der werten Ritter Aufenthalt bei uns genugsam wissen, kennen sie nächst Raub- und Kriegszügen keine angenehmere Kurzweil als Fressen und Saufen . . . Diesmal aber sollte ihnen ein Höherer den Braten verderben: Ja, bei der „edlen Gans" zu Tangermünde ging es zwar hoch her; die werten Quitzows thaten den Speisen und Getränken ihres Kumpanen alle Ehre an und meinten dann, daß der Elbstrom ein „Kosebruder" der Trunkenen sei. Darin freilich irrten sie sich sehr, denn als sie in später Nacht über das Gewässer fahren wollten, schlug die Fähre um und Dietrich Quitzow, sein Bruder Kuno und sein Schwiegervater, Schenk Albrecht von Teupitz und Seida, stürzten mit ihrem Gefolge in die Fluten. So nahm der Übermütigen Gelage ein jähes Ende; Schade nur, daß bloß Dietrichs Bruder und Schwiegervater mit 23 Knechten ertranken; man hätte dem Gewässer als Opfergabe noch weit lieber den Dietrich selber gegönnt . . .

Unruhig hatte Hans Dannewitz auf seinem Stuhle gesessen, denn er mochte nicht länger dulden, daß die Verhandlungen der Stadtväter in Erzählungen über die Quitzows ausarteten. Weil aber Henning Perwenitz bei seinen Mitbürgern sehr beliebt war und alle ihm heiter zuhörten, so drückte der Altermann ein Auge zu und ließ ihn zu Ende reden, zumal damals im Rate selten eine gemütliche Stimmung Platz griff. Nun die Geschichte unter dem Beifall der übrigen geschlossen, sagte endlich der Bürgermeister:

Glaube wohl, daß sich mancher gefreut haben würde, wenn Herr Dietrich wie

sein jüngerer Bruder ein vorzeitig Grab in der Elbe gefunden hätte, indes geschah dies eben nicht, und es fragt sich, „ob Henning Perwenitz ein Mittel weiß, wie wir seinen Übermut bändigen mögen . . .

Vielleicht findet das Henning Stroband, — rief dieser — der uns die Quitzows auf den Hals geladen hat und jetzt stumm wie ein Fisch dasitzt!

Wenn solche Thorheiten geredet werden, — entgegnete Stroband — so schweigt man am besten; doch da du mich fragst, will ich dir die Antwort nicht schuldig bleiben: Meines Erachtens muß man nichts versäumen, um einen Bundesgenossen wie Herrn Dietrich bei gutem Willen zu erhalten; wenn wir jetzt unter dessen übler Laune zu leiden haben, so hat's keinen andern Grund als den, daß der Rat an allem, was er gethan, herumgenörgelt und just so gethan hat, als wenn wir ihm zu befehlen hätten und er jederzeit gehorchen müßte . . .

Da brach ein Sturm des Unwillens los und Nickel Wins rief zornig:

Jawohl, wir hätten uns wie geduldige Lämmer abschlachten lassen sollen! Mir deucht, der Stroband führt mehr die Sache unsrer Unterdrücker als unsre eigne!

Eben wollte der erste Bürgermeister einen ernsten Versuch machen, die Gemüter zu besänftigen, denn es stand zu befürchten, daß die heftigsten Gegner einander mit Fäusten bearbeiteten; da ertönte von der Langen Brücke her ein gewaltiger Lärm. Alle schnellten von ihren Sitzen empor und eilten zu den Fenstern des Ratssaales. Unten drängte sich eine erregte Menge, und aus vielen hundert Kehlen drang zorniger Zuruf herauf.

Was ist geschehen? — fragte mit durchdringender Stimme Hans Dannewitz.

Unsere Herden, die im Schutze der „Kuhburgen" sicher zu weiden schienen, . . . die Quitzows haben sie fortgetrieben! — lautete die klagende Antwort.

Schon nahte einer der Stadtknechte.

Atemlos sind einige der Hirten — meldete er — durch das Oderberger Thor hereingekommen und haben verkündet, daß alles Vieh in die Hände Ritter Dietrichs gefallen sei.

Man läute die Sturmglocken! — befahl der Bürgermeister. — Das Maß ist voll! — zürnte Nickel Wins — Wer seine Vaterstadt lieb hat, zieht den Räubern und Strauchdieben nach! . . .

Schnell leerte sich der Ratssaal. Unter den Klängen der Sturmglocken fanden sich nach wenigen Augenblicken die Bürger bewaffnet auf ihren Sammelplätzen ein. Auf dem Alten Markte hielt in der Nähe des Roland auf starkem Rosse Nickel Wins. Schon hatte er von den Hirten die Richtung erkundet, welche die Räuber eingeschlagen hatten; es mußte als sicher gelten, daß sie ihre Beute auf Bötzow getrieben. Vertrauensvoll schauten die gewappneten Innungsmeister und Knappen zu dem kriegsmutigen Ratsherrn empor.

Nickel Wins soll uns führen! — lautete die Losung der Streiter. Und Nickel Wins übernahm den Oberbefehl; sein Wappen, drei Sterne und einen Regenbogen auf blauem Felde zeigend, leuchtete den Bürgern Berlins voran, als sie zum Rachezuge gegen den Quitzow durch das Spandower Thor nordwärts rückten.

Langsam hatte Ritter Dietrich mit seiner Beute in der That den Weg durch die Waldungen genommen, welche Berlin im Norden umgeben. Daß die Herden eine eilige Flucht hemmten, kümmerte ihn wenig, da er alle seine Rotten bei sich hatte und auch nicht darauf rechnete, daß die Bürger sich zu rascher That auf-

raffen würden. Aber hinsichtlich der Berliner hatte er sich diesmal doch verrechnet. Schon in der Nähe des „Heiligen Sees", in der heutigen „Jungfernheide", holten ihn die Spitzen des Bürgerheeres ein.

Da bewährte der grimme Kriegsmann seine gewohnte Kaltblütigkeit. Während die Berliner in blinder Wut auf ihn losbrachen, ordnete er schnell seine Rotten, bot den Feinden einen blutigen Empfang und brachte sie dann durch einen Hinterhalt so völlig in Verwirrung, daß viele wackere Männer getötet, auch viele verwundet und der größte Teil der übrigen gefangen genommen wurde. Wenige Flüchtlinge überbrachten die Hiobspost nach Berlin, das von Wehklagen widerhallte.

Unter den Gefangenen, welche Ritter Dietrich nebst den geraubten Herden nach Bötzow entführte, befand sich auch der Ratsherr Nickel Wins. Höhnisch sprach er diesen an:

Erinnere mich, Herr Niklas, nicht ungern, daß ihr mich, als ich nach Berlin kam, in euerm Hause freundlich bewirtet habt; ihr gebt mir Gelegenheit, es euch zu vergelten!

Mich verlangt nach eurer Güte nicht; — gab Wins zurück — mögt ihr lieber zusehen, wie eines Ritters Ehre dabei bestehen kann, wenn ihr wie ein Strauchdieb handelt und die Bürger, die euch Treue und Glauben bewiesen, hinmordet.

Der Quitzow zuckte die Achseln.

Ihr seid nicht bei Laune, Herr Wins; das soll mich indes nicht hindern, euer in alter Freundschaft zu gedenken!

Er winkte seinem Rottenmeister Liebenow; der band dem gefangenen Ratsherrn alsbald die Hände und legte ihm eiserne Fußschellen an. So ward der Berliner Patrizier in Bötzow eingebracht und dort mit den anderen Gefangenen in düsterm Kerker verwahrt.

Die Gewaltthat des früheren Verbündeten rief einen heißen Kampf hervor, den die Berliner, von einzelnen Städten, besonders von Frankfurt, unterstützt, zur Befreiung ihrer Mitbürger führten. Man kann sich jedoch denken, daß sie dem übermächtigen Kriegsmanne in keiner Weise gewachsen waren und schwere Opfer ohne jeden Erfolg brachten. In ihrer Not suchten sie allenthalben Hülfe, selbst bei dem edlen Markgrafen Jodocus. Der nahm sich der traurigen Angelegenheit insoweit an, daß er den Bischof von Lebus und den Berliner Propst beauftragte, „mit Dietrich von Quitzow einmal ernstlich zu reden". Was dabei herauskam, kann man sich freilich denken: Die Quitzows trieben ihr Unwesen noch ärger denn zuvor. Während sie die Gefangenen weiter mißhandelten, zogen sie jeden Berliner Kaufmann, dessen sie habhaft werden konnten, „nackt aus", und der einzige Trost, welcher den Spreestädten blieb, bestand darin, daß es den Bürgern aller übrigen Gemeinden der Mark nicht besser erging.

Einige Hoffnung mochten die Spreestädte schöpfen, als ihnen am 17. Januar 1411 von dem Rate Frankfurts gemeldet wurde, daß es diesem und dem Propste Johannes von Waldow gelungen sei, in den Mauern der Oderstadt eine gütliche Verhandlung zwischen Dietrich von Quitzow und den Berliner Bürgermeistern zu veranlassen. Aber diese Hoffnung wurde nur zu bald zu Schanden.

In den letzten Tagen des Januarmonats langte aus Frankfurt ein Bericht der drei Bürgermeister Hans Dannewitz und Thomas Heideke von Berlin und Jakobus Nabel von Kölln bei dem Rate der Spreestädte ein, welcher folgendes besagte:

Sie selbst hätten die Entscheidung der in Frankfurt versammelten Herren und

Stadtvertreter angerufen, aber Dietrich von Quitzow sich derselben nicht unterworfen. Dieser habe sich, indem er trotzig fortgeritten, dem Rechtstage entzogen . . .

Lebhaft wurde dieser Bericht von der gesamten Bürgeschaft besprochen, aber eigentümlich genug, derselbe war zugleich mit einer andern bedeutsamen Kunde eingetroffen: am 18. Januar 1411 war zu Brünn der unselige Markgraf Jodocus kinderlos gestorben; — sein Erbe war in den Marken Karls IV. Sohn Sigismund, König von Ungarn.

Was wird nun mit uns werden? — fragten sich alle — Dürfen wir hoffen, daß es besser werde?

Das Einzige, was wir vorläufig sagen dürfen, — meinten manche — ist das: Schlimmer, als es jetzt ist, kann es nicht werden! . . . Vielleicht wird es sogar besser! . . . König Sigismund, es ist wahr, hat einst nicht gut an uns gehandelt, da er die Marken an Jodocus verpfändet und diesem hernach ganz überlassen hat; — aber er ist jetzt älter geworden, und über Ungarn soll er machtvoll walten . . . Wenn man ihm die Not der Städte und des Landes genau darlegte, die einen Stein erweichen könnte, — sollte er dann nicht auch Mitleid empfinden und sich unser annehmen?

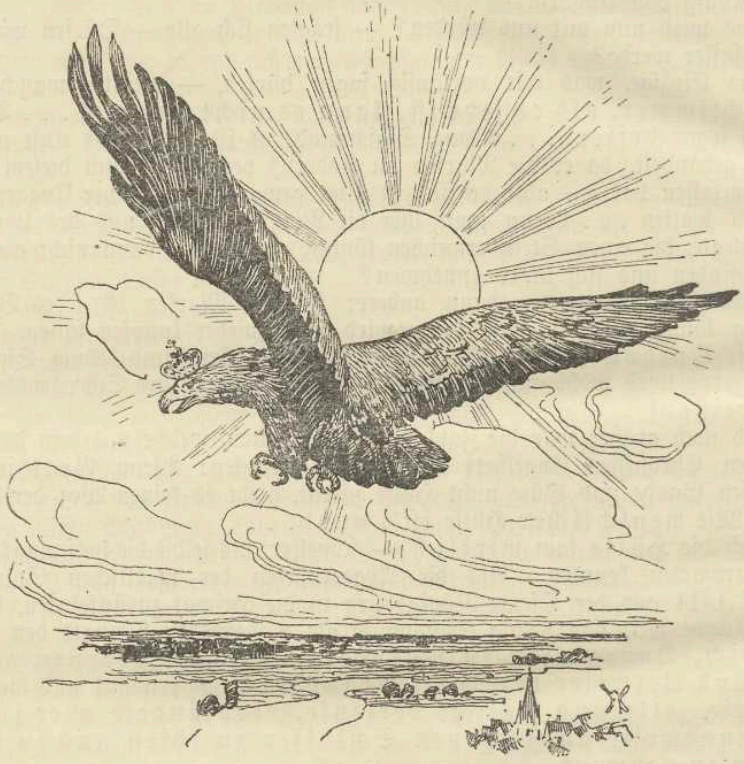
Kleinmütig entgegneten dann andere: In den Marken ist jedes Band der Ordnung längst zerrissen, und kaum wird sich's wieder knüpfen lassen. Gewalt haben die Quitzows allein; sie gebieten gleich Fürsten, und König Sigismund in der Ferne wird wohl am wenigsten Zeit finden, ihnen ihre Schreckensherrschaft zu entreißen!

Und noch größer war die Zahl der Verzweifelten, welche mit dem damaligen märkischen Chronisten Engelbert Wusterwitz ausriefen: Wenn Gott in seiner grundlosen Gnade und Güte nicht Hülfe schafft, giebt es keinen Weg der Rettung mehr! Mit menschlicher Hülfe ist's aus! . . .

Doch die Hülfe kam wirklich — schneller, als selbst die hoffnungsseligsten Herzen erwarten konnten. Als die Abgeordneten der märkischen Stände am 25. Juli 1411 aus der Ofener Königsburg in die Heimat zurückkehrten, brachten sie die Kunde mit, daß König Sigismund am 8. desselben Monats den Fürsten Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, zu einem „obersten Hauptmann und Verweser der Mark Brandenburg" ernannt und diesem befohlen habe, „alle und jegliche versetzte, verpfändete oder sonst in Amtmannsweise ausgethanen Schlösser zu lösen und zu seinen Händen zu nehmen".

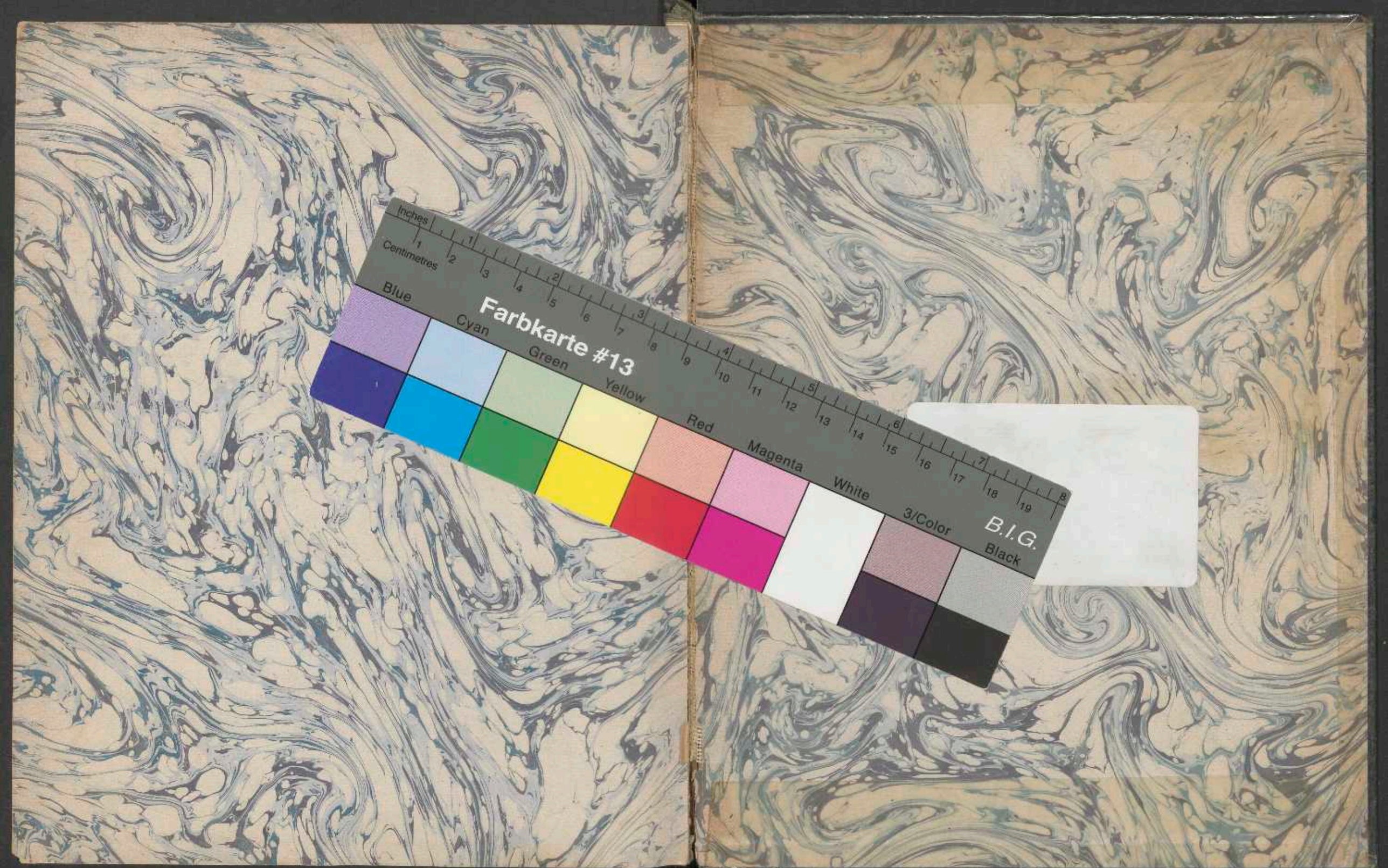
Diese Willensäußerung des Königs lautete sehr bestimmt, und was man von dem neuen „Verweser" erfuhr, deutete an, daß er der Mann sei, die Befehle des neuen Landesherrn zu vollstrecken. Zwar standen von den besten Söhnen der Mark viele noch abwartend beiseite, aber schon nahm der Hohenzollernaar seinen Flug zu den Niederlanden an Elbe und Oder, damit unter seinen gewaltigen Fittichen diese, und mit ihnen auch die Spreestädte Berlin-Kölln, aufs neue Frieden und Sicherheit fänden, sich machtvoll weiter zu entwickeln — ihrer großen Zukunft entgegen.

ENTSÄUERT
PAL 2020



Lippert & Co. (G. Päßʼsche Buchdr.), Naumburg a/S.

N11<01272259701


Farbkarte #13
Inches
Centimetres
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
B.I.G.